

C. Francis

1833.

C. Francis
1833.

1833-

Zur
Vermittlung der Extreme
in den
Meinungen;

von

Friedrich Ancillon.

Inter utrumque tene.
OVID. MET. L. II.

Erster Theil.

Geschichte und Politik.

Berlin,
verlegt bei Duncker und Humblot.

1828.

Inhalt.

Vorwort.

Schon Leibnitz hat gesagt, daß es in dem ganzen System unserer Kenntnisse keine Wahrheit gebe, welcher nicht etwas Irriges oder Falsches beigemischt wäre, und keinen Irrthum, in welchem nicht etwas Wahres enthalten sey. Demgemäß, und aus dieser Ueberzeugung, die das Resultat seiner tiefen Forschungen war und ihn immer zu neuen Forschungen in der Geschichte der Meinungen aller Zeiten antrieb, hat er alle Philosopheme der früheren Jahrhunderte mit scharfsinniger Unbefangenheit durch eine unpartheiische Prüfung ergründet, gesichtet, beurtheilt und benutzt.

Leibnitzens Ausspruch bewährt sich noch alle Tage, und leuchtet einem jeden ungetrüb-ten Auge ein. Vielseitigkeit allein führt zur Wahrheit, Einseitigkeit ist die Quelle der meisten Irrthümer, weil in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Natur alle Dinge viele und verschiedene Seiten darbieten. In der Regel faßt ein jeder Mensch nur eine oder ei-nige Seiten der Gegenstände auf, und diese bestimmen oder veranlassen seine individuel-len Ansichten. In so fern es sich auf die-se von ihm wahrgenommene Seite des Ge-genstandes bezieht, hat sein Urtheil einige Wahrheit; aber in so fern ihm die anderen Seiten des Gegenstandes entgehen und, von ihm vernachläßiget oder übersehen, nicht in Anschlag gebracht werden, verliert sein Ur-theil an Wahrheit. Mehr oder minder be-deutende Irrthümer schleichen sich auf diese Art in das ganze System unserer Vorstellun-gen ein, und können nur durch eine vollstän-

dige Kenntniß aller Bestandtheile der Dinge und ihre gründliche Vergleichung mit einander, beseitiget werden.

Auch stehet im Weltall kein einziges Wesen von allen anderen abgeschnitten und isolirt da. Die verschiedenen Wesen üben auf einander eine ununterbrochene Wechselwirkung aus. Diese Wechselwirkung, die erste Bedingung ihres Daseins, ist von ihnen unzertrennlich, und es ist unmöglich, sie wahrzunehmen, zu verstehen, zu begreifen, wenn man nicht ein jedes einzelne Wesen in allen seinen Beziehungen zu der dasselbe umgebenden Welt zu erkennen trachtet.

Könnte ein Wesen von allen anderen abgeschnitten werden, so würde dessen Dasein aufhören. Könnte man auch eine solche Trennung in Gedanken zu Stande bringen, so würde man doch in der Idee ein solches isolirtes Wesen nicht fassen und festhalten können. Nur in seinem Zusammenhange mit

allen anderen Theilen der Natur findet es seinen wahren Sinn und die ganze Entfaltung seines Daseins.

So wie die Wesen beschaffen sind, so müssen es auch unsere Vorstellungen, unsre Begriffe, unsere Urtheile und unsere Grundsätze seyn, denn sie sind nur dann wahr, wenn sie der Realität der Wesen entsprechen. Sie müssen also zusammenhängen, und hangen in der That zusammen wie die Wesen selbst. Auch sie üben auf einander eine stete Wechselwirkung aus, immer zugleich begrenzend und begrenzt, bestimmend und bestimmt.

Jedesmal also, wenn wir irgend eine Vorstellung, einen Begriff, einen Grundsatz von allen anderen mit ihm verwandten absondern, ihn allein aufstellen, ihn von allen Beschränkungen befreien, und ihm eine unabhängige, unbedingte, allgemeine Wahrheit zuschreiben oder andichten, büßt er nothwendig einen Theil seiner Richtigkeit und Wahrheit ein,

eben so wie ein auf diese Art isolirtes Wesen sein Dasein verlieren würde. Denn die Realität ist die Wahrheit der Wesen, so wie die Wahrheit der Ideen die Realität derselben ausmacht.

Solche von ihrer Umgebung getrennte, von den Wurzeln, die sie mit anderen Ideen verbinden, losgerissene Idee, gestaltet sich zu einem Extrem, welches, als ausschließliches Princip aufgestellt, keine Wahrheit haben kann. Ein solches Verfahren hat gewöhnlich zur Folge, daß man ihm als Correctiv ein anderes Extrem entgegensetzt, welches aber, statt als Heilmittel zu wirken, nur eine andere nicht minder gefährliche Krankheit des Geistes veranlaßt.

Die extremen Meinungen und Urtheile entstehen aus verschiedenen Quellen; bald aus einem engen, beschränkten Verstande, bald aus einer leidenschaftlichen Bewegung des Gemüths, die das Auge trübt, Umsicht

und Einsicht verhindert. Oefters auch, bei einem umfassenden Geist und mit ruhiger Besonnenheit, verfährt man absichtlich auf diese Art, um gewissen Lieblingsideen Eingang zu verschaffen.

Aber welches auch der Ursprung einer solchen Einseitigkeit seyn mag, so bleibt sie immer gleich verderblich. Sie ist es um so mehr, da in der Regel solche einseitige Extreme viel Anhänger finden: sie verführen die schwachen Köpfe durch ihre anscheinende Einfachheit, die lebhaften Gemüther durch die grellen, glänzenden Farben, mit welchen man sie ausmalt, und die energischen Menschen durch eine Art von Kraft, die in ihnen zu liegen scheint.

Die Wahrheit hat vielleicht keine größeren Feinde als die excentrischen Urtheile und die extremen Meinungen. Wenn das Wesen der Wahrheit in der Harmonie der Begriffe, in der Verschmelzung aller Verhältnisse zur

Einheit, und in der vollständigen Auffassung der Dinge besteht, so sind die Extreme grade ihre Gegensätze.

Je einfacher ein Gegenstand ist, um so verfänglicher, aber auch um so weniger nachtheilig wird es, in Hinsicht seiner in eine extreme Meinung zu verfallen. Je zusammengesetzter der Gegenstand, um so mehr ist Vielseitigkeit nöthig, wenn man ihn ganz ergründen will, und um so mehr entfernt man sich von der Wahrheit, wenn man sich extremen Urtheilen hingibt.

Dieses ist besonders mit der Geschichte und der Politik der Fall. Diese Wissenschaften haben es mit dem Menschen zu thun, einem wahren Mikrokosmus, der alle möglichen Gegensätze darbietet, in sich vereinigt und verbindet. Die Gegenstände, auf welche diese Wissenschaften sich beziehen, bestehen aus so mannigfaltigen Elementen, daß sie ihren Zweck nothwendig verfehlen müssen,

wenn sie nicht auf alle Verhältnisse Rücksicht nehmen.

Extreme Meinungen sind hier mehr als irgendwo am unrechten Orte, und wirken am verderblichsten, weil hier sehr leicht unrichtige Begriffe zu ungerechten Handlungen verführen, und excentrische Ideen eine abnorme und excentrische Thätigkeit erzeugen. Doch kann man nicht in Abrede seyn, daß heutzutage solche Ideen die Grundlage der Lieblingstheorien abgeben. Nicht in dem, was diese Theorien behaupten, sondern in dem, was sie unbeachtet lassen und nicht berücksichtigen, liegt die Quelle der meisten Irrthümer. Selten sind solche Theorien ganz falsch, aber immer einseitig, und also theilweise unrichtig. Um sie der Wahrheit näher zu bringen, muß man sie wieder mit allen Ideen in Verbindung setzen, von welchen sie sich losgerissen haben, und die doch allein geeignet sind, ihnen durch heilsame Beschränkung und noth-

wendige Modificationen Allgemeingültigkeit zu geben.

Es würde also zur wahren Tagesordnung gehören, den Sätzen und den Gegensätzen, die sich oft in der öffentlichen Meinung so schroff und so grell einander entgegenstellen, ihr Recht widerfahren zu lassen, und sie durch Vergleichung wechselseitig zu berichtigen. Eine solche Vermittlung zwischen den Extremen in der Geschichte und in der Politik habe ich an einigen Lehren derselben versucht. Ob sie mir nicht ganz mißglückt ist, werden die besonnenen, nüchternen, unpartheiischen Leser entscheiden. Wer sich zu keinem der feindseligen Banner, die leider in der politischen Welt sich bekämpfen, bekennt, selbst aber bei einer jeden Frage den extremen Meinungen die Spitze bietet, hat in der Regel beide kriegführenden Partheien gegen sich, und läuft Gefahr, von beiden verkannt und verschrieen zu werden. Allein gerade dieses Schicksal

muß ihn erfreuen, weil es ihm die Wahrheit seiner Behauptungen gewissermaßen verbürgt. Mit der Zeit legt sich die Hitze des Kampfes, die bewegten Gemüther gelangen zur Ruhe, die Leidenschaften kühlen sich ab, die Interessen, so wie die Ideen, gleichen sich durch Nachdenken und Erfahrung aus, und am Ende behält die Wahrheit doch allein Recht.

C'est sortir de l'humanité que de sortir du milieu: la grandeur de l'âme humaine consiste à savoir s'y tenir; et tant s'en faut que sa grandeur soit d'en sortir, qu'elle est à n'en point sortir.

Pensées de Pascal.

Ueber

Ueber die Einwirkung

der

klimatischen Verhältnisse

auf den Menschen.

Satz. Das Klima, in seiner allgemeinsten Bedeutung, als der Inbegriff aller materiellen Bedingungen des Lebens, entscheidet ausschließlich über den Geist, den Charakter, die Neigungen, die Laster und die Tugenden, die ästhetische und wissenschaftliche Tendenz eines Volks; die moralischen Ursachen sind nur Wirkungen der physischen.

Gegensatz. Die materiellen Ursachen veranlassen Vieles im Menschen, bestimmen und entscheiden Nichts. Die geistigen und moralischen Ursachen bedingen Alles, und die Freiheit überflügelt und besiegt die anscheinende Nothwendigkeit.

Welchem Lehrbegriff über die Natur der Seele und ihrer geheimnißvollen Verbindung mit dem Körper man auch anhängen mag; welche Ansicht man auch von der Wechselwirkung ihrer Erscheinungen hat, so leidet es keinen Zweifel, daß der Grad der Länge und der Breite, und alle Umstände, die man gewöhnlich unter dem Namen Klima begreift, die physischen Verhältnisse eines Landes bestimmen; daß diese Verhältnisse auf die Organe des Körpers wirken, und daß diese Organe, in Hinsicht der Receptivität so wie der Thätigkeit der Seele, mehr oder minder entscheiden.

Diese physischen Ursachen und Verhältnisse, welche das Klima bestimmen, zeigen vor allen Dingen ihre Wirksamkeit bei den Pflanzen und Thieren eines Landes, und indem sie dadurch einen unmittelbaren Einfluß auf die Lebens- und Nahrungs-Art des Menschen ausüben, haben sie auch einen mittelbaren auf die Natur seiner Arbeit, und einen noch mittelbarern auf den Entwickelungsgang seiner Cultur. Das Klima erzeugt gewisse Bedürfnisse, und läßt andere, die mit ihm unverträglich sind, nicht aufkommen; es erschafft bald Mittel bald Hindernisse, dieselben zu befriedigen.

In der Frage vom Einfluß des Klima auf den geistigen und moralischen Menschen, muß man, einmal, sorgfällig unterscheiden, was das Klima hervorbringt und was es veranlaßt, seine unmittelbaren und seine mittelbaren Wirkungen; dann, muß man sich über den weitern und engern Sinn, den man dem Worte Klima beilegt, verständigen. Ganz anders fällt die Beantwortung der Frage aus, je nachdem man den Begriff ausdehnt oder beschränkt; ob man darunter nur die Temperatur und Alles, was auf dieselbe Einfluß hat, wie die Höhe und Richtung der Berge, den Lauf der Flüsse, die Nähe oder Entfernung des Meeres; oder ob man das Wort Klima auf die Gesammtheit der materiellen Bedingungen der Existenz eines Volks, und der physischen Gegenstände in deren Mitte es gesetzt worden, ausdehnt.

Macht die Natur den Menschen? oder macht der Mensch die Natur? so stehet eigentlich die Frage vom Einfluß des Klima.

Kein Mensch wird leugnen, daß hier Wirkung und Gegenwirkung sey. Aber es fragt sich, welche Thätigkeit ist die erste, die wirksamste, die entscheidende; wo hebt die Nothwendigkeit der Naturgesetze an? wo hört sie auf? wie beschränkt sie die Kraft des Menschen? Man kann beide Ansichten übertreiben, und hat beide übertrieben.

Wenn man aber unter Klima auch alle physischen Ursachen, welche die Organisation und das Leben des Menschen bestimmen, begreift, so ist doch die

Wirkung des Klima nur in den Extremen entscheidend und offenbart nur da ihre ganze Gewalt. In den kalten Zonen und in der heißen wird der Mensch weit mehr als in den gemäßigten von den physischen Ursachen beherrscht.

Je roher der Zustand eines Volks, je mehr Alles bei ihm noch in der Kindheit, dem Leben der Wildheit oder der Barbarei kaum entwachsen, befangen ist, um so mehr üben auf den Menschen die physischen Ursachen eine Art von Allgewalt aus. Je mehr er sich von diesem Zustande und von der reinen Animalität entfernt, desto weniger wird er von diesen Ursachen beherrscht, desto mehr gewinnen andere die Oberhand.

Nie kann der Mensch sich der Herrschaft der physischen Ursachen ganz entziehen, und die Bedingungen seines physischen Lebens, wie sie in einem gegebenen Lande scharf, bestimmt und gebieterisch sich aussprechen, müssen unstreitig von den Gesetzgebern beherzigt und berücksichtigt werden. Nicht ungestraft würde man versuchen, sich über sie wegzusetzen oder ihnen entgegen zu handeln. Aber der Mensch muß streben, von der Gesetzgebung der Natur sich immer mehr zu befreien, und nicht allein über dieselbe die Gesetzgebung der Freiheit setzen, sondern ihr immer mehr einräumen. Auch kann man nicht in Abrede seyn, daß die Gesetzgebung der Freiheit manchen Sieg über die der Natur erfochten hat, und die gegebenen Zwecke den selbstgewählten Zwecken zu weichen gezwungen hat.

Die Gesetze, sie mögen nun bürgerlicher oder politischer Natur seyn, müssen immer auf das Klima Rücksicht nehmen und die Wirkungen desselben in Anschlag bringen; aber sie müssen nicht auf dasselbe allein berechnet seyn, noch strenge derselben Richtung folgen. — Wenn das Klima gewisse Neigungen oder gewisse Leidenschaften gibt, so muß die Gesetzgebung zwar nicht auf eine schroffe Art demselben die Spitze bieten und eine ihm ganz entgegengesetzte Tendenz annehmen, aber sie muß suchen, demselben entgegen zu wirken, und die Gewalt der physischen Ursachen wenn nicht brechen, doch auch nicht verstärken. — Die Gesetzgebung der Natur kann zu gewissen Lastern Antrieb geben; dann muß die Gesetzgebung der Freiheit ihnen entgegen arbeiten. Die Gesetzgebung der Natur kann ausschließlich zu gewissen Tugenden Anlagen ertheilen; dann muß die Gesetzgebung der Freiheit dieselbe nicht bekämpfen, sondern nur durch die Pflege und die Verbreitung anderer Tugenden, zu welchen der Charakter eines Volks nicht hinneigt, verhindern, daß keine ausschließliche oder einseitige Richtung bei ihm Statt finde.

Montesquieu's ganze Theorie über die Wirkungen des Klima's scheint auf der einfachen Beobachtung zu beruhen, daß die Kälte die Fibern und die Nerven der Schafzungen zusammenzieht, und daß die Hitze dieselben ausdehnt. Es grenzt an das Lächerliche, eine so tief und allgemein eingreifende Theo-

rie, wie die seinige, auf eine einzelne Thatsache zu bauen, wäre diese letztere auch, was sie nicht ist, in dieser Sache entscheidend.

Das Klima und dessen Verschiedenheiten rühren ja nicht einzig und allein von dem Unterschied der Hitze und der Kälte her, sondern von einer Menge anderer Ursachen, die der Hitze und der Kälte entgegenstehen und entgegenwirken.

Die Einwirkung der Hitze und der Kälte wird in einem jeden organischen Wesen von seiner idiosynkratischen Natur verschiedentlich modifizirt, und durch das Urgewebe der Fasern, der Nerven, der Muskeln, der Gefäße dermaßen in ihren Folgen entweder gesteigert oder geschwächt, daß ihre Natnr nicht dieselbe bleibt.

Die ganze Theorie von der Macht und der Einwirkung der klimatischen Wärme und Kälte kann wahr seyn, wenn es die Extremen gilt. Aber in allen mittleren Potenzen, auf allen Zwischengraden, findet diese Theorie keine Anwendung, oder nur eine sehr beschränkte.

Es ist vielleicht kein Trieb, kein Gefühl, keine Leidenschaft, wo die Einwirkung des Klima augenscheinlicher und unbezweifelter wäre, als in dem Geschlechtstriebe, weil er eigentlich in einem physischen Bedürfnisse seine Wurzel hat. Aber auch in dieser Hinsicht werden die physischen Ursachen von den moralischen bis ins Unendliche modifizirt und sehr überwogen. Die Religion, die Gesetzgebung, die Sitten,

die Cultur können den Charakter der Geschlechtsliebe auch in den wärmsten Klimaten verändern, und daß eine gewisse Religion, eine gewisse Gesetzgebung und eine gewisse Cultur nicht von einem gewissen Grade der Länge und der Breite, von einem gewissen Grade der Wärme und der Kälte unzertrennlich sind, beweisen die Erfahrung und die Geschichte.

In Kleinasien hat, in Hinsicht der Verhältnisse der beiden Geschlechter, der Griechische Polytheismus, so wie späterhin die Christliche Religion, ganz andere Früchte getragen als die Mohammedanische. Freie Staaten haben da geblühet, wo unter der eisernen Ruhe des Despotismus Alles hinwelkt. Kleinasien war in der Cultur dem eigentlichen Griechenland vorangegangen; so groß war der Schwung, den grade das herrliche Klima und das gesegnete Land, von den moralischen Ursachen befördert und unterstützt, dem Geiste gegeben hatten. Die Frauen-Liebe hatte damals in Kleinasien nicht das idealische, geistige Gepräge, welches ihr das Christenthum aufgedrückt hat; allein sie hatte doch einen feinern, zartern, mildern Charakter, als der, den sie heute dort angenommen hat. Die Polygamie und die Mohammedanische Religion haben Alles verdorben und zerstört. Aber beide sind nicht Früchte des Klima, da die eine früher in denselben Ländern nicht bekannt war, und die andere sich über Länder verbreitet hat, die in Hinsicht des Klima von dem Orte ih-

rer Geburt, von ihrer Wiege, Arabien, sehr verschieden sind.

Wenn der Einfluß des Klima so überwiegend, ja ausschließlich entscheidend beim Menschen wäre, so würde man nicht unter allen Zonen, die Pole und die Linie vielleicht ausgenommen, alle Arten von Tugenden und von Lastern, von Talenten und von Genie finden; wie es doch der Fall ist. Nur wird hier oder dort das Eine oder das Andere häufiger oder seltener gefunden. Woher käme es, wenn die Theorie von den Einwirkungen des Klima die richtige wäre, daß in intellectueller und moralischer Hinsicht, mit wenigen und unbedeutenden Ausnahmen, man sagen kann das *omnis fert omnia tellus*? Entweder wird das Urgewebe der Organisation bei dem Menschen in den verschiedenen Regionen der Erde nicht dermaßen von klimatischen Verhältnissen modifizirt oder vielmehr bestimmt, daß es einen unverlöschlichen Grundcharakter hätte; oder die moralischen Ursachen haben bei dem Menschen ein entschiedenes Uebergewicht über die physischen.

Auch sogar bei den Thieren, ja bei den Pflanzen, wo die physischen Kräfte vorherrschen und wo die moralischen und geistigen gar nicht einwirken, sieht man, daß die Verpflanzung der meisten Gewächse und die Versetzung sehr vieler Thierarten unter die verschiedenartigsten Klimate glücklich Statt finde. Sind nicht unsere Gemüse und Obstarten, sind nicht die meisten unserer nutzbaren Thiere fremden Ursprungs, und hat sie nicht Europa von Asien entlehnt?

Man hat oft ausschließlich der Einwirkung des Klima den Muth gewisser Völker, die Unbeweglichkeit der Asiatischen Völker, den Monachism, den Hang zum Wein und zu geistigen Getränken, die Neigung zum Selbstmord, den ernsten und finsteren Charakter der Engländer, die Achtung oder Verachtung der Frauen, ja den Charakter der Litteratur, zumal der Dichtkunst bei den verschiedenen Völkern, zuschreiben wollen. Alle diese einseitigen oder übertriebenen Behauptungen verdienen Berichtigung, oder Einschränkung, oder völlige Widerlegung.

Es gibt verschiedene Arten von Muth. Der physische Muth, der aus dem Gefühl der einem Individuum inwohnenden physischen Kraft und vielleicht aus einer gewissen Temperatur des Bluts entsteht, und der Muth des Geistes, der aus der Intelligenz oder vielmehr aus dem Charakter hervorgeht. Der erste ist blind, der andere besonnen; der eine trotzt nur den physischen Gefahren, der andere Gefahren aller Art; dieser setzt Ideen, jener nur sinnliche Gefühle voraus.

Es gibt auch einen passiven, leidenden Muth, und einen unternehmenden, thätigen Muth. Der erstere macht, daß man Alles ruhig, gelassen und geduldig erträgt; der zweite, daß man, um nicht in den Fall zu kommen, Vieles zu ertragen, Vieles unerschrocken wagt.

Der erstere wird weit öfter und viel mehr als der zweite vom Klima bedingt. Die Indier, die ohne

Schwertstreich von Allen, die es unternommen haben, unterjocht worden sind, und die unempfindlich und unmännlich Alles über sich ergehen lassen, haben nicht den thätigen Muth, weder den physischen noch den moralischen. Aber dieselben Indier beweisen durch das, was irrige Religionsbegriffe über sie vermögen, daß sie den leidenden Muth besitzen, daß ihre natürliche Feigheit von moralischen Triebfedern überwogen und überwunden werden kann, und daß unter glücklicheren Umständen geistige Ideen ihnen auch den thätigen Muth einflößen würden.

Die mittäglichen Völker haben weit mehr als die nördlichen reges, äußeres, sinnliches Leben, das zwar öfters mit einer gewissen Genialität in den Tiefen des Gemüths zusammenhängt, aber auch eine Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit voraussetzt oder herbeiführt, welche der bindenden Gewalt der Gesetze sehr bedürfen. Die nordischen Völker hingegen schreiten langsamer, aber ruhiger und sicherer auf der Leiter der Cultur empor; sie entwickeln sich allmählig, aber beinahe ohne äußere Leitung und äußere Hülfsmittel. Lange haben sie ohne eigentliche gesellige Ordnung, und ohne zwingende Gewalt gelebt. Es ist in ihnen mehr eine gewisse Negativität, in den anderen mehr Positivität.

Daß eine rastlose, fortschreitende, sich stets erneuernde, bald zerstörende, bald schaffende Bewegung der Hauptcharakter von Europa ist; daß die Ruhe, eine ununterbrochene, immer wieder zurückkehrende, sich

immer von selbst wieder erzeugende Ruhe, das Charakteristische von Asien sey, ist gar nicht zu leugnen. Wenn ich von der Bewegung hier rede, so gilt es nicht diejenige, die aus dem Wechsel der Begebenheiten entstehet, denn Asien hat, wo nicht mehr, doch gewiß eben so viele und so große Begebenheiten erlebt, als Europa; aber ich rede von der Bewegung der Ideen, der Sitten, der Verhältnisse, und so auch von der Ruhe und dem Stillstande derselben.

Daß diese Ruhe sich nicht allein und ausschließlich aus dem Klima erklären läßt, beweiset die einfache Thatsache, daß nach vier Jahrhunderten die Osmanen in Europa in ihrem ganzen bürgerlichen und politischen Wesen dieselbe Unbeweglichkeit und Unwandelbarkeit zeigen.

Woher dieses sonderbare Phänomen von den bürgerlichen und politischen Institutionen der Türken? Wo die Gesetzgebung sich auf einer solchen Religion, wie die Mohammedanische, gründet, oder vielmehr mit einer solchen zusammenfällt; wo die Vielweiberei die physische und moralische Ausartung herbeiführt; wo auf den häuslichen Despotismus sich der politische stützet und erhebt; wo die erobernde Nation sich fortwährend von der eroberten absondert und unterscheidet; wo es ein durch Gewalt herrschendes und ein unter dem Druck gehaltenes Volk gibt: da fürchtet man über alles jede Bewegung, da darf, und will, und kann man sich nicht frei bewegen.

Dieselbe träge Ruhe, welche die Gesetze und die Institutionen auf demselben Punct der Vollkommenheit oder vielmehr der Unvollkommenheit festhält, macht auch, daß die Kleidungsart, die Manieren, die Sitten bleiben, was sie vor Jahrhunderten waren. Viel Abwechselungen in solchen Dingen setzen eine geistige Thätigkeit voraus, die das Bedürfniß der Bewegung, der Mannigfaltigkeit, der Veränderung hervorruft und immer neue Erfindungen und Combinationen zum Vorschein bringt, die man erzeugt, sey es auch nur um zu neuen Eindrücke und neuen Vorstellungen zu gelangen. So war vielleicht den Asiaten die Kleidungsart vom Klima ursprünglich angewiesen. Aber die ihnen angeborne Trägheit macht, daß sie beim Alten verbleiben, und dieselbe Tracht hat sich durch alle Jahrhunderte durchgewunden. Die Mode, die allmächtige Göttin in Europa, existirt bei ihnen gar nicht: sie wechselt eben so wenig in Hinsicht des Stoffes als der Form.

Mit dieser Unbeweglichkeit der Institutionen und der Gebräuche im Morgenlande, hängt der Reiz zur Trägheit zusammen, sey es, daß beide Neigungen eine und dieselbe Wurzel haben, sey es, daß die Trägheit zur Unbeweglichkeit führe. Das Klima hat unstreitig Einfluß auf die Thätigkeit oder Unthätigkeit, nicht allein, weil das Klima den Körper stärkt oder schwächt und die Bewegungsorgane beflügelt oder lähmt, sondern weil das Klima die Zahl der Bedürfnisse vermindert oder vermehrt, und die Herbeischaffung der Mittel zur Befriedigung derselben

erleichtert oder erschwert. Nun thut ein mildes, warmes, fruchtbares Klima das erstere, und gibt dadurch der Trägheit einen eigenen Reiz. Allein auch hier muß man nicht die Wirksamkeit des Klima übertreiben. Ohne Arbeit zu leben, wenn es möglich wäre, fühlte sich im Grunde jeder Mensch geneigt, im Abend- wie im Morgenlande. Die Noth führt zur ersten Arbeit; Liebe zum Genuß erwacht später, und läßt uns manches Schwere unternehmen und ertragen, was nicht nothwendig wäre. Am Ende erwacht die Liebe zum Genuß der Arbeit selbst; noch höher stehet und noch später erwacht die Arbeitsamkeit aus Grundsätzen, welche uns dieselbe als heilige Pflicht auflegen. Der glücklichste Staat wäre unstreitig derjenige, in welchem, außer wenn man alt und abgelebt oder krank und unvermögend wäre, man, ohne zu arbeiten, keine Mittel fände, das Leben zu fristen, und wo Der, welcher Trieb zur Arbeit fühlte, immer sicher wäre, Arbeit zu finden und vermöge seiner Thätigkeit sich nicht allein das zur Erhaltung des Lebens Nöthige, sondern alle Annehmlichkeiten des Lebens zu verschaffen. Also hätte man Unrecht, dem Klima allein den Hang zur Unthätigkeit zuzuschreiben. Er ist eben so tief in der menschlichen Natur gegründet; als der Trieb zur Thätigkeit ihm kann aber entgegengewirkt werden, und er entwickelt sich nur dann wenn die Institutionen und die Gesetze ihn nicht bekämpfen. Die Regierung kann dies auf eine zwiefache Art; einmal, indem sie dem Volke neue Bedürfnisse einimpft, zu deren Befriedigung

Production und Arbeit erforderlich sind, oder indem, durch Anregung neuer Ideen und durch Erweckung des Thätigkeitstriebes, sie Liebe zur Arbeit selbst einzuflößen weiß. Eigenthum, Sicherheit, Freiheit, reichen oft nicht hin, die angeborene Trägheit des Menschen in Thätigkeit zu verwandeln. Man sehe mehrere der kleinen Cantone der Schweiz. Allein es ist darum nicht minder wahr, daß das Gegentheil jener Erfolge, nämlich Unsicherheit des Eigenthums und Mangel an Freiheit, den Hang zur Trägheit sehr vermehren.

Weil man die Trägheit gewisser Völker einzig und allein aus dem Klima herleitete, hat man auch den Monachism, der mit der Trägheit unstreitig Wahlverwandtschaften hat, aus demselben erklären wollen.

Allein der Monachism hat einen andern Ursprung. Er ist eine Verirrung des Geistes und des Gemüths, und entstehet aus der Uebertreibung einer wahren, aber einseitig gefaßten und also falsch gewordenen Idee, nämlich die, daß Entbehren und Entsagen, an sich, ohne Zweck und ohne Noth, die Hauptbedingungen der Tugend sind und den Christlichen Heroismus bilden. Diese Uebertreibung ließ glauben, daß es sicherer und leichter sey, der Welt zu entsagen, als der Welt und ihren Reizen zu widerstehen, und daß das Heil der Seele sich mit einem thätigen und gemeinnützigen Leben schwer vereinbaren lasse.

In Aegypten und im ganzen Morgenlande waren, in der ersten Zeit der Entstehung des beschau-

lichen Lebens und noch später, nur Anachoreten und Waldbrüder, nicht eigentliche Mönche. Im Abendlande schlossen sich früher Diejenigen, die der Welt entsagen wollten, einer gemeinschaftlichen Regel an, und bildeten Ordensgemeinschaften. Im Abendlande waren die Mönche in ihrer ersten und besten Zeit arbeitsam und nützlich, theils durch Urbarmachung der Ländereien, oder durch die Pflege der Armen, oder durch die Sorge für den öffentlichen Unterricht und durch gelehrte Untersuchungen. Im Morgenlande hingegen waren die Anachoreten müssig und unbeschäftigt. Dieses beschauliche Leben zu führen, war weniger ein Ergebniß der Hitze des Klima als des Umstandes, daß es im Morgenlande der physischen Bedürfnisse weniger und der Mittel, dieselben zu befriedigen, mehrere gibt.

Der Hang zu geistigen Getränken hat eben so wenig seinen ausschließlichen Ursprung in der Wärmeoder Kälte des Klima; er liegt ebenfalls tiefer in der Natur des Menschen. Der Mensch will in gewissen Augenblicken der Erschlaffung, der Uebermüdung oder des Trübsinnes, das Gefühl des Lebens in sich erhöhen und steigern, in anderen Augenblicken das Gefühl des Lebens in sich ertödten, wenigstens schwächen. Die geistigen Getränke thun beides, oder können beides thun. Daher werden sie von Leuten ganz entgegengesetzten Charakters gesucht und geliebt. Ein solches Mittel, die Flamme des Lebens oder das Bewußtsein desselben zu dämpfen oder auflodern zu lassen, bedarf der Mensch in seinem rohen und öfters in

sei-

seinem verbildeten Zustand. Die Muselmänner, denen der Wein verboten ist, ersetzen ihn durch das noch viel verderblichere Opium.

Als Mohammed seinen Gläubigen den Wein verbot, dachte er gewiß nicht, daß der Koran sich in so weinreiche Gegenden verbreiten würde. Bemerkenswerth ist es, daß da, wo der Wein wächst, er der Gesundheit des Menschen am meisten frommt, ja zu dessen Erhaltung beitragen kann, wogegen er in den kalten Ländern, denen der Weinbau versagt ist, öfters sehr nachtheilig auf den physischen Menschen einwirkt; denn in den heißen Gegenden neigt sich das Blut leicht zur Auflösung, in den kalten zur Entzündung, und doch, durch einen sonderbaren Widerspruch der Natur, lieben die Nordländer weit mehr als die Südländer die hitzigen geistigen Getränke. In den warmen Ländern führen sie weit seltener zu Excessen als in den kalten; in den ersteren stimmen sie zur Heiterkeit, in den letzteren oft zu finsteren und heftigen Leidenschaften.

Doch ist nicht zu läugnen, daß geistige Getränke auf den Verstand, das Gemüth, das ganze Wesen des Menschen eine große Wirksamkeit ausüben. Könnte man, wie mit einer Wünschelruthe, den Wein zum gewöhnlichen Getränke eines Volkes machen, welches in der Regel ein ganz anderes Getränk genießt, so würden in Zeit von funfzig Jahren auffallende Veränderungen in seinem Charakter eintreten. Der Geist würde regsamer, lebendiger, feuriger werden, das Ge-

müth erheitert, und der Mensch einen leichtern Sinn annehmen. Die Leidenschaften können freilich dadurch auch genährt, angefeuert und bis zur Raserei gesteigert werden. Allein, die geistigen Getränke verbieten, um jenen Wirkungen vorzubeugen, wäre ein unvollkommenes Mittel oder ein gewaltsames, welches entweder das Ziel verfehlen, oder es nur auf falschen Wegen und vermittelst großer Aufopferungen erreichen würde. Die bürgerlichen Gesetze treten in das Gebiet der Sittengesetze, wenn sie gewisse Vergnügen verbieten weil man dieselben übertreiben und so zu schlechten oder verbrecherischen Handlungen verführt werden kann. Der Gesetzgeber kann alle Handlungen verbieten und verpönen, die aus dem Mißbrauch gewisser Dinge entstehen, sobald dadurch die Freiheit und die Sicherheit Anderer verletzt oder bedrohet werden, und kann so diesem Mißbrauche vorbeugen. Aber er verbiete nicht einen Genuß, der an sich eben so unschuldig wie viele andere ist, und der nur durch Uebertreibung verderblich wird, besonders wenn man sich ihn nur im Geheimen und durch die Uebertretung eines Gesetzes verschaffen kann.

Der Selbstmord, auch wenn er von klimatischen Ursachen abhängt und von einer Einwirkung der Atmosphäre und der Lebensart auf die Organe herbeigeführt wird, liegt nicht außerhalb der Sphäre der Gesetzgebung. Hier kann sie gewissermaßen und bis auf einen gewissen Grad die Handlung verhindern.

An sich ist der Selbstmord nicht allein eine dem Sittengesetz und der Religion widersprechende Handlung, sondern er ist auch in den meisten Fällen den bürgerlichen Pflichten entgegen, indem der Mensch sich durch denselben allen positiven Pflichten entzieht.

Der Selbstmord mag von physischen Ursachen, wie bei den Engländern, oder von einer gewissen Richtung des Charakters und von gewissen Lehren, wie bei den Römern, abhängen, immer fragt es sich: gibt es Gesetze, die, indem sie gewisse Folgen mit dem Selbstmorde unerläßlich verbinden, den Selbstmord verhindern können?

Gibt es solche, so muß man sie als Vorbeugungsmittel des Selbstmordes aufstellen.

Von eigentlichen Strafen kann hier nie die Rede seyn, da es eine Handlung gilt, die sich allen Strafen entzieht.

Gewisse Vorstellungen von Schande und Verwerfung üben oft im Menschen, über physische und noch mehr über moralische Verhältnisse eine Kraft aus, die mehr in einer Idiosyncrasie seiner Natur, als in der Vernunft gegründet, aber deswegen nicht minder wirksam ist. Das Leben ist einem Menschen zur Last; weit entfernt den Tod zu fürchten, wünscht er sich ihn und ist im Begriff, ihn sich zu geben; aber die Idee, nicht begraben, sondern auf den Anger geworfen zu werden, seine Kinder und seine Familie zu entehren, hält ihn vom Selbstmorde zurück.

2*

Sey auch der Selbstmord eine Krankheit, oder der letzte Paroxismus einer Krankheit, auch hier bewährt sich die Gewalt der Seele auf den Körper und einer Idee über eine Empfindung. Der Selbstmord ist ein Unglück, noch weit mehr als ein Verbrechen; aber gewisse Vorstellungen, welche die Gesetzgebung erwecken kann, können das Unglück entfernen. Der Selbstmord ist eine leidenschaftliche Handlung; man weiß nicht eigentlich, was man thut, wenn man sich entleibt; aber gewisse Vorstellungen vermögen viel, um die Leidenschaft abzukühlen.

In Hinsicht des Hanges der Engländer zum Selbstmorde, geht es wie mit den anderen Eigenthümlichkeiten derselben Er hängt mit ihrem Charakter zusammen, und auf diesen hat die insularische Lage von England, dessen frühere Geschichte und Verfassung, einen bedeutend großen Einfluß gehabt, aber das Klima hat wenig oder gar nicht darauf eingewirkt. Lebendigkeit ohne Munterkeit, Thätigkeit mit Fixität, und Beweglichkeit mit Beharrlichkeit verbunden, bilden den Englischen Nationalcharakter.

Freilich ist es schwerer ein finsteres, aber lebendiges Volk zu leiten und zu regieren, als ein lebhaftes, munteres, fröhliches, oder als ein phlegmatisches, träges, trauriges, verschlossenes. Das erstere nimmt Alles von der ernsten Seite und überlegt sehr reiflich; es ist zugleich im Handeln thätig und rasch. Das andere betrachtet Alles von der leichten Seite; durch seine gute Laune, so wie durch seinen Witz, erhö-

het es das Vergnügen und mildert den Schmerz und gleitet über Alles weg. Ein drittes Volk ist wenig aufgelegt zum schnellen Denken, noch weniger zum schnellen Handeln, und brütet lange leidenschaftlos über denselben Gegenstand. Das erste Volk sind die Engländer, das zweite die Franzosen, das dritte die Holländer. Alle drei Völker, obgleich ihr Klima sich nicht verändert hat, sind zu verschiedenen Zeitaltern auf eine ganz entgegengesetzte Art beherrscht und regiert worden.

Unstreitig hat das Klima, und besonders die von ihm abhängende Lebensart und Nahrungsweise, auf den Charakter dieser drei Völker mehr oder minder Einfluß gehabt; allein troz der Verschiedenheit dieser Charaktere sind alle drei Völker der Willkühr der sie Regierenden oder wenigstens dem alleinigen Willen ihrer Herrscher unterworfen gewesen, und alle drei sind unter sehr von einander abweichenden Formen einer andern Verfassung entgegengegangen. Ein Beweis mehr, daß die moralischen Ursachen in ihrer Wirksamkeit die physischen sehr überwiegen. Hatte der Engländer nicht denselben klimatischen Charakter unter Heinrich dem Achten und der Franzose unter Ludwig dem Zwölften, den sie später gehabt und entwikkelt haben? und doch wie verschieden von dem was sie heute sind!

Noch weit mehr hängt der größere oder geringere Grad der Achtung, die man den Frauen zollt, von den moralischen Ursachen, und nicht vom Klima ab.

Kein Volk hatte mehr Achtung im allgemeinen für die Frauen, als die Völker Germanischen Ursprungs, und doch welche Gesetze bei mehreren! Die Alemannen haben den den Frauen zugefügten Schimpf sehr leicht genommen, und ihn rein physisch nach einem materiellen Maaßstab behandelt, die Westgothen die Verletzungen der ehelichen Treue von Seiten der Frauen grausam bestraft. So verschieden auch die Gesichtspuncte sind, aus welchen diese so verschiedenartigen Gesetzgebungen hervorgegangen, so treffen sie doch darin zusammen, daß beide diesen Punct nicht an sich, noch hinsichtlich der Frauen selbst, sondern nur in Beziehung auf die Männer betrachteten.

Diese Art, die Sache zu nehmen, verräth ein Volk, welches auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung stehet. Die Alemannen nahmen das den Frauen geschehene Unrecht als gleichgültige Ehemänner, die Westgothen als eifersüchtige. Keiner von beiden hielt die den Jungfrauen angethane Schmach für eben so strafbar oder noch strafbarer, als die Frevel, die man sich gegen die Frauen erlaubte. Die Schaamhaftigkeit, die bei allen gebildeten Völkern das Wesen der Weiblichkeit ausmacht, diese Zierde und zugleich diese Schutzwehr des schönen Geschlechts, war den Germaniern unbekannt, weil sie eine Frucht der verfeinerten Geselligkeit, der harmonischen Entwickelung der Phantasie und des Gemüths, und der wahren moralischen Liebe ist. Diese Blüthe der Weiblichkeit

konnte nicht bei ihnen aufkommen, und also konnte die Gesetzgebung auch nicht auf dieselbe Rücksicht nehmen. Das Klima hatte gewiß auf diese Verschiedenheit der Gesetze der Alemannen und der Westgothen wenig oder gar keinen Einfluß. Die Westgothen waren vermuthlich als sie noch die Ufer der Donau bewohnten, in dieser Hinsicht wie in anderen, von den Alemannen verschieden. Die Sonne von Spanien hat diese Eifersucht nicht hervorgebracht; dazu waren sie in diesem Lande zu kurze Zeit herrschend; sondern sie brachten sie aus ihrem frühern Wohnsitze mit, und diese Leidenschaft, mit rohen und wilden Sitten vermischt, gab ihnen auch die unmenschlichen Gesetze ein, welche die Sklaven gegen ihre Herren und die Kinder gegen ihre Mütter aufwiegelten und alle häuslichen Verhältnisse zerrütteten.

Nichts eignet sich mehr, die Unhaltbarkeit der Theorie des klimatischen Einflusses zu beweisen, als die Verschiedenheit der Sitten und des Charakters der Chinesen, der Japaner und der Indier. Bei den Chinesen siehet man die Gewalt und die Macht der bürgerlichen und politischen Institutionen in ihrer ganzen Kraft. Man kann nicht sagen, daß diese Institutionen Früchte des Klima sind, und von demselben hervorgebracht oder begünstigt worden wären, da das Klima in Japan, in China und in Cochinchina gewiß nicht wesentlich verschieden sind. Auch beweiset hinlänglich die Natur dieser Institutionen, in sich und an sich betrachtet, daß sie nicht dem Boden ent-

sprossen, noch auf denselben berechnet sind. In Japan hat von jeher das Volk einen finstern, wilden, grausamen Charakter gehabt. Der Charakter hat sich erhalten, troß der Fruchtbarkeit einer ergiebigen Natur, und troß einem Klima, das zwar durch die Erdbeben und die Vulkane großen Zerstörungen ausgesetzt ist, aber vermittelst seiner eigenthümlichen productiven Kraft aus den Zerstörungen Schöpfungen aller Art hervorgehen läßt. Die Gesetzgebung, indem sie dem Nationalcharakter entspricht, scheint aus ihm allein hervorgegangen, und hat durch ihre eigenen Fehler die des letztern verstärkt; ein merkwürdiges und belehrendes Beispiel, wie die Gesetzgebung, wenn sie sich nicht über die herrschenden Sitten und den geistigen Charakter eines Volks erhebt, um beide allmählig zu veredeln, unter sich selbst herabsinkt und alle Laster eines Volks steigert.

Die Indier sind, was sie sind, weniger vermöge des milden Klima und einer alles von selbst dem Menschen darbietenden Natur, als vermöge der Religion; denn die Wohlthaten des Klima theilen sie mit anderen nachbarlichen Ländern, mit Pegu, mit Siam, und hier hat das Klima diese Wirkungen nicht hervorgebracht. Auch kann man nicht sagen, daß die Religion der Indier selbst ein Product des Klima sey, da sie in anderen, angrenzenden oder ziemlich nahe liegenden Ländern, sich nicht verbreitet hat.

In der neuern Zeit hat man sogar einen Hauptunterschied zwischen der Poesie des Norden und der

des Süden gefunden und angegeben; die eine die Classische, die andere die Romantische genannt und hat dem Klima auf beide einen großen Einfluß zugeschrieben. Die erstere soll der Poesie der Alten, die im Süden von Europa geblühet und sich entfaltet hatte, und zur höchsten Entwickelung gelangt war, nur nachgebildet und nachgedichtet, ohne Originalität seyn. Die zweite, im Norden entsprungen, das Gepräge des nördlichen Klima und den Stempel der nördlichen Natur tragend und von dort aus sich im Süden verbreitend, soll von der Classischen specifisch verschieden seyn.

Allein der Unterschied zwischen der Classischen und der Romantischen Poesie ist nicht im Wesen dieser beiden Poesien gegründet. Beide bieten dieselben Arten von Gedichten, epische, dramatische, lyrische, bis auf wenige und unbedeutende Verschiedenheiten, dar. Beide haben denselben Zweck, beide beziehen sich auf gewisse Regeln, die aus der Natur des Menschen hervorgehen und sich aus den Gesetzen der freien Thätigkeit der Phantasie, des Verstandes und des Gemüths ergeben; beide streben nach dem Schönen oder nach dem Erhabenen, und tragen abwechselnd, bald mehr, bald weniger, den Charakter des einen oder des andern: sie haben dessenungeachtet nicht denselben Ton, dieselbe Farbe, denselben Geist; allein diese Verschiedenheiten kommen nicht vom Klima, sondern von dem Unterschiede der alten und der neuen Welt.

Die Poesie und die Künste sind immer nur der

sinnliche Abdruck und das lebendige Zeichen eines gewissen Zustandes der Gesellschaft und der Cultur. Nach den Jahrhunderten und den Ländern produciren und reproduciren sie ungleichartige Gegenstände, oder sie stellen dieselben Gegenstände in einem eigenthümlichen Lichte auf, weil sie in der That, in zwei weit von einander entfernten Perioden der Civilisation, auf eine eigenthümliche Art modifizirt werden.

Es ist nicht, weil die Normen der Kunst in der einen und der andern Periode von einander abweichen, daß die Classische und die Romantische Poesie sich wie zwei entgegengesetzte Welten gestaltet haben. Die Normen der Kunst bleiben sich immer gleich, und sind ewig, in wiefern, sie immer Einheit und Mannigfaltigkeit, Wahrheit und Lebendigkeit, Ordnung und Freiheit gefordert haben und noch fordern. Auch kann man nicht in verschiedenen ihnen eigenthümlichen Darstellungsarten die Demarcationslinie zwischen beiden Poesien angeben und zeichnen. Die Arten in beiden sind dieselben, und eine jede dieser Arten behält auch in beiden ihren eigenthümlichen Gattungscharakter.

Aber die neue Welt ist der alten Welt ganz unähnlich. Die Cultur hat in beiden ganz eigenthümliche Formen angenommen. Dieser Umstand, und dieser allein, hat die Verschiedenheit beider Poesien herbeigeführt und veranlaßt. Die Christliche Religion mit ihrer übersinnlichen Tendenz, im Gegensatz zu den sinnlichen Religionen der alten Welt; die Würde und die Gleichheit der Rechte der Frauen, gegen ihre Ernie-

drigung und Knechtschaft in der alten Welt; die Sklaverei, der Grundstein der alten Verfassungen, gegen die persönliche Freiheit Aller in den neueren Staaten; die Theilung der Arbeit in den Händen der Freien, die täglichen vermischten Gesellschaften beider Geschlechter, die stete Einwirkung des Welthandels auf alle Verhältnisse, die noch immer fortdauernden Wirkungen mehrerer Institutionen des Mittelalters, wie z. B. des Ritterthums; alles dieses bildet eben so viele thätige und mächtige Principien, die zwischen dem Leben in der neuern Zeit und den Formen der alten Welt den auffallendsten, grellsten Contrast bilden.

Der Charakter der Gegenstände bestimmt den Ton, die Farbe, den eigenthümlichen Charakter der Künste, welche diese Gegenstände nachbilden und reproduciren, da sie in der Regel vor allem für die Zeitgenossen arbeiten. Daher der Unterschied der Poesie in der alten und in der neuen Welt. Eine Natur, die anders angebauet, verarbeitet, gestaltet und benutzt wird; eine Gesellschaft, die auf eine eigene Art organisirt, aus ganz verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist; eine Religion, die eine höhere Ordnung der Dinge verkündet und ihr angehört, die ein von den heidnischen Religionen ganz verschiedenes Wunderbares, eingeführt, statt der Gewalt übermenschlicher, aber doch endlicher, mit dem Menschen vertraulich lebender Wesen, eine unsichtbare, unendliche Macht, die über die Menschen waltet,

aufgestellt hat, mußten nothwendig auf die Poesie der Neueren einen großen Einfluß haben, und können allenfalls die heutige Lieblingseintheilung der Poesie in die Classische und in die Romantische rechtfertigen, obgleich diese Benennungen Nebenbegriffe erwecken, welche leicht die Frage verwirren können.

Doch indem ich den Unterschied der Classischen und der Romantischen Poesie ganz anderen Hauptursachen, als dem Einfluß des nördlichen oder des südlichen Klima zuschreibe, bin ich weit entfernt, die Einwirkung des Klima auf das poetische Leben und auf den Charakter der Dichtungen zu leugnen. Allein weit mehr als der Grad von Hitze oder Kälte, oder andere materielle Bedingungen des physischen Lebens, wirkt auf das Gemüth und die Phantasie des Dichters der tägliche Anblick einer ganz verschiedenen Natur. Dieser von dem Klima mittelbar auch abhängige Umstand gibt dem moralischen und intellectuellen Vermögen des Menschen eine eigenthümliche Richtung und einen eigenen Charakter.

Die Phantasie erhebt ihren Flug mit den Bergen, und verliert in den Ebenen an Schwung und Kraft. Sie nimmt unter einem neblichten Himmel, in den Regionen, wo einen großen Theil des Jahres Eis und Schnee die Erde bedecken, wo das traurige Grün der Tannen allein noch an das Leben der Natur erinnert, einen finstern Anstrich; unter einem blauen, durchsichtigen Himmel, in einer balsamischen Atmo-

sphäre, in der Mitte von Orangen- und Citronenbäumen erheitert, verklärt sie sich, wird mild, anmuthig und lachend. Kühn wie die Natur, wenn dieselbe steile, hohe, tiefe Abgründe, abenteuerliche Umrisse, erhabene Gegenstände zeichnet, erscheint sie matt, kalt, unfruchtbar in den Ländern, die nichts als eine formlose oder einförmige Fruchtbarkeit auszeichnet.

Warm und farbenreich wie die Sonne, vulkanisch wie die feuerspeienden Berge, freundlich wie der Boden, wollüstig wie die Luft, wird die Poesie im Süden ein lebendiges, reges, glänzendes Spiel der Phantasie; sie verweilt immer und gern in der äußern, sinnlichen Natur, und stellt die sie umgebende Welt mit der magischen Pracht ihrer Farben und dem hohen Reiz ihrer Formen dar. Unter dem nicht genug zu preisenden Einfluß einer solchen Natur, geht die Seele des Dichters in die Gegenstände, die er beschreibt, in die Dichtungen, die er erfindet, über, und seine Schöpfungen treten zwar aus seinem Innern hervor, werden aber außer ihm lebendig gestaltet und in eine wirkliche Welt verwandelt. Im Norden sendet die Natur nicht die unzählbare Menge von Bildern, Anschauungen und Empfindungen, die sich an Schönheit und Annehmlichkeit überbieten, der Seele zu. Weit entfernt, von seinen Umgebungen eingeladen, aus sich selbst herauszugehen, wird der Mensch durch die Unfreundlichkeit der Luft und durch die neblichten, traurigen, strengen Gegenstände zurückgescheucht, und sich in sich selbst zurückzuziehen gezwungen; seine Gefühle

beschäftigen ihn weit mehr als seine sinnlichen Empfindungen; seine Ideen, seine Vorstellungen, lebhafter und interessanter als die äußere Welt, ziehen ihn auch weit mehr an. Er fühlt sich weniger versucht, dieselbe auszumalen und zu beschreiben, oder eine ähnliche und analoge ihr nachzudichten, als seine eigenen Gedanken, Gefühle, Leidenschaften mit Feuer und Kraft wiederzugeben und auszudrücken. Das Gemüth des Dichters ist nicht mehr ein treuer Spiegel, der die Formen und die Farben der äußern Welt zurückwirft, sondern ein innerer, unsichtbarer Grund, auf welchen die Seele ihre eigenen Gefühle und Empfindungen zeichnet, heraushebt und ausmalt, Empfindungen und Gefühle, die sich hernach in Worten, Tönen und Bildern abspiegeln. Die Poesie des Süden hat in ihrem sinnlichen, muntern Leben mehr Objectivität; die Poesie des Norden hat es mehr mit Beschauung, als mit Anschauung zu thun, und in ihrem betrachtenden und reflectirenden Wesen verräth sie mehr Subjectivität.

Man vergleiche die Deutsche und Englische Poesie, mit der Italienischen und der Spanischen, und man wird die Wahrheit der Parallele einsehen, und die Wirklichkeit dieses angegebenen Unterschiedes zugeben. Die erstere hat immer etwas von der Philosophie und der Beredsamkeit; sie ist ernsthaft, gewichtig, gedankenvoll; es sind seltener anmuthige Dichtungen, lachende oder schreckhafte Gemälde, als Schilderungen und Ergüsse der eigenen Gefühle und

der eigenen Betrachtungen. Auch dann, wenn die sinnliche Welt ihre Formen und ihre Farben in diese Poesie überträgt, fühlt man immer noch gewissermaßen unter denselben den Hauch der unsichtbaren Welt; Alles deutet auf sie hin, und allenthalben öffnen sich Aussichten in das Unendliche und in die Geheimnisse jenseits.

Die Poesie des Süden zeigt viel seltener diesen Charakter. Dante, der ihn schon wegen seines Gegenstandes und noch mehr wegen seines tiefen, ernsten, finstern Geistes hat, macht eine Ausnahme von allen Regeln und bildet in seinem Vaterlande eine eigene Classe für sich. Er ist sehr bewundert worden, er wird es noch; allein er hat sich eine neue Bahn gebrochen, in welcher keiner seiner Mitbürger ihm vorangegangen war, keiner ihm gefolgt ist. Kein Dichter trägt weniger als er eine Nationalfarbe; auch hat er in Italien, weit entfernt, eine eigene Schule zu bilden, keine Nachahmer gefunden. In Spanien hat unter den größeren Dichtern Louis de Leon am meisten jene übersinnliche Tendenz, jene reflectirende Schwermuth, jene höhere Sentimentalität, die seinem Volke und seinem Lande in der Allgemeinheit fremd sind. Auch Calderon hat vieles von dieser Farbe und von diesem Ton, die freilich der Natur der lyrischen Dichtkunst viel angemessener sind als der der dramatischen, in welcher sie nicht leicht mit der Lebendigkeit der Darstellung und der Individualität der Charaktere verträglich sind. Aber

diese einzelnen Ausnahmen oder Beispiele schwächen nicht den allgemeinen Satz, und thun ihm eben so wenig Abbruch als einige Deutsche und Englische Dichter es thun, die durch ihren Farbenton und das ganze Gepräge ihrer Dichtungen sich den Spanischen und Italienischen Dichtern nähern. So hat Wieland im Oberon etwas von der Ariostischen Manier; so ist Göthe in Hermann und Dorothea ächt Homerisch; so ist Shakspeare rein objectiv und drastisch. Die Französische Dichtkunst hält gewissermaßen die Mitte zwischen den beiden vorigen Arten von Poesie, so wie Frankreich selbst zwischen dem Süden und dem Norden von Europa liegt. Sie ist weniger betrachtend, beschauend, reflectirend, und zugleich weniger kühn, religiös, erhaben, als die Deutsche und Englische; auf der andern Seite ist sie weniger malerisch, lebendig, objectiv, als die Italienische und Spanische Poesie. Sie hat mehr Individualität als die erstere, weniger als die andere. Die Französische Poesie hat im Ganzen einen rednerischen Anstrich, die Deutsche und Englische Poesie eine philosophische Tendenz; die Spanische und Italienische Poesie ist mehr, wenn ich mich so ausdrücken kann, rein poetisch.

Um mit wenigen Worten dasjenige zusammen zu fassen, was über den Unterschied der Poesie bei den verschiedenen Völkern gesagt worden ist, die Classische Poesie zeichnet sich durch Objectivität, die Romantische durch Subjectivität aus. Die Poesie

des

des Süden fällt mehr mit der ersten, die des Norden mehr mit der zweiten zusammen.

Wirksamere und tiefer liegende Ursachen als die Einwirkung des Klima begründen diesen Unterschied, allein der Einfluß, den die verschiedene Gestaltung und Farbe der Natur im Norden und im Süden, und die mit denselben in naher Verwandtschaft stehende Farbe und Richtung des Gemüths hat, sind dabei nicht zu verkennen.

Ueber die
Verdienste des Mittelalters.

Satz. Das Mittelalter war die Zeit der Unwissenheit, der Barbarei, und bietet in jeder Hinsicht ein Gemälde von Despotismus und Sklaverei dar, das nur Abscheu und Verachtung erregt und verdient.

Gegensatz. Das Mittelalter war eine Zeit der Jugend, der Blüthe, des regen Lebens, eine poetische Zeit, wo Phantasie und Gemüth die herrlichsten Früchte trugen; wo die Alleinherrschaft, das Prinzip des Despotismus, nicht existirte, und wo es mehr individuelle Freiheit gab als zu irgend einer andern Zeit.

Als das römische Reich in Fäulniß übergegangen war und alle Keime der Zerrüttung, der Zerstückelung und der Anarchie sich wie giftige Pilze aus den aufgelockerten Wurzeln des riesenhaften Staats entwickelt hatten und furchtbar wucherten, da ergossen sich die Völkerströme aus dem Norden und aus dem Osten mit unwiderstehlicher Gewalt und durchbrachen leicht die schwachen Dämme, die man ihnen entgegensetzte. Die Kraft der Barbaren war unstreitig eine wilde, zerstörende, Alles zermalmende Kraft. Allein sie zeugte zu gleich von einem gesunden Lebensprincip, von einem mit frischen Säften geschwängerten Blut, das in die Adern des siechen und verderbten Körpers des Römischen Reiches überging. Die alte Welt lös'te sich in Trümmer auf, aber es gestaltete und crystallisirte sich allmählig eine ganz neue Welt. Die Kraft der Barbaren blieb lange ungeschwächt; Maaß und Richtung wurden ihr von der Zeit, der Religion, und durch die Bildung neuer Eigenthumsverhältnisse gegeben. Nachdem der erste Sturm sich gelegt hatte, folgte der Zerstörung der Anbau des Landes; das Christenthum bezähmte die Leidenschaften; die Kirchen und die Klöster wurden Mittelpuncte und Pflanzschulen der wiederbeginnenden Cultur; sie milderten die Sitten und gaben den rohen sinnlichen Gemüthern eine über-

sinnliche Tendenz und Bedürfnisse geistiger Art, die sich nicht auf das materielle Leben bezogen. Die Römischen Gesetze behielten oder erhielten wieder bei den Unterjochten Ansehen und Gewalt; die Germanischen Gesetze, in ihrer Einfachheit und Einseitigkeit, standen ihnen gegenüber, und herrschten über die Sieger und Herren der Welt. Es entstand eine mangelhafte, unzusammenhängende, von der frühern ganz verschiedene Ordnung der Dinge; langsam entwickelte sie sich und war lange im Werden begriffen, aber sie enthielt die Grundlage eines neuen, vollkommneren gesellschaftlichen Zustandes. Man kann die Germanischen Völker, die ihn herbeiführten, in sofern sie der Verfeinerung aller Künste des Lebens und der politischen Institutionen fremd waren, Barbaren nennen; allein in Hinsicht der Verderbniß, der Lasterhaftigkeit, der Willkühr und der Grausamkeit waren die Bewohner der Römischen Provinzen und das Römervolk die eigentlichen Barbaren. Ein wilder Stamm, bei welchem die Zeit das veredelnde Geschäft der Pfropfung übernimmt, ist immer besser als ein abgelebter Baum; und eine ungeregelte, stürmische jugendliche Kraft, die einer bessern Zeit entgegengeht und Hoffnungen mannigfacher Art in Blüthen aufgehen läßt, ist einem alternden Geschlecht vorzuziehen, das nur große Erinnerungen besitzt, die mit seinem Unvermögen und seiner Entnervung contrastiren.

So muß man sich das Verhältniß des Mittelalters zur Römischen Welt denken. Mit der neuern

Zeit, die ihm gefolgt ist und die es herbeigeführt hat, zusammengehalten und verglichen, verhält es sich wie die Ursache zur Wirkung, wie das Mittel zum Zweck, wie der ausgestreuete Same zu einer üppigen Vegetation, wie die Morgenröthe zur Mittagssonne. Allein man muß nicht vergessen, daß eine jede Jahr- und Tageszeit ihre eigenthümlichen Schönheiten darbietet. Ohne die Ueberlegenheit der jetzigen Zeit über das Mittelalter leugnen zu wollen, muß man sich hüten, die charakteristischen Vorzüge desselben zu verkennen; da seine Anhänger dieselben überschätzen, seine Verächter dagegen es zu einseitig beurtheilen, und die Ersteren eben so unrichtig verfahren als die Anderen ungerecht, so fordert die Wahrheit, sie Beide zu berichtigen und zu einer billigen Abschätzung dieser Periode zu bringen.

Die Hauptelemente und die charakteristischen Bestandtheile des Mittelalters können leicht zusammengefaßt werden, weil Einfachheit in den Verhältnissen, in der Gesetzgebung, in den Sitten, in den Formen der gesellschaftlichen Ordnung dessen eigentliches Wesen ausmachte. Die Feudalverfassung, die aus dem Kriege und der Eroberung sich entfaltete, aber als Keim schon in den Germanischen Wäldern vorgefunden wird; das Uebergewicht der geistlichen Gewalt über die weltliche, und später der Kampf beider um die Herrschaft; das Ritterthum, mit der abenteuerlichen Tapferkeit, der wilden Ungebundenheit, dem religiösen Gehorsam, der schwärmerischen Minne und der Liebe zum Gesang, die es belebten; die

Gründung und das Emporkommen der Städte, dieser Pflanzschulen der Freiheit und der Cultur, hier begünstigt, dort befehdet, bald siegend bald von den Rittern und den Fürsten unterdrückt; endlich die Leibeigenschaft, welche die Basis zu diesem Gebäude und zu dieser Gestaltung bildete, wie der todte Boden die lebende Natur trägt; dieses waren die Hauptumrisse des Mittelalters.

In diesen charakteristischen Zügen des Mittelalters kann jedes unpartheiische Auge sehr leicht Verhältnisse auffassen, die, weit entfernt den Vorwurf der Barbarei und Sklaverei, den man dem Mittelalter macht, zu begründen und zu rechtfertigen, vielmehr das Gegentheil beweisen und als die Keime betrachtet werden müssen, aus welchen Freiheit und Cultur hervorgegangen sind.

Die Feudalverfassung setzte Verliehenes, aber nicht ohne Spruch und Recht zu entreißendes Eigenthum, und freiwilligen kriegerischen persönlichen Dienst voraus. Sie bildete eine Kette von Unterthänigkeit und Herrschaft, oder vielmehr eine Menge untergeordneter Ketten, die in wenige Ringe ausliefen und die wieder alle an einen obersten starken Ring befestiget waren. Ein jedes Glied derselben war einigermaßen eine selbständige Einheit, die Anderen Schutz ertheilte, die aber, obgleich frei, wieder des Schutzes bedurfte, und denselben in einer größern Macht und höhern Einheit fand. Diese Ordnung der Dinge eignete sich freilich nicht, dem Ganzen eine kräftige ruhige Haltung

zu geben und ihm die Mittel, in die äußeren Verhältnisse der anderen Völker einzugreifen, zu verschaffen. Es war freilich nur eine Aristokratie unter einer monarchischen Firma. Der König, nur der erste unter seinesgleichen, der erste Lehnsherr, war in der Regel ohnmächtig, wenn er nicht durch seine Persönlichkeit Bewunderung und Liebe, oder Achtung und Furcht einzuflößen wußte. Aber im Grunde und genau betrachtet sind alle Verfassungen mehr oder minder, im ausgedehntern oder beschränktern Sinn, unter verschiedenen Formen nichts anderes als Aristokratien. Bilden nicht die Wahlgesetze in den neuesten repräsentativen Verfassungen eine wahre Aristokratie, indem sie der Vernunft gemäß die politischen Rechte der Wahl und der Wahlfähigkeit nur einer sehr beschränkten Anzahl zuerkennen und zusichern? und was sind denn in einem Staate wie Frankreich, auch abgesehen von der Pairschaft, die achtzigtausend Wahlmänner, die zehntausend Wahlfähigen anders als die Elemente einer wohlthätigen Aristokratie, die, zwar nicht erblich im strengsten Sinne des Wortes, doch immer etwas von Erblichkeit an sich hat, da das Grundvermögen, zumal das größere, nicht sehr schnell wechselt, und, in der Regel, sich einige Geschlechter hindurch in derselben Familie erhält.

Aus diesen Verhältnissen, aus dem Geist der Zeit und aus dem Drange der Umstände bildete und entwikkelte sich von selbst, das Ritterthum. Sein Zweck war, das eben beschriebene lose Band, welches die Gesell-

schaft zusammenhielt, zu befestigen, den Bedrückungen und den wilden Ausbrüchen einer nur zu oft zügellosen Kraft entgegenzuwirken. Im Anfange verfehlte es nicht sein Ziel. Aber dieses Heilmittel artete bald in eine neue Krankheit der Völker und der Länder aus: Die Waffe, die zur Schutzwehr dienen sollte, brachte neue Gefahren mit sich. Die Gewalt der Ehre, der Sitte, der Religion, durch welche das Ritterthum die wilde Kraft der Einzelnen bekämpfen und bezwingen wollte, nahm sehr bald den Charakter der Willkühr und der Leidenschaften an; das moralische Princip des Ritterthums unterlag dem physischen Uebergewicht. Aber es ist nicht zu leugnen, daß durch diese sonderbare, dem Mittelalter eigenthümliche Institution, der individuelle Werth einer Classe von Menschen sehr zunahm; die Persönlichkeit vieler Einzelnen sich herrlich entfaltete; Tapferkeit und Milde, Energie und Maaß, Muth und Uneigennützigkeit einen schönen Bund schlossen, und indem sich die edleren Naturen eigenmächtig in breiten Bahnen bewegten, die Freiheit einen größern Spielraum gewann. Nichts war der Ritterschaft fremder zur Zeit ihres frischen Gedeihens, als sklavischer Sinn, blinde Unterwürfigkeit oder barbarische Sitten.

Es war ein Glück für die Menschheit in Europa, zur Zeit wo die Germanischen Völker eben so ungezähmt als ungeschwächt die ganze Oberfläche von Europa überströmten und keine andere Gewalt als die des bewaffneten Arms anerkannten, so wie später

als die Fehden der Vasallen unter sich und mit ihrem Lehnsherrn sich täglich erneuerten, als das Ritterthum seiner Bestimmung uneingedenk derselben entgegen handelte: es war ein Glück, daß das Ansehen und die geistliche Macht der Kirche und der Päpste allmählig emporkamen, und immer mehr ihren Einfluß auf alle gesellschaftlichen Verhältnisse verbreiteten. Diese Macht, öfters zu guten Zwecken gemißbraucht, hier heilsam, dort schädlich, entwickelte sich als ein nothwendiges Gegengewicht der immer mehr um sich greifenden physischen Kraft und einer unbeschränkten Willkühr. Es entstand der Kampf der Intelligenz mit dem Körper, der geistigen Bedürfnisse mit den sinnlichen Neigungen, der Ideen mit den Leidenschaften, der übersinnlichen mit der sichtbaren Welt, welche erstere die Kirche und der Papst in ihrer Einheit versinnlichten. Es ist unstreitig, daß die geistliche Gewalt ihre Anmaßungen bis ins Abenteuerliche steigerte; daß sie in alle weltlichen Verhältnisse eindrang und sie beherrschte; daß sie gebot und verbot, anordnete und aufhob, belohnte und bestrafte, was eigentlich nicht zu ihrem Reiche gehörte, sondern der weltlichen Gewalt allein hätte zufallen und verbleiben müssen. Aber man vergesse nicht, daß der Staat im eigentlichen neuern Sinn des Wortes damals nirgends existirte; daß der Unterschied zwischen der Gesetzgebung der Religion, und der des strengen Rechts kaum geahndet wurde; daß der gesetzmäßige Zwang, der wahre Schutz der Freiheit, noch nicht ins Leben getreten war; daß die

Fürsten und der Adel sich Alles ungestraft erlaubt haben würden, wenn sie nicht den Bann der Kirche und die Strafurtheile der Päpste gefürchtet hätten. Man bedenke dies alles, und man wird der geistlichen Macht im Mittelalter nicht allein Gerechtigkeit widerfahren lassen, sondern derselben als einem nothgedrungenen Heilmittel huldigen. Andere Zeiten haben andere, bessere Mittel entdeckt oder erfunden, und den Leidenschaften andere, zweckmäßigere Hemmketten angelegt. Aber man kann nicht in Abrede seyn, daß der Damm, den ihnen die Kirche damals entgegenstellte, eben so imponirend und majestätisch als nützlich war.

Das Aufblühen der Städte, ihr immer wachsender Reichthum, die Formen ihres Gemeinwesens, ihr thätiger Gemeinsinn, sind die Krone des Mittelalters. Es entstanden in Italien, in Frankreich, in Deutschland, in der Schweiz eine Menge kleiner Republiken, die nicht ihre Gründung, aber ihr Gedeihen, theils den aus den Kreuzzügen hervorgehenden Handelsverbindungen und Verhältnissen, theils der klugen Vorsicht der Könige und Fürsten, die ein Gegengewicht brauchten um dem Adel die Wage zu halten, theils den inneren Fehden und Partheiungen der Länder, zu verdanken hatten. So wirkten auf das städtische Wesen in Italien die Kriege zwischen den Guelfen und Ghibellinen; in Deutschland die Zwistigkeiten zwischen den Kaisern und den Päpsten; in Frankreich die immer sich erneuernden Kämpfe der Könige mit den mächtigen Kron-Vasallen. Aber so traurig und

verderblich diese Umstände auch waren, so entfaltete sich doch aus ihnen für die Städte eine politische und bürgerliche Freiheit, und zumal ein kühner, unternehmender, großartiger Freiheitssinn, die es mit den schönsten Zeiten von Griechenland und Rom aufnehmen können. Zu keiner Zeit hat der Bürgerstand mehr Kraft und mehr Würde, mehr Thätigkeit und Gemeinsinn gezeigt. Die herrliche Entwickelung des städtischen Wesens im Mittelalter wäre allein schon hinreichend, um die Ehre des Mittelalters zu retten und den Vorwurf des Despotismus und der Sklaverei, der ihm gemacht wird, siegreich zurückzuweisen. Freilich waren die meisten dieser Republiken Aristokratien. Aber waren denn die Republiken Griechenlands, so wie Rom in seiner besten Zeit, nicht auch denselben Formen unterworfen? Auch ist nicht zu leugnen, daß in den Städten des Mittelalters sich blutige Fehden frühzeitig genug entspannen, und daß die Partheien in denselben wütheten. Aber man erinnere sich der Zeiten des Peloponnesischen Krieges, wo in einer jeden Stadt das aristokratische und demokratische Element feindselig und grausam gegen einander auftraten, und man wird manches in der Geschichte der Städte im Mittelalter, wo nicht rechtfertigen, doch erklären und verzeihen.

Nach dieser kurzen Auseinandersetzung des Geistes und des Zustandes des Mittelalters wird Vieles, von den Gegnern und Verächtern desselben angegebene, in einem mildern Lichte erscheinen; doch blei-

ben immer die Leibeigenschaft und die Erbunterthänigkeit ohne festes Eigenthum, Gebrechen, denen man nicht das Wort reden kann, und die, auf spätere Zeiten fortgepflanzt, noch immer traurige Früchte tragen. Diese Uebel trafen die Masse des Volks, und in so fern beflecken und verfinstern sie unstreitig sehr das Gemälde des Mittelalters; allein sie waren nothwendige Folgen der großen Umwälzung, die dem Römischen Reiche ein Ende machte. Dieser Zustand der Dinge entstand theils aus der Eroberung, theils aus dem totalen Mangel an Gewerbsamkeit und Handel. Die Eroberung, nach den Grundsätzen und den Ideen der Germanischen Völker ausgeführt, da sie nur in der Tapferkeit Würde, und in dem Siege Verdienst sahen, führte natürlich den Unterschied zwischen den Eroberern, denen allein von Rechtswegen der Besitz zu gehören schien, und den Eroberten, die Alles verwirkt hatten, herbei. Dieser Unterschied führte einen zweiten mit sich, den des freien Mannes, nämlich des Siegers, und den des Leibeigenen oder des Besiegten. Nach den damaligen Begriffen verfielen die Kriegsgefangenen in die persönliche Sklaverei, und es schien, daß die Leibeigenschaft noch die mildeste Sklaverei sey. Uebrigens theilte die ganze alte Welt diese Begriffe mit dem Mittelalter, und wenn man das letztere herabsetzt um das Alterthum zu preisen, so sollte man billig nicht vergessen, daß alle Freistaaten der alten Welt die Sklaverei der Masse ihrer Einwohner zur Grundlage hatten, und

daß die Anzahl der Freien gegen die Unzahl der Sklaven noch weit mehr absticht, als das Verhältniß derselben zu einander im Mittelalter.

Zur billigen Würdigung dieser Periode muß man auch nie außer Acht lassen, daß die repräsentativen Formen, auf welche das jetzige Zeitalter so viel Werth legt, theils im Mittelalter Statt fanden, theils aus dem damaligen Zustande der Dinge sich entwickelt haben. Die ständische Verfassung bildete sich allenthalben, wo die Geistlichkeit und der Adel vermöge ihres Besitzes und ihrer Macht von den Fürsten und Königen befragt werden mußten über Alles was das Gemeinwesen betraf, und wo, da sie sehr zahlreich und auf einer weiten Oberfläche zerstreut waren, sie nicht Alle erscheinen konnten oder wollten, und sich also vertreten ließen. Diese Versammlungen und ihre damalige Zusammensetzung waren ganz den wahren politischen Grundsätzen angemessen. Die politischen Rechte müssen auf dem Eigenthum und dem Vermögen beruhen, so wie mit den Pflichten Schritt halten und nach ihnen bestimmt werden. Die am meisten Eigenthum und zumal Grundeigenthum besitzen, müssen die Befugniß haben, über das Gemeinwesen berathen zu können. Wer im Staate die meisten Pflichten hat, muß auch die meisten politischen Rechte erhalten und ausüben. Dieser Grundsatz der ächten Staatswissenschaft verbürgt die Sicherheit und das Wohl aller anderen Einwohner des Landes, auch der Nichteigenthümer. Nun gab es im Mittelalter beinahe kein

anderes Eigenthum als Grundeigenthum, wenigstens hatte es ein entschiedenes Uebergewicht; das Grundeigenthum, die Domainen des Fürsten abgerechnet, war ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit und des Adels; beide Corporationen hatten heilige und schwere Pflichten gegen das Ganze. Die Geistlichkeit sorgte für den Unterricht in dieser Welt und für das Heil der Seelen in jener; dem Adel lag allein die Verpflichtung ob, das Land zu vertheidigen und Krieg zu führen. Diese zwei Stände bildeten mit dem Fürsten den ganzen Staat, und mußten also von Rechtswegen den größten Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten haben. Zur Zeit der Eroberung und kurz nachher waren die Eroberer ein Heer, weit mehr als eine Nation. Der Staat war im Lager begriffen. Man bedurfte nicht einen Herrscher, sondern einen Feldherrn.

Als die Lage der Dinge friedlicher wurde und die bürgerlichen Verhältnisse eine Art von Consistenz annahmen, brauchte man einen Richter weit mehr als einen Feldherrn. Die Könige und die Fürsten des Landes waren beides nach den Umständen. Aber obgleich ihre Macht im Ganzen zunahm, so war doch der Begriff der Souveränität, so wie die Sache selbst, dem Zeitalter ganz fremd. Beides hat sich viel später entfaltet.

Durch den natürlichen Gang der Gesellschaft entwickelte sich das bewegliche Vermögen in den verschiedenen Ländern, mit der Gewerbsamkeit und dem Handel. Man hat dies der tiefen Politik der Könige

Könige und Fürsten zugeschrieben, und vorausgesetzt, daß sie die Entwickelung der Städte befördert hätten, um dieselben der Macht des Adels und der Gutsherren entgegenzusetzen. Allein die Macht des dritten Standes bildete sich von selbst, und ging aus den Verhältnissen hervor. Die Städte verdankten ihren Ursprung theils ihrer geographischen Lage, welche sie zu Marktplätzen und Hauptpuncten des Verkehrs eignete, theils dem natürlichen Streben der verschiedenen Gewerbe, zusammenzuhalten, um sich wechselseitige Hülfe zu leisten und sich wechselseitigen Schutz gegen die Willkühr und die Gewaltthätigkeit zu gewähren. Als die Städte herangewachsen waren, und der dritte Stand immer reicher wurde, bildete er von selbst ein Gegengewicht gegen das Grundeigenthum. Die Könige sahen es gewiß nicht ungern, aber daraus folgt noch nicht, daß sie diese Verhältnisse planmäßig herbeiführten. Bald erkannten sie freilich, daß es ihrem Interesse, so wie der Billigkeit, angemessen wäre, daß die Bürger der Städte als dritter Stand in die Versammlung der Stände zugelassen würden. Auf diese Art wurden im Mittelalter die repräsentativen Formen in alle Länder eingeführt, und so unvollkommen sie, nach den Lehren des Tages, vielen Theoretikern erscheinen mögen, wurden sie doch die Grundlage von Verfassungen, in welchen Freiheit und Ordnung vereinigt waren, und die den Keim mancher spätern Verbesserung enthielten. So wurden alle Elemente des Staatsorganismus in dem von Vielen angefeindeten und verschrienen Mittelalter

mit Vorsicht und Einsicht erschaffen, oder von den Umständen herbeigeführt.

Indem wir dem Mittelalter das geben, was ihm gebührt, und seine Vorzüge und Verdienste herausheben, sind wir doch weit entfernt, die Begeisterung seiner entschiedenen Lobredner zu theilen, und ihn so hoch zu stellen wie sie es verlangen. Man hört häufig behaupten, daß im Mittelalter ein regeres Leben der Phantasie und des Gemüths, mehr poetischer Schwung in den Unternehmungen, mehr Heroismus in den Handlungen, mehr hervorragende Individualität in den Einzelnen, mehr Einfachheit in den Sitten des Volks, mehr großartiger Aufwand unter den Höheren und Reichen, und vor allen Dingen mehr Freiheit und Bewegung im öffentlichen Wesen, als in der neuern Zeit, zu finden sind. Diese leztere wird häufig verkannt und herabwürdigt wegen ihrer prosaischen Tendenz, ihrer regelmäßigen aber leblosen Gestalt, ihres einförmigen Ganges, ihres entschiedenen Hanges zum nützlichen, materiellen Treiben und Thun, wegen der schweren Fesseln, die sie den Unternehmungen und den Kräften der Einzelnen anlegt um alles Besondere in den allgemeinen Begriff des Staats zu versenken, und zumal wegen der Fortschritte der Alleinherrschaft, auf Kosten der Mittel-Gewalten, unter dem Namen von Souveränität. Diese Sucht, das Mittelalter weit über die Gegenwart zu erheben, und dessen Sitten, Gebräuche, Vergnügungen, Lebensart, Baukunst, Dichtungen, Institutionen wo mög-

lich wieder hervorzurufen, in unsere Zeit zu verpflanzen oder wenigstens nachzuahmen, hat besonders in Deutschland um sich gegriffen und eine Menge unnützer, ja verderblicher Versuche veranlaßt.

Dieser sonderbare Hang der Deutschen in neuerer Zeit läßt sich erklären und entschuldigen, wenn man bedenkt, wie sehr in den letzten Jahrhunderten, und bis zu unserer Zeit, Deutschland von der Höhe, auf welcher es im Mittelalter stand, und die es in Hinsicht seines politischen Lebens, seines großen Einflusses auf die benachbarten Staaten und seiner in alle Verhältnisse eingreifenden Kraft verdiente, herabgesunken, und in einen Zustand der Ohnmacht und der Unterwürfigkeit im Aeußern, der Entzweiung und Zerrüttung im Innern, verfallen war. Die Besseren unter uns fühlten das Drückende, Erniedrigende der Gegenwart, waren sich zugleich der Unwürdigkeit des Zustandes von Deutschland und der Würdigkeit der Nation bewußt; voll großer Erinnerungen, wollten sie dieselbe wieder in Eigenschaften und Thaten derselben Art offenbaren. Ihr Ziel war gemeinnützig und tadellos, aber die Mittel, die sie wählten, um ihn zu erreichen, waren verfehlt; der Zweck den sie beabsichtigten war wünschenswerth, allein dieselben Ursachen hätten nicht dieselben Wirkungen wieder hervorgebracht, und diese Ursachen selbst konnten nicht zurückgezaubert werden. Um die Gegenwart zu veredeln, konnte die Vergangenheit nicht aushelfen; diese letztere war unwiederbringlich untergegangen; in den eigenen Busen, in die jetzige Zeit

selbst mußte man muthvoll greifen, um zeitgemäße Mittel zu finden, eine schönere Zukunft hervorzurufen. Dieses hat man später mit glücklichem Erfolge gethan, aber der Wahn ist zum Theil geblieben, und eine blinde Vorliebe für wahre oder vermeintliche Vorzüg edes Mittelalters spukt noch in manchen Köpfen.

Ein Beispiel davon giebt der Unfug, den man noch immer mit dem Gothischen treibt. Die Gothische Architektur, von der Griechischen so verschieden, hat unstreitig einen großartigen, ehrwürdigen Charakter, und ist dem Erhabenen, so wie die letztere dem Schönen, näher verwandt. Sie ist der christlichen Religion so angemessen und entspricht so sehr ihrem ernsten, übersinnlichen, geheimnißvollen Wesen, daß sie, wo nicht aus dem Christenthum selbst hervorgegangen ist, doch dermaßen ihr Gepräge von ihm erhalten hat, daß beide unzertrennlich scheinen, und ihr wechselseitiger Einfluß auf einander nicht verkannt werden kann. Allein das Gothische, um seine Wirkung nicht zu verfehlen, und um sich in seiner Großartigkeit zu zeigen. erschafft oder fordert große Massen. Dieser Stil eignet sich nur zu Kirchen, oder zu Gebäuden, die mit einer wilden, romantischen Natur harmoniren sollen. Auf die gewöhnlichen bürgerlichen Gebäude angewendet, erscheint der Gothische Stil nicht allein unzweckmäßig, sondern verfällt leicht in das Lächerliche. Die bürgerliche Baukunst muß immer mit der Lebensart, den Bedürfnissen, den Sitten und Gebräuchen der Zeit in Einklang stehen, und ein Gothisches Wohngebäude müßte

eigentlich mit Gothischen Geräthschaften und Mobilien versehen seyn. Diese letzteren würden eine Gothische Tracht der in dem Hause Wohnenden mit sich bringen, und am Ende, um consequent zu seyn und sich nicht mit Bruchstücken zu begnügen, würde man zur Sprache, zur Schrift, ja zur Unterhaltung des Mittelalters zurückkehren müssen, und seine Zeit verkennen oder verleugen, welches theils nachtheilig, theils abgeschmackt wäre. Wenn es ungereimt ist, von einer frühern Zeit, die da war was sie seyn konnte und sollte, zu fordern, daß sie der jetzigen gleiche, so ist es nicht weniger widersinnig, die laufende Zeit in die frühere übersetzen und verwandeln zu wollen.

Man kann dasselbe auf die anderen oben genannten Vorzüge, welche man dem Mittelalter andichtet oder die man zurückwünscht und zurückzaubern möchte, anwenden. Die Phantasie hatte unstreitig in jenem jugendlichen Alter der jetzigen Völker einen kühnen Aufschwung, eine frische Farbe, einen naiven Ton und ein eigenthümliches Gepräge, aber man hat den Werth der Niebelungen und der anderen epischen Gedichte des Mittelalters überschätzt, die Romanzen und die Balladen der Minne- und Meistersänger zu ausschließlich gepriesen, und vergessen oder verkennen wollen, daß eine Nation in ihrem reifern Alter, so wie der einzelne geniale Dichter in dem seinigen, Werke hervorbringen, die weder die Fehler und die Mängel, noch die Schönheiten eines jugendlichen Gemüths haben können. Was dem reifern Alter an Naturwahrheit und an Innigkeit



vielleicht abgeht, gewinnt es wieder an Fülle der Gedanken, an Vollendung der Form, an Verschmelzung der Mannigfaltigkeit mit der Einheit.

Dasselbe gilt von den Sitten und von den Gebräuchen, von den Aeußerungen des Lebens und der Kraft, in der bürgerlichen Gesellschaft. Im Mittelalter erscheinen in der Masse des Volks die Sitten einfacher, weil das Volk damals arm war, es der Verhältnisse zwischen den Personen und den Sachen nur wenige gab, und die mechanischen Künste, weit entfernt durch ihre Schöpfungen neue Bedürfnisse hervorzubringen und zu Genüssen aller Art zu reizen, kaum die ersten Bedürfnisse der Natur auf eine sichere, leichte, angenehme Art befriedigten. Der Aufwand der Reichen schien größer und großartiger, weil er mit der allgemeinen Armuth im Gegensatz stand und nur bei seltenen, außerordentlichen Gelegenheiten Statt fand. Die ungebundene Kraft bewegte sich reger, aber oft zwecklos oder zweckwidrig, weil sie der Norm und des Gesetzes entbehrte; hingegen gibt das heut zu Tage der Kraft angelegte Maaß der Ordnung, der Convenienz, der Meinung, derselben zwar mehr Wirksamkeit und Ausdehnung, aber weniger sinnliche Größe. Wenn im Mittelalter die Individualität großer Naturen mehr hervortritt, so ist es nicht weil es derselben mehr gab, sondern weil die Gesammtheit der Menschen, auf die niedrigste Sprosse der Cultur gebannt, gegen dieselben so sehr abstand. Wo die Gesammtheit sich ausbildet, vor-

rückt, höher zu stehen kommt, ragt hingegen das Allgemeine über die Individualität hervor, und es wird den Einzelnen schwerer über ihr Geschlecht sich zu erheben, oder so erhaben über dasselbe zu scheinen wie sie es manchmal in der That sind.

Was die Bewunderer des Mittelalters am meisten bedauern, ist, daß die in demselben dem Adel, dem Bürgerstand und der Geistlichkeit inwohnende Gewalt, welche die Rechte des Staats beschränkte und die Macht der Könige in enge Schranken zurückwies, verloren gegangen ist, und, statt ihrer, die Einheit des Staats, und die Alles überwiegende Kraft desselben, so wie die Souveränität seines Oberhauptes, auf Kosten der verschiedenen Stände sich gestaltet hat. Doch war Beides eben so nothwendig geworden, als es sich wohlthätig erwiesen hat. Die Souveränität, wie sie heute Statt findet, hat freilich im ganzen Mittelalter nicht existirt. In ihrer jetzigen Gestalt ist sie aber ganz natürlich aus den veränderten Verhältnissen der Zeit, aus dem Gange der Cultur und aus den Bedürfnissen der Völker hervorgegangen. Die Verwickelung und die Vervielfältigung der gesellschaftlichen Interessen, die Theilung der Arbeit und die immer wachsende Thätigkeit aller produzirenden Kräfte, machten die Nothwendigkeit einer allgemeinen, starken, eingreifenden Gewalt fühlbar und dringend. Die Sorge der Einzelnen für den eigenen Unterhalt zog nun ihre ganze Aufmerksamkeit an, und nahm ihre Zeit dermaßen in Anspruch, daß sie gern die Leitung

des Ganzen ihrem Fürsten oder Könige ungetheilt und unbeschränkt überließen. Die Privatinteressen beschäftigten fortan einen Jeden weit mehr als das Allgemeine. Der Adel hatte vermöge der großen Revolution, die in der Kriegführung und Kriegskunst eingetreten war, seine Unabhängigkeit eingebüßt. Das Feuergewehr nahm den früheren Waffen ihre Wirksamkeit, oder erhielt wenigstens über sie ein entschiedenes Uebergewicht. Der Mißbrauch, welchen die großen Vasallen mit ihrer Gewalt getrieben hatten, trug das seinige zur Abnahme derselben bei. Die Gewalt der Könige und Fürsten nahm in derselben Progression zu, wie die des Adels abnahm. Der Adel fürchtete den Einfluß des dritten Standes, der dritte Stand den Einfluß des Adels, und beide Stände fanden es ihrer Lage angemessener, sich der Gewalt der Könige zu unterwerfen und unter deren Scepter gleichen Schutz zu genießen, als ihre wechselseitigen Einschreitungen zu dulden. Die Fürsten und Stände in den verschiedenen Ländern hätten freilich können die Fortschritte der königlichen Gewalt mit den politischen Rechten der verschiedenen Classen ausgleichen, und die eine durch Festhaltung der andern heilsam beschränken; aber die Vorsicht der Menschen geht selten so weit, den nachtheiligen Folgen eines Mittels, welches sie dem Drucke der Umstände entreißt, vorzubeugen. Die Wohlthaten der Gegenwart machen vergessen, daß diese Wohlthaten in der Zukunft leicht selbst in Mißbräuche ausarten könnten. Auch war die Königliche Gewalt permanent



und in ununterbrochener Thätigkeit, die der Stände hingegen temporär und vorübergehend. Es war also schwer zu vermeiden, daß die eine die andere nicht lähmte oder überflügelte.

Wenn man die Souveränität, oder den alleinigen Willen, und die von jeder andern Gewalt unabhängige Macht der Könige, wie sie sich in den meisten Staaten gebildet und entwickelt hat, mit den Verhältnissen, aus welchen sie hervorgegangen ist, zusammenhält und vergleicht; wenn man dieselbe auf ihren Ursprung und nicht auf ihren Zweck bezieht, so kann Manchem die Souveränität, wie sie sich gestaltet hat, als eine Anomalie erscheinen. Freilich lag früher die Souveränität nicht in dem Willen eines Einzigen; sie war getheilt, und entstand aus der Mitwirkung mehrerer Gewalten zu der Bildung eines allgemein gültigen Willens; diese Gewalten beschränkten sich wechselseitig; die Schranken fielen weg, die Königliche Gewalt überlebte die anderen und herrschte unbeschränkt. Allein die Geschichte beweiset, daß dieser Zustand natürlich und nothwendig von den Fortschritten der Cultur herbeigeführt wurde, und von einer höheren Civilisation ausgegangen ist. Unter diesem Gesichtspunct hat die Souveränität, wie sie sich gebildet, nichts an sich, was einer Anomalie ähnlich wäre. So lange diese souveräne Gewalt — aus den veränderten Umständen entsprungen und nicht mit Absicht eingeführt, sondern von allgemeinen Ursachen herrührend — sich dem Zweck der bürgerlichen Gesell-

schaft gemäß bewegte, Freiheit auf Ordnung und Ordnung auf Gerechtigkeit gründete, erschien sie nie als ein Mißbrauch, sondern als die erste Bedingung alles Guten. Nur da wo sie ausartete und Bedrückung erzeugte, hat man über ihren Ursprung nachgedacht, und ihre Ausartung hat über die Echtheit ihrer Quelle Bedenken und Zweifel eingeflößt. Doch wäre es auch da vernünftiger und dem Wohl der Völker angemessener gewesen, diese Gewalt zu veredlen, um sie zu ihrer eigentlichen Bestimmung zurückzuführen, als zu untersuchen, woher sie entstand.

Wenn die Souveränität, statt für die Gesellschaft und für das Volk zu existiren, gegen Beide gerichtet ist, und statt Alles zu leiten, zu schützen, zu befördern, Alles gefährdet, hemmt und bedrückt, entsteht der Despotismus. Er besteht nicht in der Einheit der souveränen Gewalt, sondern in dem verkehrten und ungerechten Gebrauch derselben. Der Despotismus kann allenthalben Statt finden, wo es eine oberste Gewalt giebt, und er ist eben so wenig in der reinen Monarchie eingeboren und einheimisch, als der reinen Demokratie oder der reinen Aristokratie fremd. Der Mißbrauch der Gewalt ist in allen Staaten zu befürchten, auch da, wo durch künstliche Zusammensetzungen und Theilungen dieselbe nicht in Einer Person, sie sey eine physische oder moralische, vereinigt sich darbietet. Der Möglichkeit der Gefahr kann nicht absolut vorgebeugt werden, obgleich unstreitig die Gefahr durch zweckmäßige Institutionen vermin-

dert werden kann. Wer vermag zu berechnen, wie Leidenschaft, Kraft, Genie, Herrschsucht und begünstigende Umstände, zusammenwirkend, zur Begründung des Despotismus in einer gegebenen Zeit führen können?

Ueber den
Charakter und die Fortschritte
des jetzigen Zeitalters.

Satz. Unsere Zeit überflügelt alle anderen Zeiten, und mit ihr verglichen, sind die früheren Perioden arme und elende Zeiten.

Gegensatz. Unsere Zeit ist eine ausgeartete Zeit, die mit den früheren, frischeren, reineren Perioden die Vergleichung nicht aushält.

Eine jede Zeit im Laufe der Jahrhunderte hat ihren Charakter, der von der vorhergehenden bestimmt wird, ihre Tugenden und ihre Laster, die immer eine eigenthümliche Farbe tragen. Von keinem Jahrhundert muß man etwas fordern, was seine Stellung gegen die übrigen Jahrhunderte nicht mit sich bringt oder was seiner ganzen Individualität widerspricht. Keine Zeit geht gehaltlos, und ohne Werth und Einfluß auf die folgenden, vorüber; keine bleibt ganz unbeerbt oder stirbt aus, ohne eine Erbschaft zu hinterlassen.

Im Grunde sündigt man immer gegen die wahre Philosophie, wenn man die Zeiten vergleicht, um von einer frühern zu fordern, was nicht in ihr seyn konnte und erst später eintreffen mußte. Ein jedes Jahrhundert muß in sich aufgefaßt und beurtheilt werden. Es ist eben so abgeschmackt, von einer Zeit zu verlangen, daß sie einer spätern, in mancher Hinsicht vielleicht bessern, in anderen schlechtern, ähnlich sey, als großen Männern verschiedener Jahrhunderte vorzuwerfen, daß Jeder von ihnen, von den Anderen verschieden, seine eigenen Fehler so wie seine eigenen glänzenden Seiten gehabt hat. Es hieße so viel, als von einem Menschen fordern, daß er ein Anderer gewesen wäre, als er war und seiner Natur, seiner Lage, seinen Umgebungen nach seyn konnte.

Wenn die auf einander folgenden Perioden des Menschengeschlechts durch die Wirksamkeit der natürlichen Ursachen, sey es der physischen oder der freiwilligen, sich ohne fremdes oder gar gewaltsames Eingreifen gestalten, so hat eine jede dieser Perioden das Gepräge, das sie haben sollte, und sie war was sie seyn konnte. Es gibt unstreitig in der Geschichte von Europa, und auch in der besondern Geschichte dieses oder jenes Volks, gewisse Perioden, die gegen die vorhergehenden den Vorzug behaupten; allein es bleibt immer schwer die Epochen zu vergleichen, sie weder zu über- noch zu unterschätzen, und eine Art von Bilanz ihrer Passiv- und Activschulden, nämlich ihrer Gebrechen und Vollkommenheiten, mit Genauigkeit aufzustellen. Eine solche Bilanz ließe sich nur aus einer vielseitigen, gründlich durchgeführten Parallele ableiten, und da wir kein Instrument besitzen, vermöge dessen wir die geistigen und moralischen Eigenschaften dem Grade nach bestimmen könnten, so bleiben die Größen dieser Art in Hinsicht ihrer Intensität immer unbekannt. Solche Parallelen müssen also immer sehr mangelhaft und unvollständig ausfallen.

Daher erklärt es sich, wie man über die gegenwärtige Zeit so widersprechende Urtheile fällen hört, als man sie oft vernehmen kann. Die Einen, welche die glänzende Seite derselben allein auffassen und in das vortheilhafteste Licht stellen, gerathen in eine Art von Begeisterung, wenn sie die Vorzüge der letzten funfzig Jahre aufzählen; die Anderen, die dunkle Seite des

Ge-

Gemäldes allein wahrnehmend, von den Gebrechen und Verbrechen derselben Periode ergriffen, überlassen sich dem Unwillen, dem Zorn, dem Abscheu, und brechen über ihre Zeit den Stab. Beide Partheien, in Einseitigkeit befangen, in der Abschätzung der Zeit ausschließlich verfahrend, verfallen in extreme Urtheile. Auch hier steht die Wahrheit gewiß in der Mitte, obgleich es schwer hält, diese Mitte zu treffen und dieselbe festzuhalten.

Dieser höchst wichtige Gegenstand wird in der Regel nur einseitig und also oberflächlich behandelt, oder mit einer leidenschaftlichen Partheilichkeit zur Sprache gebracht. Er giebt Stoff und Anlaß zu vielen glänzenden und verführerischen, aber leeren Uebertreibungen. Um ihnen zu entgehen, ohne sich mit verbundenen Augen einem blinden Glauben hinzugeben, muß man dieser vielseitigen Frage näher treten und vor allen Dingen die Begriffe, von welchen ausgegangen wird, sorgfältig bestimmen.

Der Mensch ist ein sehr zusammengesetztes Wesen, mit einer großen Mannigfaltigkeit von Fähigkeiten, Anlagen und Vermögen ausgerüstet und begabt. Wenn man von seinen Fortschritten spricht, muß man damit anfangen diese verschiedenen Fähigkeiten aufzufassen, zu ergründen, sie mit ihren Aehnlichkeiten und Unterschieden darzustellen, ihre Natur so wie ihren Gegenstand scharf zu bezeichnen und sie gegen einander abzuwägen, und bald wird es sich ergeben, daß eine gleichmäßige Entwickelung derselben in dieser

Oekonomie unmöglich sey. Wäre auch die ausdauernde Kraft und der beharrliche Wille zu einem solchen Riesenwerke in uns vorhanden, so würde die Zeit uns dazu fehlen uns das Leben nicht hinreichen. Wer seine Organe auszubilden und alle Leibesfertigkeiten zu erwerben unternehmen will, welche sich Jeder, Fechter, Seiltänzer rc., in seinem Fach aneignet und stets entwickelt, zugleich aber die höheren Gemüths- und Charaktervorzüge erlangen, würde bald sich selbst aufreiben und untergehen, oder wenigstens sich nicht über die Mittelmäßigkeit erheben. Des moralischen Charakters Vollkommenheit besteht in der Vollkommenheit des Willens; dessen Reinheit verbürgt die Zwecke des Menschen; seine Erhabenheit die Uneigennützigkeit der Bewegungsgründe, welche zum Handeln bestimmen; seine Kraft die Wirkungen die er hervorbringt, die Herrschaft die er über die Natur und die Leidenschaften ausübt, die Hindernisse die er überwindet; seine Ausdauer und Festigkeit die Vollendung die er als einen eigenthümlichen Stempel seinen Werken aufdrückt. Jeder Mensch hat die unbedingte Verpflichtung, dem Ideal eines solchen vollkommenen Willens nachzustreben, ihn stets zu veredeln, zu beleben, zu läutern, zu stärken, und da ein Jeder es thun soll, so muß man auch annehmen, daß er es kann, und daß der Wille, vermöge seines geheimnißvollen Wesens, auf das Thun eine unbeschränkte Gewalt hat. Allein die Sinnlichkeit, die Gefühle, die doch auch ihre Rechte haben und behaupten, sollen nicht unterdrückt, sondern

bis auf einen gewissen Grad entwickelt, in Einklang unter sich und mit dem Willen gebracht werden, und, obgleich ihm untergeordnet, mit ihm bestehen.

In der Regel, wenn man von den Fortschritten des Menschen spricht, versteht man freilich darunter beinahe ausschließlich den menschlichen Geist mit allen seinen verschiedenen Verzweigungen und mannigfaltigen Vermögen. Aber so sehr man auch die Frage durch diese Begrenzung zu vereinfachen scheint, so bleibt es dennoch schwer, im Allgemeinen über die Fortschritte des menschlichen Geistes bejahend oder verneinend zu entscheiden. Auch der Begriff des Geistes bleibt noch immer sehr zusammengesetzt, und es fragt sich noch immer, von welchen Elementen desselben die Rede sey, wenn von dessen Entwickelung gehandelt wird. In demselben gibt es immer zwei Hauptvermögen, das empfangende und das hervorbringende. In dem ersten unterscheidet man mit Recht die sinnliche Empfindung, und das geistige oder moralische Gefühl; im zweiten die Phantasie oder die Einbildungskraft, den Verstand und die Vernunft. Diese verschiedenen Anlagen und Fähigkeiten des Menschen halten in ihrer Entwickelung eben so selten Schritt bei den verschiedenen Völkern und in verschiedenen Perioden der Weltgeschichte, als bei einzelnen Individuen. Sie werden nicht gleichmäßig gepflegt. Was man für die Entwickelung und Ausbildung der einen thut, geht den anderen ab. Wenn jene eine entschiedene Virtuosität erhalten, so stehen dagegen diese wie-

der im Nachtheil. Das Gleichgewicht unter ihnen wird leicht gestört, und eine vollkommene, aus bestimmten Verhältnissen der verschiedenen Vermögen hervorgehende Harmonie findet nie Statt. Feine, scharfe Sinne, welche alle Eindrücke leicht und tief empfangen, und Alles wahrnehmen, was in ihrem Wirkungskreise wahrnehmbar ist, fesseln dermaßen die Aufmerksamkeit und beschäftigen die Thätigkeit des Menschen so sehr, daß die Gefühle, die aus dem Innern hervorgehen und in demselben sich geheimnißvoll bilden, darunter leiden; hinwieder, wenn die Gefühle durch ihre Mannigfaltigkeit und ihre vorherrschende Macht eine reichhaltige Gemüthswelt erschaffen, so verweilt der Mensch gerne in derselben, entzieht sich der äußern Welt, und die Organe, die mit ihr in Berührung stehen, werden vernachläßiget, und ungebraucht stumpfen sie sich allmählig ab. Eben so verhält es sich mit dem producirenden Vermögen. Es hat Zeitalter gegeben, wo eine fruchtbare Phantasie und eine schöpferische Einbildungskraft mit ihren Gebilden und Dichtungen das Leben der Völker so wie der Einzelnen verschönerten, erfüllten und allein in Anspruch nahmen. In diesen Epochen brachten die ausgezeichneten Geister nur Werke der Phantasie und des Gemüths hervor, das Volk war nur für solche empfänglich; der Verstand, der sich mit Begriffen beschäftigt und vermöge derselben die Welt und den Menschen zu verstehen und zu erklären trachtet, die Urtheilskraft, welche diese Begriffe auf besondere einzelne Gegenstände anwendet,

die Vernunft, welche feste, allgemeine, unverändliche Grundsätze aufstellt und dieselben nur auf die Wahrnehmung der Existenzen und der Wesen begründen will, wurden zu derselben Zeit in den Hintergrund gestellt, sogar verwahrloset und blieben in einer langen Kindheit. — Hinwieder in den Perioden, wo der menschliche Geist, die Gebilde der Phantasie verschmähend oder mit denselben übersättigt, nach Wahrheit und Realität trachtend, dem Denk- und Erkenntniß-Vermögen den höchsten Werth einräumte und ihm eine ausschließliche Pflege widmete, gewann der Verstand an Scharfsinn und Umfang, die Urtheilskraft verfuhr richtiger und schneller, die Vernunft erreichte einen Schwung, der in der Höhe wie in der Tiefe Bewunderung verdiente, aber zugleich erkaltete sie; das Gemüth, das Gefühl wurde zum Schweigen gebracht, die Einbildungskraft setzte Abstractionen und Begriffe zusammen und ihre lebendigen Schöpfungen hörten auf; der menschliche Geist erforschte die ihn umgebende Welt, allein der magische Duft der Phantasie wurde ihr entzogen, und eine kalte Luft, von dem Menschen selbst ausgehend, verbreitete sich über das menschliche Thun und Treiben; das Licht nahm zu, die Wärme nahm immer mehr ab, und die Begeisterung, die so viel Großes und Schönes herbeiführte in der idealischen und in der wirklichen Welt, machte der Besonnenheit und ihren Berechnungen Platz; es trat das männliche Alter mit seinen Vorzügen und Früchten ein, die Blüthe der Jugend verschwand, und verloren gingen ihre

Eigenschaften und Wirkungen, weil sie mit den anderen unvereinbar waren.

Daraus geht hervor, daß, wenn von den Fortschritten des menschlichen Geistes die Rede ist, man nothwendig, um sich zu verständigen, genau zu bestimmen suchen muß, von welchen Anlagen des Menschen, oder von welchen Vermögen der Seele gesprochen wird; und es erhellt zugleich aus dem vorher Gesagten, daß es keine leichte Aufgabe sey, dieses genau anzugeben oder eine Art von Bilanz der Fähigkeiten, welche die größtmögliche Entwickelung in einer jeden gegebenen Periode erreichen, und derjenigen, die eben dadurch in ihrer Entwickelung leiden, aufzustellen.

Eben so nothwendig und eben so schwierig ist es, tiefer in die Frage eindringend, den Begriff von Fortschritten als den von dem menschlichen Geiste zu zergliedern, um ihn scharf zu begrenzen und richtig darzustellen.

Vor allen Dingen muß man den Gegenstand, der als Zweck und Ziel der Bestrebungen und der Thätigkeit des menschlichen Geistes und der Fortschritte desselben in einer gegebenen Periode erscheint, scharf bestimmen. Wenn die Bahn, auf welcher man vor- und fortschreitet, nicht gehörig bezeichnet wird, so läuft man Gefahr, dieselben Aussprüche zu thun, und dem Scheine nach dasselbe zu behaupten obgleich man sich gegenseitig nicht versteht, und hingegen sich zu entzweien und einen endlosen Streit anzuspinnen obgleich man einander näher steht als man es glaubt.

Die Gegenstände der Thätigkeit und der Anstrengungen des menschlichen Geistes sind entweder materieller oder geistiger Art, und in Hinsicht beider gibt es ein Wissen und ein Produciren. Eine jede Production nach feststehenden Normen und Charakteren nennt man eine Kunst. Einer solchen geht immer ein bestimmtes Wissen voraus, oder begleitet dieselbe. Allein es gibt auch ein von aller Production und Kunst verschiedenes und unabhängiges Wissen.

Alle materiellen Gegenstände, so wie alle materiellen Zwecke und Interessen, vereinigen sich in den Begriff der Natur. Die Beobachtung und die Erfahrung führen zur Kenntniß derselben, und vermöge dieser Erkenntnisse kann der Mensch die Erzeugnisse der Natur genießen, sie sich aneignen, seinen Bedürfnissen anpassen; sich die Natur dienstbar machen, durch die Anwendung und die Beherrschung ihrer Kräfte dieselben steigern und erhöhen, so wie die seinigen vermehren; die Producte der Natur vervielfältigen, veredeln, verbessern oder neue Gegenstände, die ihr fremd waren, nach Verfahrungsarten die er ihr abgelernt hat hervorbringen; mit einem Worte, mit und durch die Natur dieselbe beherrschen, indem er sie als Zweck oder als Mittel, als Werk oder als Werkzeug betrachtet und benutzt.

In dieser sich früh ihm öffnenden und von ihm betretenen Bahn, die eben so unendlich wie die Natur selbst ist, geht der Mensch immer vorwärts. In dem letzten Jahrhundert hat er in der That riesenhafte

Fortschritte in derselben gemacht; doch werden sie einst noch übertroffen werden, denn hier läßt sich der menschlichen Thätigkeit kein Ziel, kein Ende und keine Grenze setzen. Die Gegenstände der Natur, und ihr Verhältniß zu den inneren Trieben des Menschen, haben die ersten Bedürfnisse erzeugt und die erste Arbeit veranlaßt. Eine jede Arbeit ist immer eine Anwendung der Kräfte des Menschen auf die Kräfte der Natur; es sey nun um sie zu erkennen, zu besitzen oder zu benutzen. Eine solche, und zwar die einfachste, verrichtet schon der Mensch, der eine von der Natur erzeugte Frucht von einer andern unterscheidet, sie vom Baume pflückt und sich damit nähret. Die Arbeit, in ihren mannigfaltigen Versuchen und unter allen möglichen Formen, vermehrte die Bedürfnisse, indem sie dem Begehrungsvermögen neue Gegenstände darbot, und die immer steigenden und sich aussprechenden Bedürfnisse spornten hinwieder die Thätigkeit an, und vermehrten die Arbeit. Man ward gezwungen, immer mehr hervorzubringen, weil man immer mehr genießen wollte. Die Arbeit wurde, und wird noch und wird immer mehr in das Unendliche getheilt, und die Natur wird immer mehr vermöge dieser Theilung als Werkzeug gebraucht, um der Natur mehr und bessere Producte abzugewinnen. Im Beginnen des Menschengeschlechts thut der Einzelne Alles, was nöthig ist, um sein Leben zu fristen, er baut seine Hütte, verfertigt seine Kleidung, bringt alle Gegenstände seiner Bedürfnisse selbst hervor; er verwendet

viel Zeit und Kräfte, um eine kärgliche, elende Existenz zu führen. Welcher Abstand zwischen diesem Zustand der Gesellschaft und dem heutigen, wo auch für den Bettler und den Tagelöhner tausend Hände arbeiten, und, vermöge der Theilung der Arbeit, schon eine Nadel so viel verschiedene Gewerbtreibende zu ihrer Vollendung erfordert. Ein eben so unermeßlicher Abstand findet Statt zwischen dem Zeitpuncte, wo der Wilde kaum das Feuer kannte, es zu unterhalten wußte, als Werkzeug gebrauchte, und dem jeßigen, wo es durch die Dampfmaschinen dem Menschen eine Alles überwältigende Kraft zu Gebote stellt.

Auf diese Art haben die Verhältnisse des Menschen zur Natur sich über alle Erwartung in einer schnellen, stets zunehmenden Progression vervielfältigt; ihre Wechselwirkung auf einander hat alle möglichen Formen angenommen. Mit der Natur selbst bewaffnet und gerüstet, hat der Mensch die Natur beherrscht, und zu allen möglichen Zwecken hat er in ihr immer neue Mittel gefunden oder erfunden. In allen Fächern hat die Production einen nicht zu berechnenden Schwung genommen, die Producte in ihrer unabsehbaren Mannigfaltigkeit sind immer leichter, wohlfeiler, in einer größern Vollkommenheit geschaffen worden, und ein Wetteifer ohne Gleichen hat sich, zwischen der Arbeit und der Nachfrage, dem Hervorbringen und dem Genießen, in allen Europäischen Staaten mehr oder minder gezeigt. Mit dem Wachsthum und der täglichen Vermehrung der materiellen

Zwecke, Mittel, Absichten, haben die materiellen Interessen um sich gegriffen, an Höhe und Umfang Alles überflügelt, und mit ihnen sind eine Menge Kenntnisse, Ideen, Fertigkeiten in Umlauf gesetzt worden, welche zugleich die Fortschritte der materiellen Cultur beweisen und befördern. In dieser Hinsicht kann sich kein Zeitalter mit dem unsrigen auch nur von ferne messen. Aber die Sache hat auch ihre Kehrseite. Durch die Erfindung und Anwendung wundervoller Maschinen sind diese letzteren beinah zu Intelligenzen, die eigentlichen Intelligenzen aber, die Menschen, zu Maschinen herabgewürdigt worden. Die Production, die sich der Unermeßlichkeit nähert, mußte nothwendig bei so bewandten Umständen öfters die Consumtion überschreiten. Die Concurrenz der Arbeiter nahm zu, die Arbeit selbst nahm ab, und so entstand ein auffallendes Mißverhältniß zwischen der Masse der Waaren und den Geldmitteln Derjenigen, die sie kaufen, gebrauchen und verzehren sollten. Es bildeten sich überschwengliche Reichthümer in den Händen eniger Weinigen, es gab aber im allgemeinen mehr Armuth als Wohlstand. Schwelgerischer Genuß auf der einen Seite, drückende Entbehrung auf der andern, traten als schwer zu übersteigende Hindernisse der höhern Cultur in den Weg.

Dadurch wurde ein sinnlicher Materialismus die Haupttendenz des Zeitalters. Alles, was auf den Körper und die Organe desselben sich bezieht, gewann ein entschiedenes Uebergewicht über das Geistige, Mora-

lische, Uebersinnliche. Das Höhere würde dem Niedrigen, das Ewige dem Zeitlichen als Mittel zum Zweck untergeordnet. Die Regierungen selbst wurden vom Strom der Meinung mit fortgerissen. Der National-Reichthum beschäftigte sie ausschließlich; ihn zu schützen, zu leiten, zu beleben, hielten sie für ihre erste Pflicht und für ihre eigentliche Bestimmung. Die Sitten des Volks zu läutern und rein zu erhalten, die Grundsätze zu befestigen, die Gesinnungen zu veredeln, glaubten sie sich nicht berufen. Alles schien gewonnen, wenn nur der gute Geschmack in den Fächern der verschiedenen Arbeit immer allgemeiner würde, die Regeln der Klugheit Wurzel faßten, die Selbstsucht sich aller Rohheit und Gewaltthätigkeit enthielt und ihre Rechnungen so anlegte, daß sie die Anderen in den ihrigen nicht störte. Da Vermehrung, Verbreitung, und schneller Umlauf des Geldes für das Höchste galt, so hätte man glauben sollen, daß die Staaten das Geheimniß gefunden hätten, mit Geld Alles, was der Natur des Menschen angemessen ist, zu erzwingen oder zu ersetzen, und folglich die Tugend und die Religion entbehren zu können.

Bei dem steten Kampf des Menschen mit der Natur, um derselben immer mehr Kräfte und nützliche Wirkungen abzugewinnen und sie seinen Zwekken immer dienstbarer zu machen, mußten nothwendig alle materiellen Wissenschaften, die sich auf die äußere sinnliche Welt beziehen, an Werth, an Vorliebe, an Pflege gewinnen. Ein jeder Fortschritt in

denselben brachte einen Fortschritt in der Production und in der Kunst zu genießen mit sich, oder konnte wenigstens einen solchen mit sich bringen. Die Beobachtungen, die Experimente führten zur Kenntniß neuer Eigenschaften der Natur, und die Geometrie, die Algebra, die höhere Mathematik gaben die Mittel, die neuen Größen zu berechnen, zu messen, zu bestimmen. Die Entdeckung einer Pflanze, eines bis dahin unbekannten Thiers, eines Metalls konnte Erfindungen veranlassen, und auf den Reichthum des Volkes Einfluß haben Die tiefere Ergründung der Gesetze der Mechanik, die feinere Zersetzung der Elemente der Körper, die genauere Kenntniß der Oberfläche und der Eingeweide der Erde, der Berge und der Meere, der Gestirne und der Bestandtheile der Atmosphäre konnten den Künsten neuen Stoff, der Arbeit zweckmäßigere Werkzeuge, dem Verkehr und der Verbindung unter den Völkern neue Bahnen eröffnen und neue Mittel verschaffen. So verhielt es sich auch, und die Erwartungen, die man von der Cultur der physischen Wissenschaften gehegt hatte, wurden nicht getäuscht, sondern noch übertroffen. Da der Impuls einmal gegeben war, begnügten sich die gelehrten Forscher, welche diesen Wissenschaften ihre Kräfte widmeten nicht, für die practischen Bedürfnisse des Lebens zu arbeiten, sondern bildeten das Wissen immer mehr aus, begründeten es tiefer und gaben ihm einen immer größern Umfang. Indem sie das für das materielle Treiben und Schaffen Erforderliche herbeiführ-

ten, eröffneten sich ihnen neue Ansichten und Aussichten im Weltall; zu eigener Befriedigung brachten sie auch hervor, was sich nicht auf die Künste bezog, und bereicherten fortwährend alle Fächer der physischen Wissenschaften. Später ergab sich freilich auch aus Beobachtungen und Experimenten, die dem Scheine nach mit den Zwecken der Gesellschaft keinen Zusammenhang hatten, manche überraschende und glückliche Anwendung zu Gunsten dieser letzteren. Man trachtete nur nach einer größern Ausdehnung des Reichs der Wahrheit, aber das Nützliche und Angenehme fand dabei seine Rechnung. Die Natur wurde auf allen möglichen Wegen, mit allen möglichen Mitteln angegangen, befragt, erforscht; je mehr man Raum in diesem unermeßlichen Felde zurücklegte, um so mehr wurde man angespornt, weiter zu gehen; je mehr Geheimnisse man enträthselte, desto mehr Geheimnisse boten sich der Neugierde und dem Forschungsgeiste dar. Es reicht an das Unglaubliche, welche Masse von Thatsachen seit funfzig Jahren den verschiedenen Naturwissenschaften zum Grunde gelegt worden sind, mit welchem Aufwand von Geduld man sie gesammelt, mit welcher Anstrengung des Geistes man sie zu verbinden und zum erklären gesucht, durch welche kühne und scharfsinnige Hypothesen man die Natur in ihre verborgene Werkstatt verfolgt, und den Protheus in seinen unzählbaren Verwandlungen festzustehen und Rede zu geben gezwungen hat. In dieser Hinsicht sind die Fortschritte des menschlichen

Geistes nicht allein unbezweifelt, sondern beinah fabelhaft, und so unendlich groß sie auch gewesen sind, so werden sie doch klein und unbedeutend gegen die Fortschritte der künftigen Jahrhunderte erscheinen. Wenn die alten Weltweisen wiederkämen, würden sie freilich erstaunen, und ihr Erwerb so wie ihr Besitz würde gegen unsern jetzigen Reichthum ein kärgliches und armseliges Ansehen haben. Allein wenn unsere jetzigen Naturforscher nach zwei tausend Jahren wiederkehren sollten, würden sie doch gegen ihre glücklicheren und reicheren Nachfolger einen vielleicht noch grellern und auffallendern Contrast bilden. Es läßt sich, wie gesagt, in dieser Bahn kein Ende absehen, und die Naturwissenschaften haben sich einer steten, immer wachsenden und in der That unendlichen Vervollkommnung zu erfreuen.

Aber im Gegensatz zur Natur steht der Mensch, und mit ihm verhält es sich anders. Als integrirender Theil der Natur hat auch er sich besser kennen gelernt, und alle Wissenschaften, die sich auf seine Organe, ihren Zusammenhang, ihre Wechselwirkung, ihre Krankheiten, die Geschichte seines Lebens und seines Todes beziehen, sind auch vorgerückt und werden ferner vorschreiten. Aber der Mensch hat auch ein geistiges Prinzip, oder vielmehr er ist ein geistiges Wesen, welches zu seinen Organen in demselben Verhältniß wie der Tonkünstler zu seinem Instrumente steht. Die Wissenschaften, die mit der Intelligenz, dem Willen, der geistigen Natur des Menschen und

mit allen Gesetzen, Verrichtungen, Vermögen, die aus derselben hervorgehen sich beschäftigen, bilden ein eigenes Gebiet und werden deshalb moralische Wissenschaften genannt. Diese sind weit entfernt mit den physischen Schritt zu halten. Die Alten hatten in denselben viel und wenig geleistet: viel, wenn man bedenkt, von welchem Puncte sie ausgegangen waren, wenig, wenn man ihre Bemühungen mit dem Gegenstande und dem Zweck ihrer Forschungen zusammenhält. In den neueren Zeiten, trotz aller Anstrengungen der Denker, ist man den Alten nicht viel vorgeeilt, und was man gethan, beschränkt sich mehr auf die Form, die man den erkannnten Wahrheiten gegeben, als es in einer wirklichen Bereicherung, festerer Begründung und einer größern Ausdehnung des Wissens besteht. Der Mensch erscheint sich selbst, so wie ihm auch die äußere Natur Erscheinung ist, und so lange er in dieser Welt der Erscheinungen verweilt und sich mit derselben begnügt, kann er immer weiter gehen und sein Besitzthum kann täglich zunehmen. Allein dabei kann er sich nicht beruhigen; eine innere unersättliche Sehnsucht treibt ihn aus dieser niedern Sphäre in eine höhere, übersinnliche hinaus. Das Erkennen der *Erscheinungen* befriedigt ihn nicht, und er wird sich bald bewußt, daß dieses Erkennen nicht das eigentliche wahre Wissen sey.

Hinter diesen Erscheinungen müssen die Wesen, wie sie an sich sind, aufgesucht, aufgefaßt, erkannt werden können. Der Mensch strebt nach Realität,

nach etwas Allgemeingültigem, Nothwendigen, Absoluten, welches die wahren Existenzen allein ihm geben können. Dieses auffinden, festhalten, aufstellen, auf dasselbe seine Wahrnehmungen beziehen, seine Vernunftschlüsse gründen, wäre für ihn das eigentliche Wissen. Nach dieser übersinnlichen, reellen Welt hat sich der Mensch immer gesehnt, und vom Erwachen der Vernunft an hat er alle mögliche Wege versucht, um zu derselben zu gelangen, und sich ihrer zu bemächtigen. Von seinem eigenen Bewußtseyn, welches er schon früh zur Besonnenheit brachte, ausgehend, gab er sich Rechenschaft von den Gesetzen seines Denkens, wie von denen seines Handelns, und fand, daß dieselben gleich unbedingt, unabänderlich, allgemein gültig für alle Zeiten und alle Länder wären. Mit ihnen ausgerüstet und einen festen Stützpunct gewinnend, trachtete er durch Befolgung der ersteren nach der absoluten Wahrheit, und mit Hülfe der anderen suchte er das höchste Gut zu verwirklichen und zu besitzen; die Wesenheit der Dinge zu erforschen, das reelle Seyn, den Ursprung, die Bestimmung des Weltalls und seiner selbst, wurde nun der Hauptgegenstand seines Nachdenkens und seiner geistigen Anstrengungen. So entstanden die Logik, die Ethik und die Metaphysik als Wissenschaften; während die beiden ersteren entdeckt sind, wird die letztere noch gesucht. Die Griechischen Philosophen haben diese Wissenschaften mit einem anhaltenden Interesse, einem bewundernswürdigen Scharfsinn und einer unermüdlichen

lichen Beharrlichkeit gepflegt; sie sind diese Hauptprobleme der Metarphysik von allen erdenklichen Seiten angegangen, haben alle möglichen Lösungsarten derselben versucht und alles geleistet, was der menschliche Geist in dieser schwierigen Unternehmung nur immer zu leisten vermag. Die Alten haben fast alle Combinationen, die man über diese Gegenstände machen kann, erschöpft. Die Systeme der Neueren sind großentheils nur Abdrücke dieser Typen, Reflexe oder Brechungen dieses Lichts, und auch da wo sie neue Ausgangs- und Endpuncte aufgestellt und neue Zusammensetzungen gewagt haben, sind sie nicht glücklicher gewesen als ihre Vorgänger und sind in diesem unerforschlichen Gebiet nicht viel weiter gekommen. Die Logik hat dem Aristoteles eine solche Vollendung zu verdanken, daß sie nur wenig noch gewinnen konnte und gewonnen hat. Die Ethik konnte in ihren Hauptgrundsätzen eben so wenig verfehlt als verfälscht werden; das Gewissen dient hier zum Polarstern, um sich leicht zu orientiren. Die Tugend und das Laster sind früh erkannt und in ihrem eigenthümlichen Charakter, in ihrem sich entgegengesetzten Wesen dargestellt worden. In Hinsicht der nähern Bestimmung der Pflichten und Rechte, so wie in Hinsicht der Natur der moralischen Vollkommenheit, und der Mittel zu derselben zu gelangen, hat die Wissenschaft Fortschritte gemacht. Diese sind aber einzig und allein eine Frucht der gereinigten christlichen Lehre. Was die wissenschaftliche Begründung der Ethik und die

Natur des ersten Princips betrifft, aus welchem alles in derselben abzuleiten ist, haben die Alten eine große Mannigfaltigkeit der Theorien aufzuweisen und sind alle Stadien durchgegangen, vom sinnlichen Eigennutz bis zum reinen, unbedingten, von allem Fremdartigen gesäuberten Sollen. Die Metaphysik nannten schon die Griechischen Weltweisen: die Wissenschaft die gesucht wird, und diesen Namen verdient sie bis auf den heutigen Tag noch. Als Quelle derselben haben schon die Alten bald den Sinnen und der geläuterten Auslegung ihrer Aussprüche, bald den Begriffen des Verstandes oder den Grundsätzen der Vernunft gehuldigt; als Ursatz, bald die Einheit, bald die Zweiheit oder die Vielheit angenommen; als Resultat, das objective Wissen oder das subjective Meinen angegeben; und Mehrere, an der Auffindung der Wahrheit verzweifelnd, ihre Zuflucht zu dem allgemeinen Leugnen aller Gewißheit oder zu dem Zurückhalten alles Urtheils, der sogenannten Skepsis, genommen.

Die höhere Philosophie, die sich mit den ersten Problemen des menschlichen Wissens beschäftigt, hat also keine Auflösung derselben gegeben, die auf Allgemeingültigkeit höhere Ansprüche machen könnte. Man kann aber mit Wahrheit behaupten, daß diejenigen moralischen Wissenschaften, welche gemischter Natur sind und in der Anwendung der allgemeinen Grundsätze auf das practische Leben bestehen, in der neuern Zeit gewonnen haben. Da sie auf eine kunstvolle Verschmelzung der Begriffe mit den Thatsachen beruhen

ist es freilich schwer zu bestimmen, in wie fern sie sich durch die Vermehrung der Thatsachen und der Erfahrungen bereichert und vervollkommnet haben; aber diese ihre Vervollkommnung bleibt deswegen nicht minder unzweifelhaft.

In der Geschichte sind die Alten in Hinsicht des hohen moralischen Ernstes, mit welchem sie die Begebenheiten erfaßt und des pragmatischen Zusammenhangs welchen sie in die Entwickelung der Thatsachen gebracht haben, so wie in Hinsicht der Individualität ihrer Charakterzeichnungen und der aus dem Leben hervorgehenden und in das Leben eingreifenden Darstellung, wo nicht unerreicht geblieben, doch gewiß nicht übertroffen worden.

Die Staatswissenschaft wurde zwar nicht bei ihnen so streng wissenschaftlich und dem Scheine nach erschöpfend behandelt, wie bei uns, weil sie nicht glaubten, mit abstracten Sätzen der unendlichen Mannigfaltigkeit der Thatsachen und der Verhältnisse, die den gesellschaftlichen Mechanismus bilden, beikommen und vermöge hochtrabender Theorien über den Ursprung, die Zusammensetzung und die Bestimmung der Staaten dem Zwecke derselben näher treten zu können. Doch haben sie diese Wissenschaft fleißig bearbeitet und von mehreren Seiten herrlich beleuchtet. Plato hat mit schöpferischer Phantasie und aus der Tiefe eines erhabenen Gemüths das Ideal eines vollkommenen Staates aufgestellt, in welchem die Erziehung, die Gesetzgebung, die Religion, die Verfassung in

Harmonie gebracht sind. Aristoteles hat denselben Gegenstand mit der ihm eigenthümlichen Schärfe des Verstandes behandelt, die genetische Erklärung des gesellschaftlichen Organismus zu geben versucht, eine außerordentliche Menge verschiedener Verfassungen in ihren Hauptzügen richtig aufgezeichnet und auf die unendliche Varietät der Verhältnisse und der Thatsachen, die denselben zum Grunde dienten, aufmerksam gemacht. Cicero hat mit dem Blick eines erfahrnen practischen Staatsmannes und mit der Hoheit des Geistes, die ihn über die Wirklichkeit erhob, seinen Standpunct zwischen den beiden Griechischen Weltweisen gewählt. Merkwürdig bleibt es, daß, im Schooße des Heidenthums geboren und erzogen, diese großen Geister über alle Staaten, Regierungen und Staatseinrichtungen schon, als den ewigen Oberherrn und als die unverbrüchliche Norm alles Gesetz- und Rechtmäßigen, ein allgemein gültiges nothwendiges heiliges Gesetz aufstellten, welches allen Gesetzgebungen zur Richtschnur und Grundlage dienen solle. Noch merkwürdiger bleibt es, daß diese Republikaner nicht die republikanische Form, sie möge nun in der Volksherrschaft, oder in der Gewalt der Mächtigeren, oder in der Mischung von Beiden bestehen, für die vollkommenste hielten, sondern der monarchischen Verfassung, wo ein Einziger als Oberhaupt des Ganzen erscheint aber mit den Edlen des Landes und mit den Besseren aus dem Volke die Angelegenheiten des Staats berathet und entscheidet, den Vorzug gaben.



Was die Alten in dieser Hinsicht in ihrer Gedankenwelt als zweckmäßig erkannten, aber in der wirklichen nicht gekannt haben, noch in dieselbe einführen konnten, haben die Neueren verwirklicht durch die schon in den Germanischen Wäldern angedeuteten und im Mittelalter sich ausbildenden Stände und durch das aus dieser Form sich ergebende Repräsentativsystem, in welchem die Bedürfnisse des Volks und die fortschreitende Vernunft theils erbliche theils gewählte Organe finden, und wo das Eigenthum aller Art das ganze Staatsgebäude trägt. Dies ist unstreitig ein Riesenschritt, dessen Folgen sich noch nicht berechnen lassen, eine Form, die Vieles, was früher unmöglich schien, möglich macht. Allein sie ist weit mehr ein glückliches Ereigniß als eine verdienstliche genialische Entdeckung.

Wir kennen die Gesetzgebungen der Griechischen Republiken wenig, sowol was die Form, als was die Materie betrifft, und das was zu uns gekommen ist, gibt uns keinen hohen Begriff von denselben. Auch waren diese Gemeinwesen theils zu klein, theils zu unbedeutend und arm, um hier eine reiche Ausbeute zu geben. Allein die Römische Gesetzgebung reicht hin, um uns über diesen Verlust zu trösten. Dieses kolossale Werk, ob wir es gleich nur unvollkommen und nach einer späten Bearbeitung kennen, übertrifft Alles was in diesem Fache existirt hat, sowol durch seine tiefe practische Weisheit, seine historische Begründung, seine hohe Vernunftmäßigkeit, als durch seine consequente Rechtlichkeit, seine gediegene Kraft, seine männliche

Würde und seine kurze, bestimmte, kernige gebietende Sprache.

So groß auch der Schatz von Thatsachen und gesundem Menschenverstand seyn mag, den das Gemeinrecht, welches sich im Mittelalter von selbst gebildet hat, darbietet, so ist doch das Römische Recht nach seiner Auffindung und ersten Bearbeitung die Quelle der neuern Rechtsgelahrtheit, die Grundlage aller neueren Gesetzgebungen und die Schule, in welcher sich die größten Geister gebildet haben, geworden. Andere Verhältnisse, die den Römern unbekannt waren, ein anderes Leben, eine andere Religion, die alles auf Gerechtigkeit und Sittlichkeit beziehet, haben freilich auch andere Gesetze erfordert, und man kann nicht in Abrede seyn, daß in Hinsicht zweckmäßiger gerichtlicher Formen, der Sicherstellung der persönlichen Freiheit, der Menschlichkeit und der Milde, welche das peinliche Recht durchdrungen haben, die neuere Zeit sich durch Fortschritte ausgezeichnet hat. Dennoch kann man ihr eine entschiedene Ueberlegenheit nicht zugestehen. Ihr eigenthümlich ist es allerdings, Gesetzbücher, die alle gesellschaftliche Verhältnisse umfassen, mit einemmale wie aus dem Stegereif erschaffen und eingeführt zu haben, da die älteren Gesetzgebungen das Werk der Zeit, die langsame Frucht der Umstände und einer eintretenden Nothwendigkeit waren. Allein diese Erscheinung ist eine sehr zweideutige Ehre, denn es läßt sich bezweifeln, ob bei der Gesetzgebung Voraussicht der zukünftigen Fälle sicherer führt,

als eine richtige Einsicht in die Bedürfnisse der Gegenwart; ob Gesetze, die eine historische Wurzel haben, und die aus den Thatsachen, auf welche sie sich beziehen, wie von selbst entstehen, nicht dem Volke angemessener, theurer, heiliger sind, als Gesetze, die ihren Ursprung allgemeinen Grundsätzen verdanken.

Die eigentliche Politik hat in der neuern Zeit einen wissenschaftlichern Charakter angenommen. Das Vernunft-Völkerrecht und das auf Verträgen beruhende conventionelle, welche die Rechte und die Pflichten der Staaten gegen einander bestimmen, haben sich einer gründlichen und vielseitigen Bearbeitung zu erfreuen gehabt, da sie früher nur fragmentarisch existirten und aus einzelnen Gebräuchen bestanden. Als Wissenschaft hat die Politik gewonnen, in sofern sie, auf Geschichte gestützt, durch den innigen Verkehr der Völker und die Wechselwirkung der Staaten erweitert, Systeme hat aufstellen können, in welchen die Staaten sich anziehen oder zurückstoßen, Wahlverwandtschaften oder Wahlfeindschaften mit einander haben. Doch kann man nicht behaupten, daß die Politik als Kunst gleiche Fortschritte gemacht hätte, oder wenigstens daß man Bearbeitungen jener Art ihre Fortschritte mit Recht zuschreiben könnte. Es hat vielleicht nie eine Politik gegeben, die strenger consequent, unveränderlicher in Hinsicht ihres Zwecks, gewandter in der Wahl ihrer Mittel, in ihren Maximen sich selbst immer gleicher gewesen wäre, als die der Römischen Republik. Die der päpstlichen Macht kann allein mit ihr ver-

glichen werden. Staatsmänner, die nach einem weitumfassenden, durchdachten Plan verfahren, sind eine seltene Erscheinung in unserer Zeit; leichter ist es, geschickte Unterhändler zu finden, die eine gegebene Rolle in dem großen Weltdrama mit Kunst und Erfolg spielen, denn hier kommt es hauptsächlich auf Menschenkenntniß an, und diese hat sich durch eine Menge von Beobachtungen und Erfahrungen unendlich bereichert. Das gesellschaftliche Leben, die Formen und die Vervollkommnung desselben, die täglichen Berührungen, welche der Umgang beider Geschlechter in den geselligen Kreisen veranlaßt, die Verwickelung der Interessen, und die häufigen Collisionen selbst die daraus entstehen, haben die Kenntniß der Menschen zu einer der alten Welt unbekannten Höhe gebracht. Die Irrgänge, die Schwachheiten, die Täuschungen, die Neigungen, die Leidenschaften, die Tugenden und die Laster des menschlichen Herzens sind besser beleuchtet und richtiger beurtheilt worden; sie liegen dem unbefangenen Auge unverdeckt und klar vor: eine weniger erfreuliche als nützliche Kenntniß, die aber unstreitig auf die Ausbildung der Politik, der Weltklugheit, so wie der Erziehung und der Regierung, einen entscheidenden Einfluß gehabt hat.

Zwei Wissenschaften werden gewöhnlich als Erzeugnisse der neuern Zeit angegeben, und unter der Form, die sie angenommen, sind sie es auch in der That, nämlich die Staatswirthschaft und die Statistik. Die erste untersucht die Quellen des Reichthums,

setzt den Mechanismus der Production aus einander und zeichnet die verschiedenen Bahnen auf, in welchen die menschliche Gewerbsamkeit sich versucht, und die Knoten in welchen sich diese Bahnen berühren, um sie alle zu einem gemeinschaftlichen Zweck zu führen; die andere sucht den jetzigen Zustand eines jeden Staats in allen seinen Verhältnissen und in allen Beziehungen nach umständlichen Berechnungen darzustellen. Früher hatten die Einzelnen und die Regierungen den Nationalreichthum auf allen möglichen Wegen vermehrt, oder beschützt und geleitet: die einen vermöge kluger Benutzung der Erfahrung und durch Belehrung der Thatsachen beinahe instinctmäßig, ohne sich von ihrem Verfahren eine wissenschaftliche Rechnung geben zu können; die anderen, indem sie, von ihrem höhern Standpuncte aus, die Resultate der Thatsachen in practische Maximen verwandelten. Auch haben die Regierungen und die Einzelnen von jeher statistische Nachrichten über verschiedene Zweige der Staatsverwaltung gesammelt. Allein es waren abgerissene einzelne Züge, die zu keinem vollständigen Gemählde dienen konnten. Das große Verdienst der neuern Zeitin Hinsicht beider besteht in ihrer parallelen gleichzeitigen Bearbeitung. Denn hätte man die eine ohne die andere aufbauen wollen, so hätte man eine bloße Darstellung der Wirkungen zu Stande gebracht, ohne ihre Ursachen angeben zu können, oder eine Theorie der Ursachen aufgestellt, die leicht aus der Luft gegriffen worden wäre, oder so erschienen seyn würde, da sie sich nicht

aus der Natur der Wirkungen ergeben hätte, noch auf dieselbe hätte können bezogen werden. Doch muß man den jetzigen Standpunct dieser Wissenschaften nicht durch Uebertreibung verkennen und verrücken, noch ihren wohlthätigen Einfluß auf die Staaten überschätzen und ihre Nachtheile übersehen. Die Staatswirthschaft ist weit entfernt, als Wissenschaft, ihrer Vollendung nahe zu seyn: sie bietet noch immer mehr Probleme als Theoreme dar, und in ihrem vermeintlichen System gibt es noch viele und große Lükken. Es läßt sich sogar voraussagen, daß, je mehr man in derselben Fortschritte macht, destomehr es sich zeigen wird, daß allgemeine Sätze hier nicht ausreichen oder sogar irre führen; daß, da es immer mehr Ausnahmen von den Regeln gibt, als Fälle die unter denselben begriffen wären, die localen, zeitigen, individuellen Verhältnisse über das Allgemeine den Ausschlag geben müssen. Auch die Statistik ist eigentlich noch in ihrem Beginnen; viele Theile derselben beruhen noch nicht auf gehöriger Beobachtung oder richtiger Berechnung. Die Pflege beider Wissenschaften ist aus der Tendenz des Zeitalters zum politischen Materialismus, den wir oben angedeutet haben, hervorgegangen, und hat unstreitig diese Tendenz verstärkt. Das Aufsammeln, Auffassen und Erklären der materiellen Elemente des Staatslebens haben die Aufmerksamkeit von den viel wesentlicheren moralischen Bestandtheilen abgezogen, und auch hier hat der Körper den Sieg über den Geist davon getragen.

Wenn die Lobsprüche, die man den Fortschritten des menschlichen Geistes in Hinsicht der Wissenschaften macht Beschränkung und Berichtigung erfordern, so kann man mit noch größerem Rechte dasselbe von der Virtuosität der neuern Zeit in Hinsicht der schönen Künste sagen. Hier ist das Fortschreiten in das Unendliche nicht denkbar. Die Künste sind mehr als alle anderen Producte des menschlichen Geistes Kinder des Genies. Sie fordern freilich glückliche sie begünstigende Umstände, Macht und Reichthum in den Ländern, wo sie aufblühen sollen; sie haben Berührungen mit der Natur, der Religion, mit dem Charakter, den das öffentliche und Privatleben annimmt und mit den klimatischen Einwirkungen. Allein wenn diese Bedingungen ihres Flors alle eintreffen, so können einige genialische schöpferische Künstler dieselben früh und leicht zu einer später kaum erreichbaren Höhe erheben; sie verwirklichen dann in ihren Werken das Ideal des Zweckmäßigen, des Schönen, des Erhabenen, und die folgenden Geschlechter können nur mit Mühe ihnen nachbilden, und gerathen sehr leicht auf Abwege sobald sie ihre Fußstapfen verlassen. In dem Zeitalter des Perikles und Alexanders des Großen haben die Griechen den Gipfel der Kunst erstiegen, und in der Plastik so wie in der Architektur für alle Jahrhunderte Meister-Werke aufgestellt. Das funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert hat Bildhauer, Mahler und Architekten hervorgebracht, welche alle die der spätern Zeit weit überflügeln. Palladio, Skamozi und

Bramante in der Baukunst, Leonardo da Vinci, Titian, Raphael und Correggio in der Mahlerei, und Michael Angelo in allen drei Künsten, bleiben unübertroffen. Nur die Bildhauerkunst kann sich in unserer Zeit eines glücklichen Schicksals erfreuen, und Canova im Anmuthigen, Thorwalson im Erhabenen, und Rauch im Schönen sind mit Recht gefeierte Namen. Aber im Ganzen hat man das Hübsche, das Zierliche, sinnlich Angenehme oder das Gesuchte, Sonderbare, Abenteuerliche dem Großartigen öfters vorgezogen. Die mechanischen Künste haben, mehr als die schönen, der Verbreitung des Zeichnens, dem Studium der Antike und der Natur viel zu verdanken; die Formen ihrer Arbeiten sind gefälliger und lieblicher geworden; die Genußsucht, das charakteristische Zeichen der Zeit, hat dabei gewonnen und sich damit begnügt. Es wird freilich viel von Kunstsinn gesprochen und Liebe für die Kunst zur Schau getragen, allein auch hier treiben Eitelkeit, Affectation und Heuchelei ihr Spiel, und täuschen häufig den oberflächlichen Beobachter.

Diese vergleichende Auseinandersetzung der Fortschritte des menschlichen Geistes in älterer und neuerer Zeit ist hinreichend, um zu beweisen, daß in Hinsicht der Intensität das Licht der Wissenschaften und der Künste nicht in dem Grade und in dem Verhältniß in allen Verzweigungen derselben zugenommen hat, als man es gewöhnlich annimmt. Eben so verhält es sich mit der Aufklärung, die aus diesem Lichte hervorgeht. Sie besteht eigentlich, dem Begriffe nach, we-

niger in dem Gedeihen dieser oder jener Wissenschaft, als in der Fertigkeit, selbständig zu denken, und sich von allem dem was man behauptet oder verwirft und verneint, genaue Rechenschaft zu geben. Sie setzt eine gewisse Thätigkeit des Verstandes und der Vernunft voraus, welche macht, daß man nichts auf Treu und blinden Glauben oder auf Ansehen der Personen für wahr hält, sondern die Ueberzeugung vorangehen läßt, und diese Ueberzeugung durch Prüfung der Gründe und Gegengründe erzeugen will. Auf diesem Weg und auf diese Art bildet sich eine Gymnastik des Geistes, die denselben stählt und stärkt, gewandter und kräftiger macht. Diese Fertigkeit zum Selbstdenken erfordert vielleicht noch mehr Unabhängigkeit des Charakters als Schärfe des Erkenntnißvermögens, und wird von der ersten weit mehr als von der zweiten bedingt. In ihr findet das, was man vorzugsweise den philosophischen Geist nennt, seine Wurzel und seine Nahrung. Dieser Geist zeichnet sich durch das Bedürfniß und das Talent aus, die Begriffe zu zergliedern, die Gegenstände in ihre Bestandtheile aufzulösen und die Grundsätze zu beweisen. Gewiß hat er, wenn er seine Richtung nicht verfehlt und in den gehörigen Schranken gehalten wird, einen großen Werth, und es ist nicht zu leugnen, daß er öfter als in den drei vorhergehenden Jahrhunderten vorgefunden wird. Allein auch er bietet eigene Gefahren, hat eigene Klippen zu befürchten, und kann leicht übertrieben, so wie überschätzt werden. Wenn man sich

nicht begnügt das Zusammengesetzte in unseren Vorstellungen, in seine einfachen Elemente zu zersetzen, oder auf dieselben zurückzuführen; wenn man nicht einsieht, daß alle Vernunftschlüsse und eine jede Analyse sich am Ende an etwas knüpfen, was weder sich weiter beweisen oder ferner zergliedern läßt, sondern als Thatsache des innern oder des äußern Sinnes wahrgenommen und geglaubt wird, so kann der über seine natürlichen Grenzen getriebene philosophische Geist irre führen, Zweifelsucht und Unglauben erzeugen, und dem Menschen einen jeden Halt und festen Stützpunct entziehen.

Anders verhält es sich mit der Verbreitung der Aufklärung, als mit den Fortschritten der Intensität derselben. Es läßt sich nicht verkennen, daß mehr Menschen in allen Classen der Gesellschaft an dem Lichte, welches in den oberen Regionen der Wissenschaft aufgegangen ist, Theil nehmen. Gewisse Kenntnisse sind allgemeiner geworden, man findet häufiger eine gewisse Selbstthätigkeit des Verstandes, und der Sinn für Wissen und Erkennen hat unstreitig zugenommen.

Da die Sonne am sinnlichen Himmel nur dann die Tiefen wie die Höhen beleuchtet, wenn sie den Mittelpunct ihres Laufes erreicht hat, so könnte man in Versuchung kommen, aus der größern Verbreitung der Aufklärung zu schließen, daß das Licht des Verstandes und der Vernunft in seinen Fortschritten eine bis jetzt unerreichte Höhe erstiegen hat. Allein wir

haben gesehen, daß diese letzte Voraussetzung übereilt und unrichtig wäre, daß die Fortschritte des menschlichen Geistes nur theilweise Statt gefunden haben, und daß, wenn er in gewissen Fächern bedeutend vorgerückt, er in anderen in eine rückgängige Bewegung oder wenigstens in Stillstand gerathen ist. Die bedeutende Ausdehnung, welche das Licht erhalten hat, läßt sich aus anderen Umständen ableiten und erklären. Diese sind hauptsächlich die Reformation der Kirche, die Erfindung und stete Vervollkommnung der Buchdruckerkunst, die Vervielfältigung der Handelsverhältnisse unter den Völkern, die Verfeinerung des geselligen Lebens, die Annäherung der verschiedenen Stände und die Verbesserung des Volksunterrichts, lauter Umstände die mit den eigentlichen Fortschritten des menschlichen Geistes nichts gemein haben.

Die Reformation, das Werk einiger charaktervollen und genialischen Männer, wurde freilich durch eine vorangehende oder sie begleitende unruhige und unbestimmte Geistesthätigkeit des Volks herbeigeführt und begünstigt, aber sie hat die Aufklärung weit mehr befördert und veranlaßt, als sie von derselben veranlaßt wurde. Da sie von dem Ansehen des Papstes und von der Autorität der Kirche an die prüfende Vernunft der Einzelnen appellirte und die Freiheit der Untersuchung an die Stelle eines blinden, unterwürfigen Glaubens setzte, so mußte sie unstreitig dem Selbstdenken der Einzelnen einen bedeutenden Impuls in den evangelischen Ländern geben, eine Bewegung, die sich

auch den katholischen Ländern mittheilte. Da die Reformation keine andere Grundlage des Glaubens als die heilige Schrift annahm und zur fleißigen Lesung derselben Jeden aufmunterte, so wurde das Lesen selbst allgemeiner gelehrt und gelernt, und dieses Hauptmittel der Bildung wurde immer mehr bis in die niedrigsten Hütten eingeführt.

So lange Manuscripte das Wissen und das Denken der Jahrhunderte empfingen und aufbewahrten, blieben beide das ausschließliche Vorrecht der begüterten höhern Classe; ihre Schätze waren der Mehrzahl unzugänglich und von dieser belebenden Quelle fielen nicht einmal einzelne Tropfen auf die Masse des Volks herab. Die Erfindung der Buchdruckerei mit beweglichen Lettern machte diesem Uebelstand ein Ende, und verwandelte das Monopol einiger Wenigen in einen freien, Allen offen stehenden Verkehr. Je mehr die Kunst, wohlfeil, geschwind und gut zu drucken weiter rückte, um so mehr und so leichter konnte ein Jeder ihre Wohlthaten genießen, und sich vom allgemeinen Geisteserwerb und Reichthum dasjenige aneignen, was seinen Bedürfnissen, seinen Neigungen und seiner Lage angemessen war.

Die kühnen Unternehmungen und die glücklichen Entdeckungen der Schiffahrt, die Handelsverhältnisse, die immer zahlreicher, zusammengesetzter und mannigfaltiger wurden, erweiterten den Gesichtskreis und brachten eine Menge Thatsachen in Umlauf, die nothwendig den Geist beleben und zu neuen Ansichten

führen



führen mußten. Die entferntesten Länder lernten sich kennen; die Zeitungen reizten die Neugierde und befriedigten sie. Reisen wurden etwas Gewöhnliches und begünstigten den Austausch der Ideen und der Ansichten, so wie den der Waaren und der Bedürfnisse; die Sphäre der Kenntnisse erweiterte sich mit dem Markte der kaufmännischen Speculationen. Mit den Quellen der Nationalthätigkeit vermehrte sich der Nationalreichthum. Der Wohlstand erleichterte die Erwerbung von Eigenthum und beförderte die Freiheit der Personen. Beide wurden Bedingungen der Verbreitung einer gewissen Cultur, indem sie die Hülfsmittel der Bildung allen Ständen näher brachten. So mußte der Unterschied der Stände und die Schranken, die sie früher von einander trennten, immer mehr verschwinden, weil Keiner mehr ausschließlich gebildet war, noch sich einer entschiedenen Ueberlegenheit über die Anderen rühmen konnte. Die Menschen fühlten immer mehr, zumal in den größeren Städten, das Bedürfniß, sich durch eine geistreiche, belebende, lehrreiche Unterhaltung die Zeit zu verkürzen, und ihren Verstand zu üben, zu schärfen, oder geltend zu machen. Die Gesellschaften vermehrten sich in das Unendliche, und nahmen alle mögliche Formen an. Beide Geschlechter pflegten in denselben einen täglichen Umgang, und diese Sitte, die den Alten unbekannt war, erhob die Würde und beförderte die Kenntnisse der Frauen, so wie sie den Männern mehr Sinn für Schönheit, Anstand, Feinheit gab, und den Kreis

der Beobachtungen, die zur Menschenkenntniß führen, erweiterte. Diesen Ursachen muß allein die Verbreitung der Aufklärung in der neuern Zeit zugeschrieben werden, und diese Umstände erklären hinlänglich diese unleugbare und glänzende Erscheinung.

So sehr auch die Verbreitung der Aufklärung Raum gewonnen hat und in dieser Hinsicht unser Zeitalter ein nicht zu verkennendes Uebergewicht über die vorhergehenden besitzt, so muß man doch sich keinen zu hohen Begriff von der Ausdehnung des Lichtes machen. Die eigentlich producirenden und arbeitenden Classen haben auch noch heut zu Tage weder Zeit noch Muße, sich einen großen Theil desselben anzueignen; sie fühlen auch nicht das Bedürfniß, ihren Geist vielseitig auszubilden. So wird es auch forthin bleiben, trotz den Fortschritten der Cultur, weil allenthalben die große Mehrzahl der Menschen, von Kindheit an zu anhaltenden schweren Arbeiten verurtheilt und in den Sorgen für die Erhaltung des Lebens versunken, nur sehr selten zu einer höhern Entwickelung zu gelangen vermag. — Obgleich die bürgerliche Gesellschaft nicht mehr wie in der alten Welt auf Sklaverei der Masse beruht, und die persönliche Freiheit allgemein eingeführt und beschützt ist, so üben doch die physischen Bedürfnisse eine solche Oberherrschaft über die meisten Menschen, daß sie ihre Zeit so wie ihre Kräfte unter das Joch einer eisernen Nothwendigkeit beugen müssen, und keines von beiden in ihrer Macht behalten. Man kann sogar mit Wahr-

heit sagen, daß mit den Fortschritten der materiellen Cultur dieser Uebelstand sich vermehrt hat. Die Zweige der Arbeit und die Mannigfaltigkeit der Beschäftigungen haben sich zwar unglaublich vermehrt und wachsen noch immer fort; die Masse der Gegenstände, welche zur Befriedigung der Bedürfnisse dienen können, ist ungleich bedeutender geworden; allein es wird doch immer schwerer für den Einzelnen Arbeit zu finden, und sich leicht und sicher durch das Leben fortzubewegen. Freilich haben troß dieser Hindernisse der Bauer und der gemeine Handwerker über ihren Ursprung, ihre Pflichten, ihre Bestimmung richtigere Begriffe als die Mehrheit der höheren Classen in der alten Welt besaß; auch hat sich eine Ahnung und Hoffnung der übersinnlichen Welt bis in die rohesten Gemüther Eingang verschafft. Diesen Vorzug kann man aber nicht den Fortschritten der neuern Zeit zuschreiben, sondern er ist einzig und allein eine herrliche Frucht des Christenthums.

Man hat öfters gefragt, ob die Verbreitung der Aufklärung ein unbedingtes Gut wäre, oder ob ihr nicht vielmehr sollten Grenzen und Schranken gesetzt werden. Diese Frage ist theils eine unvernünftige, theils eine müssige. Ein jedes Wesen soll das werden, was in seiner Natur liegt, und alle seine Kräfte seiner Lage und seinen Verhältnissen gemäß entwikkeln. Vor allen soll der Mensch seine mannigfaltigen Vermögen und Fähigkeiten, so weit die Umstände ihm solches erlauben, ausbilden und anwenden,

und vorzugsweise den Verstand und die Vernunft selbstthätig vervollkommnen. Außer dem Gesetz Gottes, und der Tugend, diesem Ausfluß der Gottheit, gibt es freilich auf dieser Erde kein unbedingtes Gut; alles übrige hat nur einen relativen Werth, und man muß dessen Nachtheile gegen dessen Vortheile abwägen. Aber es ist unbedingt nothwendig, daß jeder Mensch sich stets fortbewege und den Kreis seiner Gedanken so wie den seiner Handlungen allmählig erweitere. Dieses bringt die Gewalt der Zeit so wie unsere Bestimmung mit sich. Keiner hat das Recht, diesen ewigen Gang des Menschengeschlechts zu stören, zu lähmen, zu hemmen. Glücklicherweise, wenn man es auch thun wollte, wäre auf die Länge ein solcher böser Wille unvermögend und ohnmächtig. Der schwache menschliche Arm kann auf eine dauernde Art den Gesetzen der Natur nicht entgegenwirken oder die Weltordnung umwälzen. Der Mensch kann vieles thun, wenn er sich freiwillig in dem ewigen Gleis derselben bewegt; allein er wird bald vom großen Rade der Zeit ergriffen, fortgerissen und zermalmet, wenn er den Speichen desselben eine rückgängige Richtung zu geben versucht. Unstreitig hat die jetzige Ausdehnung der Aufklärung ihre eigenen Gebrechen und Nachtheile. Die Ideen und die Begriffe, von Natur beweglich und veränderlich, sind nur dann in ihrer Bewegung wohlthätig, wenn sie durch feste, unabänderliche Grundsätze ihre Richtung, so wie ihren Stütz- und Schwerpunct erhalten; aber leider hat sich die Be-

weglichkeit der Ideen auch den Grundsätzen mitgetheilt und dieselben erschüttert. Halbe Vorstellungen, einseitige Urtheile, unverdaute Kenntnisse, nachgesprochene Behauptungen, die, von Anderen entlehnt, nicht aus eigenen Ansichten hervorgehen, sind in schnellen Umlauf gekommen und wuchern allenthalben. Aus Vorliebe für die neuen Lehren hat man viele Wahrheiten als Vorurtheile verdammt, verworfen und entwurzelt. Die Anmaßungen der Eitelkeit und einer übertünchten Unwissenheit haben für Ansprüche gegolten; Alle haben gleiche Rechte gefordert oder gewünscht, als hätten sie Alle gleiche Kräfte und gleiche Geistesvermögen. Es ist schwerer geworden, persönliches Ansehen zu erhalten, so sehr man auch solches verdiente, weil ein Jeder in seinen eigenen Augen beträchtliche Gaben besitzt. Die Sprache des Wissens und der geistigen Cultur ist so allgemein geworden, daß der Abstand der Einzelnen über die Menge, so groß er auch immer seyn mochte, weniger fühlbar geworden ist. Daher die immer zunehmende Geringschätzung und Schwächung einer jeden Autorität; die guten Absichten der Regierungen sind deshalb öfters gescheitert, weil die Regierten die Kunst, sich selbst und die Anderen zu regieren, besser zu verstehen wähnten. So unzweifelhaft und wirklich diese Gebrechen sind, man hätte Unrecht, deswegen die Aufklärung anzuklagen und zu verschreien. Eine falsche und Afteraufklärung stellt sich immer neben der wahren, so wie der Schatten dem Lichte folgt; allein diese Uebel werden

abnehmen und verschwinden je mehr das Licht zunehmen und sich verbreiten wird. Zwielicht und Helldunkel sind nicht Tageslicht, und können manchen Irrthum und manchen Mißgriff veranlassen; aber wer möchte ihnen die Finsterniß der Nacht vorziehen?

Nach dieser Abschätzung der jetzigen Zeit in Hinsicht der Fortschritte der Aufklärung bietet sich die wichtige Frage dar: wie stehet es in derselben mit der Religion, den Sitten, und hat im Allgemeinen das Glück der Völker und der Einzelnen, im Verhältniß zu der Geistesbildung, zugenommen?

Die doppelte Tendenz des Zeitalters, Alles zersetzen und zergliedern zu wollen, und den Gefühlen, als wären sie Schwächen oder Gebrechen der menschlichen Natur, den Krieg zu erklären, hat auch einen nachtheiligen Einfluß auf die Religion ausgeübt. Das Unendliche, Unsichtbare, Uebersinnliche läßt sich nicht in den Schmelztiegel der Analyse bringen. Die Quelle und der Sitz der Religion liegen im Gemüth weit mehr als im Verstande, und so wie gewisse Wahrheiten, werden auch gewisse Existenzen nicht durch Vernunftschlüsse bewiesen, sondern, in der Natur der Vernunft selbst gegründet und aus ihrer Tiefe hervorgehend, erzeugen sie in uns einen unwillkührlichen und unwiderstehlichen Glauben. Im Allgemeinen läßt sich nicht ohne Ungerechtigkeit leugnen, daß in der letzten Zeit die Religion wieder eine größere Gewalt auf die Gemüther sich erworben hat; daß man ihr eigenthümliches Wesen besser erkannt, ihre

heilsame Wirksamkeit lebhaft zurückgerufen und in vielen Verhältnissen gesegnet hat. In der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war das Heilige mit solcher Wuth und solcher Beharrlichkeit angegriffen, verspottet, verfolgt worden; man hatte dermaßen mit Waffen aller Art auf die Zerstörung der Religion hingearbeitet, und die Schriften gegen dieselbe hatten sich so vervielfältigt, daß die Menschen, endlich von dieser unverschämten Sprache und den stets wiederkehrenden heillosen Lehren des Unglaubens und der Impietät übersättigt und bis zum Eckel ermüdet, sich wieder nach dem alten Glauben und der lange vermißten Frömmigkeit sehnten. Der Irrthum und der Frevel hatten sich erschöpft. Es traten wieder bessere Zeiten ein. Man fühlte, daß der Mensch erniedrigt, die Würde seiner Natur vernichtet wurde, und daß eine nicht auszufüllende Lücke in dem menschlichen Leben, eine nicht zu beschwichtigende Unruhe oder eine unerträgliche Leere die natürlichen und nothwenden Folgen der Entfremdung von dem unendlichen Wesen und von der himmlischen Heimath wären. Die Verbrechen und die Leiden der Zeit, die Anarchie unter dem Namen der Freiheit, und der Despotismus, in welchen sich die Ungebundenheit auflösete, führten so drangvolle Jahre für die Staaten und die Einzelnen herbei, daß die Völker in ihren eigenen Busen griffen, in sich selbst zurückkehrten und lebendig fühlten, daß nur das Höhere das Niedrige, das Ewige das Zeitliche, das Uebersinnliche das Sinnliche zurückhalten, bekämpfen

und beherrschen könnte und müßte. Der Ernst, den der zunehmende Druck der Zeit hervorrief, die edlen Anstrengungen, welche die Regierungen und alle Classen der Gesellschaft machten, die Opfer aller Art, denen sie sich freiwillig unterzogen, die Begeisterung, die Alle ergriff für rechtmäßige Gewalt, Vaterland und Nationalität, trugen das ihrige dazu bei, den religiösen Sinn wieder zu erwecken, zu beleben, zu steigern; denn alles Hohe im Menschen hat geheime Wahlverwandschaften mit Gott, und je würdiger der Mensch wird, je mehr trachtet er nach der unsterblichen Krone aller Würde.

So steht die Sache der Religion, und in dieser Hinsicht kann man mit Recht die Gegenwart preisen und ihr einen entschiedenen Vorzug vor der Vergangenheit geben. Allein es ist nicht minder wahr, daß, kaum einem Extrem entronnen, das Zeitalter sich wieder unbemerkt einem andern nähert. Man hatte den Verstand überschätzt, einer vermeintlichen Vernunft allein gehuldigt, den Glauben verschrieen. Jetzt will man dem Verstande auch seine rechtmäßige Sphäre verschließen. Man übertreibt das Unvermögen und die Ohnmacht der Vernunft. Der Glaube allein soll dem Menschen genügen, und man läßt ihn in eine blinde, stumpfe Hingebung ausarten. Früher wollte man keine Geheimnisse mehr annehmen, keine Mysterien gelten lassen. Heute hegt man eine besondere Vorliebe für das Geheimnißvolle; man möchte die Mysterien vervielfältigen, und sträubt sich, auch das was sich dazu

im Gebiete der Religion eignet, zu begreifen, zu erklären, zu beweisen, als versündige man sich durch dergleichen Versuche. Früher hatte man die Moral vom Glauben getrennt, und die Moralität war, wo nicht entwurzelt, doch geschwächt und entfärbt worden. Die Tugend, ohne die Religion, ist eine Pflanze, welche, dem Einflusse des Himmels entzogen und von ihm abgeschnitten, der Boden der Erde nicht lange trägt; jetzt predigt man einen Glauben, der, an sich, von den Handlungen des Menschen abgesondert und unabhängig, sein Heil allein begründen und zu sichern vermag, und die Tugend — das Zeichen, die Wirkung, der Zweck des wahren Glaubens — wird als etwas Untergeordnetes von ihrer Höhe herabgerissen und enttrohnt. Früher hatte man den Gottesdienst mit seinen äußeren Formen, seinen Feierlichkeiten, seiner Anordnung, als ein gleichgültiges, unnützes, kindisches Spiel verspottet und verschrieen; heute läuft man Gefahr einen zu großen Werth auf denselben zu legen, und das thätige Christenthum wird dem beschaulichen nachgesetzt. Im achtzehnten Jahrhundert verleumdete man den geistlichen Stand oder machte ihn lächerlich; man behauptete, daß die Gesellschaft seiner entbehren könne; man beraubte ihn seines Einkommens, seines Vermögens, seines Einflusses, seiner geistigen Gewalt; heut strebt dieser Stand, mehr zu erlangen als seiner Bestimmung angemessen ist, mächtig statt nützlich zu werden, glänzend zu herrschen, statt wohlthätig zu dienen, auch die weltlichen Dinge

wo möglich zu berathen, zu leiten, zu entscheiden. Von ihm bethört und getäuscht, oder von ihren eigenen Gefühlen irre geführt, reden ihm Viele seiner Anhänger hierin das Wort, und sehen nicht ein, daß seine ungegründeten Anmaßungen ihn leicht um seine gerechten Ansprüche bringen können.

Die Sitten haben mit der Religion so viel Berührung und sind mit einander durch ein so enges Band verknüpft, daß ihr Schicksal und ihr Zustand bei einem jeden Volke von ihrem wechselseitigen Einfluß unzertrennlich erscheinen. Die Sitten gewinnen oder verlieren an Regelmäßigkeit, an Reinheit, an innerer Schönheit, je nachdem die Religion sich läutert oder ausartet und eine echte Religiösität allgemeiner oder seltener wird. Das achtzehnte Jahrhundert hat die nahe Verwandtschaft der Sittlichkeit und der Religion durch neue Erfahrungen bestätigt. Die gegenwärtige Zeit hat unstreitig in Hinsicht beider manche Vorzüge vor ihrer Vorgängerinn. Allein es ist sehr schwer, den jedesmaligen Zustand der Sittlichkeit eines Volks oder eines Zeitalters zu bestimmen; noch schwieriger ist es ihn abzuschätzen und auf seine wahren Ursachen zurückzuführen. Die äußere, wahrnehmbare Sittlichkeit der Handlungen steht nicht immer im genauen Verhältniß mit der innern Sittlichkeit der Gesinnungen und der Grundsätze, die zum Handeln treiben. Die Umstände gebieten über die ersteren, indem sie mehr oder weniger Veranlassung und Gelegenheit zu denselben darbieten; das Innere des Menschen hingegen, von den

Umständen unabhängiger, läßt sich zu jeder Zeit pflegen; allein dieses Innere bleibt uns in der Regel verschlossen und entzieht sich der Beobachtung. Auch kann man nicht immer von der häuslichen Sittlichkeit eines Volks auf seine öffentlichen Tugenden schließen, und eben so wenig findet das Gegentheil Statt. Die letzteren hängen weit mehr als die andere von der Größe eines Staats, von seiner Verfassung, seiner Gesetzgebung, von den Begebenheiten seiner Geschichte und von seinen Verhältnissen zu anderen Völkern ab. Es ist auch sehr leicht, sich in Hinsicht der wirklichen Sittlichkeit eines Volks oder eines Zeitalters zu täuschen, und die Abwesenheit von gewissen Lastern, so wie die Verbreitung gewisser Tugenden, Ursachen zuzuschreiben, die nicht die richtigen sind und also den moralischen Werth zu hoch oder zu niedrig anzuschlagen. Die Lage eines Volks und die Natur seines Bodens erlauben ihm oft nicht, aus einer gewissen Mittelmäßigkeit des Vermögens zu treten, oder verurtheilen es sogar zur Armuth. Die Armuth eines Volks, weit entfernt wie die des Einzelnen viele Gebrechen und Laster zu erzeugen, zwingt es gewissermaßen zur Einfachheit, zur Genügsamkeit, zur Arbeit, weiset es auf die Freuden des häuslichen Lebens ausschließlich an, und diese Bedingungen seines Seyns begünstigen die Tugend, oder sehen ihr wenigstens ähnlich. So die Römer in den ersten Jahrhunderten ihrer Geschichte. Hingegen, wenn reichliche Naturgaben und glückliche Umstände ein Volk leicht und schnell zu einem großen National-

reichthum führen, so werden die Künste, die für den sinnlichen Genuß und die Gemächlichkeiten des Lebens arbeiten, die Sinnlichkeit und den Reiz zu derselben vermehren; die allgemeine Wohlhabenheit und der überschwängliche Reichthum Einzelner werden ihnen Neigung, Muße und Mittel geben, einen großen Aufwand zu machen; es wird ein Wettstreit in Hinsicht der Vergnügungen und des Luxus unter den verschiedenen Ständen der Gesellschaft entstehen; die Sieger und die Besiegten werden durch den Ausgang dieses Wettstreites entsittlicht und verdorben; die Reichen werden sich der Geldsucht, der Ehrsucht, der Eitelkeit hingeben, die minder Begüterten werden schmerzhafte und gefährliche Vergleichungen anstellen, ihr Herz dem Neide und dem Haß gegen ihre glücklicheren Mitbürger öffnen, und wenn die Umstände die Arbeit vermindern, den Gewinn schmälern, das Lohn herabsetzen, den Preis aller käuflichen Dinge steigern, so werden die niedrigen Stände, um nicht zu darben oder um nicht ihre Genüsse zu beschränken, zu Fehltritten verführt werden, die leicht zu Verbrechen führen können. In beiden eben bezeichneten Völkern werden vielleicht die ethischen Grundsätze, die religiösen Gefühle, die moralischen Gesinnungen sich mehr in der That als dem Scheine nach das Gleichgewicht halten. Allein die äußere Sittlichkeit wird bei dem ersten weit mehr als bei dem andern hervortreten, und es werden in seiner Mitte viel weniger unmoralische Handlungen begangen werden. Will man die verschiedenen Zeitalter

in Hinsicht der Sittlichkeit würdigen, so muß man nicht vergessen, daß bei unserer unvollkommenen Natur nicht alle Tugenden gleichen Schritt halten können, sondern daß die einen hervorglänzen, während andere im Hintergrunde stehen bleiben. Die Leidenschaften und die Laster verändern in den verschiedenen Perioden der Geschichte ihre Formen, ihren Gang, ihren Ton, weit mehr als sie dem Wesen nach von einander sich unterscheiden, oder in Hinsicht ihrer Wirksamkeit und ihres Umfanges ab- oder zunehmen. In dem einen Zeitalter erscheinen sie roher, in dem andern verfeinerter; hier erschleichen sie durch List, was sie dort mit Gewalt erobern, und es ist sehr die Frage, ob Immoralität, mit Verstand, Klugheit und Kunst versetzt, höher zu stehen verdient als ein Zustand wilder Ungebundenheit, wo Alles von der physischen Ueberlegenheit der Einzelnen abhängt.

Wenn es schwer hält, über den sittlichen Zustand der gegenwärtigen Zeit abzuurtheilen, weil uns sichere und bestimmte Kennzeichen derselben abgehen, so ist es beinahe unmöglich, über das größere oder mindere zu- oder abnehmende Glück einer gegebenen Zeit bei irgend einem Volke den Ausspruch zu thun. Das Glück, dessen Ideal nicht einmal auf eine allgemein gültige Art aufgestellt werden kann, ist in der Realität nicht allein unvollkommen, unvollständig, mangelhaft, sondern auch rein relativ. Es hängt weniger ab von der Anzahl und der Natur der Quellen des Wohlseins und der Gegenstände des Genusses, die der Mensch

besitzt, als von der eigenthümlichen Richtung und Beschaffenheit des Geistes, des Charakters, des Gemüths jedes einzelnen Menschen. Nicht dieses oder das, was man erhält oder erfährt, sondern die Art wie man es nimmt, gibt hier den Ausschlag. Das Glück ist ein dauernder Zustand, der hauptsächlich aus der Harmonie der Vermögen und Fähigkeiten jedes Einzelnen mit seinen Bedürfuissen, mit den Umständen und mit der ihn umgebenden Welt entsteht. Es leuchtet ein, daß was bei dem Einen diese Harmonie hervorbringt, bei dem Andern sie stören würde. Auch ist dieser Zustand, auf welchen Alles ankommt, ein innerer, dem es nicht leicht wird beizukommen, und der sich der Beobachtung entzieht. Das einzige, was sich in Hinsicht des Glücks oder des Unglücks des Menschengeschlechts zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern mit einer gewissen Bestimmtheit sagen läßt, ist, daß in den einen die Bedingungen des materiellen Lebens allgemeiner verbreitet, die Gegenstände des Vergnügens mannigfaltiger, leichter zu erwerben und festzuhalten geworden sind; daß die Quellen der Arbeit, des Wohlstandes, des Reichthums reichlicher fließen und Mehrere speisen; daß die persönliche Freiheit einen größern Spielraum, das Eigenthum einen höhern Grad von Schutz und Sicherheit findet. Wer mögte aber nach diesem Maaßstabe das Glück der gegenwärtigen Zeit bestimmen und ihr den Vorzug vor allen anderen einräumen, da es noch unentschieden bleibt, ob es besser sey, wenige, aber befriedigte Be-

dürfnisse und geringere Kräfte, oder viel Kräfte und Vermögen, aber noch weit mehr Bedürfnisse zu haben; da in dem jetzigen Zustand der Gesellschaft die Zahl der Darbenden so ziemlich mit der Zahl der Genießenden Schritt zu halten scheint, und dieselben Ursachen, welche die Menge der Letzteren vermehrt, auch die Vermehrung der Ersteren mit sich führen; da die fruchtlos nach ihrem Ziel strebenden Begierden, die nie gesättigten, sich selbst verzehrenden Leidenschaften, die erniedrigenden und entmuthigenden Vergleichungen, welche die minder Beglückten täglich anstellen, in einer raschen Progression zunehmen.

Diese, mit einigen Strichen angegebene Parallele könnte sehr weit durchgeführt werden, aber sie reicht hin, um zu beweisen, daß alle Urtheile zu Gunsten der gegenwärtigen Zeit, so wie diejenigen, die sie herabsetzen und herabwürdigen, in ihrer Allgemeinheit ausschließlich gefaßt, ungefähr gleich übertrieben und also gleich unrichtig sind. So widersprechend sie auch erscheinen, so können und müssen sie doch in ein Ganzes verschmolzen werden, um der Wahrheit näher zu kommen. Das Gemählde der gegenwärtigen Zeit, so wie das eines jeden Jahrhunderts, hat seine Licht- und Schattenseiten, die sich wechselseitig mildern und heben.

Uebrigens haben immer solche Vergleichungen der Zeiten, könnten sie auch vollständig angestellt werden, zwar einen geschichtlichen Werth aber wenig practischen Nutzen. In dem ewigen Lauf der Dinge sind die Jahrhunderte nur Momente. Jeder Moment

tritt nothwendig ein und hat seine bestimmte Bedeutung, so wie seine ihm angewiesene Stelle. Kein einzelner Moment hat ein entschiedenes Uebergewicht über die ihm vorhergehenden oder folgenden. Wie sollte also eine Zeit, die doch immer nur aus solchen Momenten besteht, allen anderen überlegen seyn? zumal da es noch lange ein Problem bleiben wird, ob das Menschengeschlecht in seiner steten Bewegung eine immer fortschreitende Linie bildet, sie sey nun eine gerade oder eine Spiral-Linie, oder ob die verschiedenen Völker und die ganze Menschheit eine kreisförmige Bewegung haben, wo der Mittelpunct immer derselbe ist und die beschriebene Linie immer in sich selbst wieder zurückkehrt.

Ueber

Ueber
die Gewalt der öffentlichen Meinung.

Satz. Die öffentliche Meinung ist mehr als je die Hauptmacht in der politischen Welt, und muß als Leitstern den Regierungen voranleuchten und von ihnen befolgt werden. Man muß sie in allen politischen Angelegenheiten, besonders in der Gesetzgebung, befragen und beachten.

Gegensatz. Die öffentliche Meinung ist ein irriger, schwankender, vorübergehender Wahn, eine usurpirte Gewalt. Weit entfernt das Lebensprinzip der Staaten zu seyn, gibt sie denselben falsche Richtungen und setzt sie beständigen Störungen aus.

Es hat sich seit funfzig Jahren in Europa eine unsichtbare Macht gebildet, die im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ihren Lauf begonnen hatte; lange schwach, furchtsam geblieben, im Dunkeln schleichend, hat sie immer mehr um sich gegriffen, und rasche Fortschritte gemacht. Seit den fünf letzten Dezennien besonders hat ihre Kraft schnell zugenommen, und ihr Ansehen ist noch schneller gewachsen. Sie übt über die Einzelnen so wie über die Gesammtheit, über die Fürsten wie über die Völker, über die Regierenden und die Regierten, einen ununterbrochenen, thätigen, tiefeingreifenden Einfluß aus; sie ist um so furchtbarer, als man ihre Quelle nicht nachweisen, ihren Sitz nicht angeben, ihre Grenzen nicht bezeichnen kann; sie ist allenthalben und nirgends.

Die moralische Gewalt dieses räthselhaften Wesens läßt sich nicht leugnen. Ist es ein leerer Schein, ein Gespenst der Phantasie, oder hat es ein wirkliches Dasein, und verdient es immer vernommen, berücksichtigt, beachtet zu werden? Diese Frage ist wol der Untersuchung und der Beantwortung werth. Um ihr näher zu treten, muß man sie in mehrere Fragen auflösen. Welche Begriffe können und müssen mit den Worten: öffentliche Meinung, verbunden werden? Welches sind ihre Bestandtheile und ihre Quellen?

Wie bildet sie sich? Welchen Umständen verdankt sie ihre Gewalt, und in wie fern kann sie als Richtschnur und Norm des Denkens und des Handelns angesehen werden?

Das Meinen ist ein Fürwahrhalten, das in der Regel aus der ersten oberflächlichen Ansicht irgend einer Sache, eines Begriffs, einer Vorstellung hervorgeht. Weit entfernt, mit dem Glauben, mit einer vernunftmäßigen Ueberzeugung, oder dem wirklichen Seyn und der Wahrheit eines Gegenstandes gleichlautend zu seyn, wird das Meinen ihnen entgegengesetzt. Man meint, so lange oder in fern man noch nicht glaubt, noch keine Ueberzeugung gewonnen hat, und noch nicht sicher ist, die Wahrheit zu besitzen. Man meint gar nichts von einem Dinge, wenn man von demselben noch gar nichts weiß. Man meint, wenn man etwas von demselben versteht oder erfahren hat; man glaubt, wenn eine thatsächliche Evidenz uns dermaßen einleuchtet, daß wir ihren Gegensatz nicht einen Augenblick annehmen können; man ist überzeugt, wenn unwiderstehliche Beweise und richtige Vernunftschlüsse für einen Satz oder eine Sache sprechen; man erkennt das eigentliche Seyn und die unbedingte Wahrheit durch eine innere oder äußere Anschauung, deren Objectivität uns mit einer Art von Nothwendigkeit aufgedrungen wird.

Aus dieser einfachen Erörterung der Begriffe ergibt sich schon, daß das Meinen an sich weder Achtung noch Verachtung verdient, sondern einer nähern, gründ-

lichen Prüfung unterworfen werden muß. Das Meinen kann zur Wahrheit führen, indem es uns auf einen Gegenstand aufmerksam macht, und uns veranlaßt, ihn näher zu beleuchten. Aber das Meinen, insofern es uns im Voraus für oder gegen eine Sache einnimmt, kann auch von der Wahrheit entfernen und zu Irrthümern verleiten. — Das Meinen kann sich in Glauben und Ueberzeugung verwandeln, wenn wir durch reife Ueberlegung oder scharfe Beobachtung, das Schwankende des Meinens feststellen, das Unbestimmte desselben beschränken und begrenzen, Einseitigkeit durch eine vielseitige Umsicht ersetzen, und so dem Ganzen Haltung und Realität geben.

Meinungen können sich schnell verbreiten; und in der Regel verbreiten sie sich schnell, gerade wegen ihrer flüchtigen, leicht mitzutheilenden und faßlichen Natur: es sey, daß sie Vielen durch die Identität ihres Standpunkts und die Aehnlichkeit ihres Geistes und Charakters zu gleicher Zeit eingegeben werden, oder es sey daß sie im Anfange nur die Meinung eines Einzelnen waren, der durch sein persönliches Uebergewicht oder durch allerlei künstliche Mittel seiner Meinung Eingang und Anhang zu verschaffen gewußt hat. Diese schnelle und leichte Verbreitung der Meinung verändert aber ihre Natur nicht, und beweiset nichts für ihren innern Gehalt. Es hat Irrthümer gegeben, und zwar ebenso abgeschmackte als gefährliche Irrthümer, die als allgemeine Mei-

nungen in einer gegebenen Zeit angenommen wurden, und sich über ein ganzes Land, ja ganze Welttheile, verbreitet haben. Sie hatten die allgemeine öffentliche Stimme für sich; ja es erhob sich sogar keine Stimme gegen sie, bis glückliche Umstände, gewaltsame Erschütterungen, oder andere eben so unrichtige Meinungen diese Phantasmagorie auseinander jagten, und den lange gehegten Wahn zerstäubten.

Um richtig, gewichtig und beachtenswerth zu seyn, erfodert ein jedes Urtheil eine genaue Kenntniß des Gegenstandes, von welchem es sich handelt; Einsicht und Umsicht, um denselben in seinen Verhältnissen zu den Grundsätzen und zu den anderen ihm verwandten Gegenständen zu betrachten; unbefangene Freiheit des Geistes, die sich bei jedem Urtheile von allen Vorurtheilen lossagt; leidenschaftslose Ruhe, welche Besonnenheit mit sich führt; endlich die Abwesenheit oder die Verleugnung eines jeden persönlichen Interesse, welches das Auge des Verstandes trüben und eine subjective Ansicht an die Stelle einer objectiven Wahrheit setzen könnte.

Diese Vereinigung von Eigenschaften, die so selten angetroffen wird, müßte als allgemein vorhanden angenommen werden, wenn die allgemeine Stimme für die Stimme der Wahrheit gelten und als eine solche zum Leitstern dienen sollte.

Allein leider findet grade das Gegentheil Statt. Die Masse der Menschen vereinigt in der Regel nicht die Eigenschaften in sich, die zu einem vollwichtigen Urtheile

erfodert werden. Außerhalb der Sphäre seines gewöhnlichen Gewerbes und seiner täglichen Beschäftigung kennt der Einzelne wenige Dinge vollständig und gründlich; noch seltener ist sein Verstand geschärft und eingeübt genug, um über einen, seinem Wirkungskreise fremden Gegenstand zusammenhängend und umfassend zu denken. Mannigfaltige Ursachen befangen das Urtheil noch bevor es gefällt und ausgesprochen ist. Gemüthsbewegungen oder Leidenschaften schlagen Wellen in der Seele, während nur eine vollkommene Ruhe erlauben würde, das, was auf dem Grunde liegt, zu erblicken; und endlich bei den meisten Menschen gibt das persönliche Interesse immer den Ausschlag, dermaßen, daß man schon aus ihm allein nur zu oft ihr Urtheil errathen kann.

Wenn der Gegenstand des Urtheils ein ganz einfacher oder aus wenigen Elementen zusammengesetzter, und rein moralischer Natur ist, so kann man eher von der Menge ein richtiges, vollwichtiges Urtheil erwarten; so z. B. wenn es einer Handlung gilt, die zum Privatleben gehört, und es entschieden werden soll, ob sie gut oder böse sey, kann man auf die öffentliche Stimme Werth legen. Aber auch dann muß das Urtheil sich einzig und allein auf die Gesetzmäßigkeit der Handlung beziehen. Die Umstände derselben, die zu ihrer Rechtfertigung, oder zu ihrer Entschuldigung beitragen, sind gewöhnlich den Urtheilenden ganz unbekannt; noch mehr sind es die Beweggründe, welche den Handelnden bestimmt haben.

Diese im Verborgene wirkende Triebfedern entgehen öfters der schärfsten Beobachtung, ja dem Handelnden selbst, wenn er sein eigenes Herz nicht einer strengen Prüfung unterzieht. Daher kommt es, daß die allgemeine Stimme, die über die Rechtmäßigkeit einer Handlung oft einen sichern, wahren Ausspruch thut, nur sehr selten über die Moralität einer Person mit Wahrheit urtheilen kann; daher erklärt es sich auch, wie rechtliche, edle, ihre Mitbürger weder verachtende noch geringschätzende Männer, der Reinheit ihrer Gesinnungen sich selbst bewußt, sich über die sie anklagenden oder verurtheilenden Meinungen wegsetzen können.

Geschieht dieses schon bei einfachen Gegenständen, wo ein Jeder den Maaßstab der Beurtheilung und die Norm derselben in seinem eigenen Gewissen findet, so ist es noch weit mehr der Fall, wenn der Gegenstand des Urtheils ein großer, zusammengesetzter, allgemeiner, eine Menge Thatsachen und Begriffe in sich fassender Gegenstand ist; da gehört der Masse der Menschen kein Urtheil mehr zu, weil ihnen alle Elemente eines solchen abgehen. Wenn sie sich erlauben, in solchen Fällen über ihre Sphäre hinauszugehen, so schlagen sie immer fehl. In Materien dieser Art sollten sie sich sogar alles Meinens enthalten, denn ihre Meinung kann nur oberflächlich, unrichtig, aus der Luft gegriffen seyn, und verdient wenig Berücksichtigung.

Wäre die sogenannte öffentliche Meinung bei den meisten Angelegenheiten anders beschaffen, so bliebe

noch immer eine Hauptfrage zu entscheiden, nämlich, wie man es anfangen soll, um nach bestimmten Grundsätzen mit einer Art von Gewißheit die allgemeinere Stimme von der ihr entgegengesetzten zu unterscheiden; wie verfährt man, und welchen Standpunct erwählt man, um die Stimmen zu übersehen, zu zählen? Denn sey auch dem Scheine und dem Lärmen nach, die Meinung noch so vorherrschend, so gibt es doch immer abweichende Meinungen, die ein mehr oder minder bedeutendes Gewicht haben. Auf welchen Punct des Raums, in welchen Moment der Zeit muß man sich stellen, um nach wohlangelegter Rechnung summiren zu können, um nicht die Meinung der Schreier in der Hauptstadt, mit der der Hauptstadt selbst, diese mit der der Provinzen, und letztere mit der der Gesammtheit zu verwechseln. Eine Abtheilung der Gesellschaft tadelt was eine andere lobt; ein Stand segnet, was ein anderer verdammt; ja Derselbe, zu zwei verschiedenen Zeiten oder Momenten, thut beide Aussprüche über einen und denselben Gegenstand.

Es hat zu jeder Zeit eine öffentliche Meinung in einem jeden Staate gegeben, bei den Alten so wie bei den Neueren. Denn zu einer jeden Zeit hat die Mehrheit der Menschen in einem jeden Staate über die Begebenheiten des Tages, die äußeren und inneren Verhältnisse des Staats, die Gesetze, die Verordnungen, das Verfahren der Regierung und den Zustand des Landes, Meinungen gefaßt und geäußert. Sie sey ausgesprochen worden, oder habe sich im Stillen

ohne laut zu werden gebildet, so hat es immer eine sogenannte öffentliche Meinung gegeben. — Verdiente sie durch ihre Natur und ihre Zusammensetzung immer unbedingte Beachtung, und müßte ihr von Rechtswegen eine große Wirksamkeit und ein bedeutender Einfluß zugestanden werden, so brauchte sie nicht sich öffentlich vernehmen zu lassen und zu einer vernehmbaren Stimme sich zu erheben, um gekannt, gewürdigt und befolgt zu werden. Bei vielen Gelegenheiten wäre es sehr leicht, sie zu präsumiren und zu errathen, wenn sie sich auch weder in Rede noch in Schrift Luft machte. Auch in den Perioden, wo die Furcht die Zungen lähmte, wo die Tyrannei in einer jeden Aeußerung einen Widerspruch und in einem jeden Widerspruch ein Verbrechen sah, wo sie, je mehr sie die allgemeine Rüge verdiente, um so mehr durch allerlei gewaltsame Mittel die Stimme des Volks zu ersticken suchte, gab es doch eine geheime Meinung, und die Tyrannei stand nicht weniger den Einzelnen und der Gesammtheit zu Gericht, wenn gleich diese Richter verstummten. Aber auch in besseren Zeiten, unter freisinnigen Regierungen, sind öfters die Urtheile der Mehrheit über die Staats-Angelegenheiten, aus Bescheidenheit, aus Liebe und Ehrfurcht für die Regierung, aus dem Gefühl eigener Unwissenheit und aus Unvermögen zurückgehalten worden, oder sind schonend ausgefallen. In unseren Zeiten hat sich die Sache verändert, und öfters zeigt sich grade der Gegensatz. Es wird mehr oder minder in allen Classen

schnell, scharf, absprechend über Alles abgeurtheilt, das Meinen erstreckt sich über Alles, und die vermeintliche allgemeine Meinung, weit entfernt, im Stillen und im Finstern zu schleichen, erhebt sich häufig unverschämt und unverhohlen, kühn und keck, zu einer öffentlichen Stimme, die Alles übertäubt, zurückschreckt oder mit sich fortreißt.

Drei Ursachen haben ganz besonders zu dieser großen Veränderung mitgewirkt, und haben diesen Zustand der Dinge, der durch den Gang und die Fortschritte der Cultur vorbereitet war, herbeigeführt.

Einmal ist der gesellige Verkehr häufiger und inniger geworden; nicht allein daß die materiellen Bedürfnisse die Berührungs-Puncte der Menschen vervielfältigt haben; daß sie sich täglich sehen und sprechen, um ihre Geschäfte zur wechselseitigen Befriedigung abzumachen; sondern die Vergnügungen, vor allen das Vergnügen der Unterhaltung und eines leichten Umtausches der Urtheile und der Ideen, haben die Gesellschaften wo beide Geschlechter zusammentreffen in das Unendliche vermehrt. Hier wird Alles besprochen, gemustert, bekrittelt; anmaßende Oberflächlichkeit führt das große Wort; Witz und Laune geben den Ton an, und erringen über den nüchternen Verstand einen leichten Sieg; Einseitigkeit gehört zur Tagesordnung, denn eine vielseitige Beleuchtung irgend eines Gegenstandes würde schwerfällig erscheinen und Langeweile erzeugen. Tadeln gehört zur Tagesordnung; man lobt selten, und noch seltener das Lobens-

würdige, denn der Tadler scheint immer eine Art von Ueberlegenheit über den Getadelten zu haben, und das Lob, so wie die Bewunderung, würden gewissermaßen etwas Höheres anzuerkennen scheinen, welches die Eitelkeit nicht erlaubt. In den Salons, Zirkeln, Clubbs, wie sie auch Namen haben mögen, bilden sich allmählig Meinungen, die sich schnell verbreiten, den blöden Augen imponiren, und um so gewaltiger wirken, als ihre Gewalt, ihre Ausdehnung, ihre Tiefe unmöglich genau berechnet und gemessen werden kann; dieser rauschende Strom täuscht auch öfters die Besonnenen über seine eigentliche wahre Kraft.

Eine zweite Ursache des Ansehens der öffentlichen Meinung, die von der ersten viel Wirksamkeit entlehnt, aber ihr selbst noch mehr verleiht, findet sich in den Fortschritten der Schriftstellerei, die täglich neue Waaren zu Markte fördert. Um ihren Meinungen mehr Gewicht und Eingang zu verschaffen beziehen sich die Schriftsteller in ihren Werken auf die öffentliche Stimme, die, nach ihrer Aussage, ihren Lehren den Stempel der Allgemeingültigkeit und der Wahrheit aufgedrückt hat, und die öffentliche Stimme beruft sich und stützt sich auf die Schriften, die ihr das Wort reden, als wären sie in einem vollkommenen Einklang, und verdienten deswegen um so mehr Glauben.

Es gibt freilich Schriftsteller, die durch ihre mannigfaltige, gründliche Kenntniß der Gegenstände, durch die Gediegenheit ihrer Forschungen, die Tiefe ihres Geistes und ihres Gemüths, den scharfen Verstand,

die ruhig abwägende Vernunft, die ihnen ihre Urtheile eingibt, über alle Angelegenheiten der Menschheit das Recht haben Gehör zu fodern, und verdienen vernommen zu werden; allein Schriften dieser Art, welche Ernst, Aufmerksamkeit, Anstrengung bei den Lesern voraussetzen, welche Zeit und Muße erfodern, um verstanden zu werden, sprechen die Menge wenig an; sie werden von ihr übersehen und vernachlässigt, oder bleiben ihr unbekannt.

Die eigentliche Nahrung der großen Lesewelt sind die Zeitungen, die Zeit- und Flugschriften und leichtfertige oder leichtsinnige Bücher, die Alles berühren, nichts ergründen, die aber durch ihren muthwilligen, spöttischen, oder frechen und rücksichtslosen Ton die Mehrheit der Leser reizen, und ihnen leicht die Ansichten und Ideen einimpfen, welche mit ihnen selbst Wahlverwandtschaften haben, und um so leichter aufgefaßt werden, als sie von der Oberfläche der Gegenstände geschöpft sind. In diesen ephemeren Geistesproducten wird Nichts verschont, Alles mitgenommen; grelle Urtheile ersetzen gründliche Beurtheilung; man spricht über Alles ab, über die Personen ohne sie zu kennen, die Thatsachen ohne sie untersucht zu haben, die verwickeltesten Verhältnisse der Politik ohne die ersten Elemente ihrer Berechnungen zu besitzen, die schwierigsten Probleme der Gesetzgebung und der Staatsverwaltung ohne sich nur die Mühe zu geben, den eigentlichen Sinn derselben zu fassen. Eine stete Opposition gegen die Regierungen bildend, greifen die

Schriftsteller Alles an, was von denselben ausgeht, verstümmeln ihre Handlungen oder verfälschen ihre Absichten. Das Gute, Zweckmäßige wird verschwiegen oder verunstaltet, das Schlechte, Unzweckmäßige mit den schwärzesten Farben ausgemahlt. Kann man Thatsachen nicht leugnen oder nicht verunglimpfen, so dichtet man den Regenten heimliche böse Zwecke an; ist ihr wohlwollender Geist über jeden Verdacht erhaben, so klagt man sie der Ungeschicklichkeit in der Wahl der Mittel an. Kann die Lästerung oder die Verleumdung, der Gegenwart nichts anhaben, so wird die Zukunft schon in Beschlag genommen, um sie im Voraus anzuschwärzen. Mit derselben kecken Unwissenheit, oder denselben ruchlosen Gesinnungen, wird die Geschichte willkührlich gemodelt, der wahren Philosophie der Stab gebrochen, sobald sie positive Sätze aufstellt, der Religion durch Uebertreibungen aller Art geschadet, sey es nun, daß man der Vernunft auf Kosten des Glaubens oder dem Glauben auf Kosten der Vernunft zu viel einräumt. Dieses Unwesen der Schriftstellerei und der Leserei erstreckt sich auf die mittlere, wie auf die höhere Classe, und trägt das meiste zur Erschaffung und Verbreitung von Meinungen bei, die, schon im Keime verdorben, sich in ihrer Verbildung und Ausartung immer mehr entwickeln und ausdehnen. Am Ende entsteht daraus öfters was man die öffentliche Stimme nennt, und man erkennt, schont und fürchtet in ihr eine Macht, die zwar aus Irrthümern, Leidenschaften und Gebrechen aller Art zusam-

mengesetzt ist, die aber nicht minder allgewaltig einherschreitet.

Diese Gewalt hätte sich nicht so schnell und so furchtbar gestaltet, wenn nicht ein dritter Umstand zu den Fortschritten derselben beigetragen hätte. Dieser Umstand ist die Erschaffung des Credits, als die erste Grundlage und nothwendige Bedingung des Staatslebens. So lange die Ausgaben der Staaten durch ihre Einnahmen gedeckt wurden, und keine außerordentliche Begebenheiten außerordentliche Mittel erheischten oder mit den in besseren Zeiten gesammelten Ersparnissen bestritten werden konnten; so lange die Bedürfnisse mit den Einkünften Schritt hielten, und die letzteren nicht über die Maaßen gesteigert wurden, um den Bedürfnissen nachzukommen, kannte man nur den Credit in dem Privatverkehr und in den Handelsverhältnissen; sobald aber drangvolle Zeiten, wo es sich um das Seyn oder Nichtseyn der Staaten handelte, eintraten, sobald man, um das lebende Geschlecht zu schonen, auf den Gedanken fiel, die Last der Staatsausgaben des Augenblicks auf die kommenden Geschlechter zu vertheilen, hob die Periode der Staatsanleihen an. In der Kindheit dieses Systems ging man noch von der Idee der Zurückzahlung des erborgten Capitals zu bestimmten Fristen aus; später suchte man nur die Zinsen und ihre richtige Zahlung sicher zu stellen; noch später erfand man die Theorie der graduellen Amortisation der Staatsschuld und vervollkommnete dieses Verfahren, indem

man die Mittel zu einer langsamen Amortisation schon in die Anleihe selbst mit einschloß. Zu allen diesen Operationen brauchte man den Credit, nämlich das Vertrauen der Staatsgläubiger, das nur aus ihrer Meinung von den Hülfsquellen, der Zahlungsfähigkeit und der Rechtlichkeit der Regierungen hervorgehen konnte. Mit der Meinung stieg oder sank der Credit; mit ihm das ganze Gebäude. Diese Meinung konnte nie weder befohlen noch erzwungen, selten erschlichen, noch seltener bestochen oder bethört werden; man mußte sie nothwendig berücksichtigen, sie schonen und pflegen.

So gewöhnten sich die Regierungen auch in anderen Fällen, bei den meisten Staatsangelegenheiten die allgemeine Meinung zu befragen, sie suchten sie für sich zu gewinnen, und bald wurde es Maxime, in Rücksicht aller Gegenstände, die das Gemeinwesen betreffen, der Meinung zu huldigen. Man muß zur Entschuldigung dieser Maxime sagen, daß der Schritt von der einen Gewohnheit zur andern ziemlich natürlich war. Da Alles in dem Staatsorganismus in einander greift und zusammenhängt, so konnte der Credit sich nicht bilden und erhalten ohne daß die Aufmerksamkeit der Einzelnen auf alle Federn des politischen Lebens und alle Zweige der Staatsverwaltung gerichtet wurde. Das Vertrauen in den finanziellen Zustand des Staats hing von der Einsicht in den Staatshaushalt und in das Nationalvermögen ab; beides konnte man nicht gehörig beurtheilen und würdigen ohne ein Urtheil über die innere und äußere Lage des Ganzen zu fällen.

So

So entstand ein allgemeines Meinen über alle Verhältnisse der Regierungen, welches immer mehr um sich griff, und dem sie viel zu viel Gewalt einräumten.

Aus allem vorhin Gesagten geht hervor, daß die sogenannte öffentliche Meinung nie einen absoluten, wol aber zuweilen einen relativen Werth haben kann, und daß sie weder als Norm noch als leitendes Princip dienen soll. An sich schwankend, unsicher, veränderlich, kann sie nie als festes Princip gelten; bei ihrem ungewissen Gang und ihrer stets wechselnden Richtung können die Regierungen, eben so wenig als die Privatleute, sie nicht ohne Gefahr benutzen um sich zu orientiren, oder sich ihrer Leitung überlassen. Weder ihr Ursprung, noch die Elemente aus welchen sie zusammengesetzt ist, noch die Art wie sie sich bildet und fortpflanzt, sind geeignet, ihr großes Vertrauen zu verschaffen. Die Meinung der Besseren, der Unterrichteten, der Einsichtsvollen kann unstreitig Ansprüche auf Beachtung machen, und sehr oft unser eigenes Urtheil begründen oder rechtfertigen und verstärken. Allein diese Auswahl der Menschheit bildet nie die Mehrzahl, sondern die Minorität; auch wenn sie nicht schwer auszumitteln wäre, kann sie also nie als die öffentliche Meinung angesehen werden; in der Regel ist sie dieser sogar entgegengesetzt.

Schon in den Verhältnissen des Privatlebens findet man, daß Männer von selbständigem Geist, von festem, unabhängigen Charakter und von hochherziger Gesinnung, in ihrem Thun und Lassen nicht

nach dem Wind der öffentlichen Meinung sehen, und nicht um ihre Gunst buhlen. In ihren Handlungen folgen sie ihrem Gewissen, ihren Grundsätzen, ihrer reifen Ueberzeugung; sind erfreut wenn sie auf diesem Wege den Beifall ihrer Mitbürger erhalten, aber wissen sich zu trösten, wenn sie denselben verfehlen, und er kann sie in ihrem Thun und Lassen weder sicher noch unsicher machen. Nur die eitlen, leichtsinnigen Menschen, die keinen haltbaren Stützpunct in sich selbst finden und alles von den Anderen erborgen, befragen stets die Meinung, um zu wissen, was sie denken oder thun sollen; ihr Glück oder Unglück, ihre Vernunft oder Unvernunft, ja ihre Tugenden oder ihre Laster, hangen von dem Curs der Meinung des Tages ab; sie nehmen alle Formen, alle Farben, alle Richtungen an, und erreichen doch nie ihr Ziel, mit der Meinung in Uebereinstimmung zu seyn, weil dieses ihr Ziel in einer steten Bewegung begriffen ist, und sie selbst werden wie der Sand der Wüste bald hier, bald dorthin getrieben.

Wenn schon die Einzelnen sich über die Meinung erheben müssen, und wirklich erheben, um sicher zu gehen und ihre Würde zu behaupten, so kann dieses um so mehr von den Regierungen ernstlich gefordert werden. Diese müssen einen ganz andern Maaßstab ihrer Entschließungen und Unternehmungen haben, als den der jedesmaligen hörbaren öffentlichen Stimme des Augenblicks, wo nicht, so verfehlen sie nothwendig und unvermeidlich ihre Bestim-

mung, geben eine unverzeihliche Schwäche kund, gerathen in eine eben so gefährliche als erniedrigende Abhängigkeit, und statt des Beifalls, um welchen sie sich bemühen, ernten sie am Ende nur eine verdiente Verachtung ein.

Die Regierungen, von der Gegenwart ausgehend, sollen die Zukunft berechnen, vorbereiten und beherrschen; die öffentliche Meinung des Tages hingegen, der Nachkommenschaft uneingedenk, wird nur von der laufenden Zeit ergriffen, und beschränkt auf dieselbe ihre Handlungen und ihre Gedanken: weit entfernt, wie die Regierungen es pflichtmäßig oft thun müssen, der Gegenwart Opfer zu Gunsten einer fernen Zukunft, auflegen zu wollen, möchte die Meinung der Mehrzahl oft die Zukunft der Gegenwart aufopfern. Die Regierungen haben täglich Probleme zu lösen, die aus unzähligen Elementen bestehen, und deren Lösung eine gründliche Kenntniß der Sachen und der Menschen voraussetzt, eine Kenntniß, die nur aus der Uebersicht aller wirklichen Beziehungen und Verhältnisse des Staats hervorgehen kann. Die allgemeine Meinung hat immer nur in dieser Hinsicht partielle Kenntnisse, unvollständige oder unrichtige Thatsachen, einseitige Begriffe um ihre Urtheile zu begründen. Wie könnte sie also, ohne fehlzuschlagen, über die Nothwendigkeit des Krieges und des Friedens, über die Art wie der eine geführt und der andere verhandelt werden muß, über das Abgaben- und Handelssystem des Staats, über die Gesetze welche

das Eigenthum und die Freiheit der Personen sichern sollen, einen Ausspruch zu fällen wagen, und wie könnten die Regierungen nicht in die verderblichsten Irrthümer gerathen, wenn sie solche Aussprüche zur Richtschnur ihrer Handlungen nähmen. Die Regierungen können und müssen nur das allgemeine Wohl der Gesellschaft zum Hauptzweck haben. Zwar suchen sie auch die Privatinteressen der Einzelnen mit demselben auszugleichen, und wenn sie ihnen aus Rücksicht des Staatsinteresse partielle Opfer auflegen, so erlauben sie sich dieses nur in höchst wichtigen und kritischen Momenten, wo es die Erhaltung des Ganzen gilt; hingegen sind die Meinungen der Einzelnen, welche die sogenannte öffentliche Meinung, wo nicht allein bestimmen doch auf sie einen bedeutenden Einfluß haben, sehr oft von Privatinteressen eingegeben oder aus diesem beschränkten Gesichtspuncte aufgefaßt. Findet der Eigennutz Vieler seine Rechnung bei irgend einer Verordnung oder Verfügung der Regierung, so wird sie von ihnen gepriesen, so gemeinschädlich sie auch vielleicht seyn mag; wird der Eigennutz eines Standes oder einer Classe der Gesellschaft von einer allgemeinen Maaßregel bedroht oder betroffen, so wird dieselbe verschrieen, sey sie auch noch so wohlthätig für die Gesammtheit.

Diese aus der Natur der Dinge sich ergebende Entgegensetzung des hohen, festen Standtpunctes, welchen eine weise Regierung nie verlassen muß, und des beschränkten niedrigen Gesichtspunctes, von

welchem die Meinungen, aus welchen die allgemeine Meinung sich bildet, ausgehen, ist hinreichend, um zu beweisen, daß die öffentliche Stimme in den meisten Fällen weder zum Rathgeber noch zum Richter der Verwaltung und der Gesetzgebung eines Staats sich eignet. Doch müssen, um der Wahrheit nichts zu vergeben, zwei Bemerkungen hier ihren Platz finden.

Einmal, hat eine negative Meinung, wenn von dem Urtheil des Volks über Staatseinrichtungen die Rede ist, mehr Werth und verdient mehr Berücksichtigung als eine positive Meinung; wenn nämlich eine Maaßregel oder eine Einrichtung schon getroffen worden ist, durch ihre Wirkungen ihr Wesen offenbart, und nachtheilige Folgen nach sich zieht, so kann der aus ihr entstehende Druck eine evidente Thatsache seyn, einen allgemeinen Eindruck machen und in ein richtiges Urtheil übergehen. Ein solches kann allerdings die Regierung belehren, und muß von ihr beherzigt werden, denn in solchen Fällen spricht die öffentliche Meinung aus, daß etwas nicht hätte geschehen sollen, und nimmt einen negativen Charakter an. Aber über etwas das von Staatswegen geschehen soll, das noch im Werden begriffen ist, oder eben erst in das Leben tritt, ein positives Urtheil im Voraus auszusprechen, kann man der Mehrzahl nicht die Fähigkeit zuschreiben, denn zu einem solchen fehlt es ihr, wollte man sie sich auch unpartheiisch denken, an Einsicht in das Ganze, an Kenntsicht der Schwierigkeiten, die umgangen oder überwunden werden mußten, und an Uebersicht aller

Beziehungen und Verhältnisse, welche den Ausspruch des Gesetzgebers bedingt haben.

Zweitens, ist es auch nicht unwichtig, um der öffentlichen Meinung das ihr Gebührende zu geben, Folgendes zu bemerken. Sie kann eine natürliche, sich von selbst bildende, oder eine erkünstelte seyn. Im ersten Fall kann man annehmen, daß sie aus handgreiflichen Thatsachen, aus Vorstellungen und Begriffen, die dem gemeinen Menschenverstand einleuchten, hervorgeht. Dieser Umstand erzeugt ein günstiges Vorurtheil für ihre Wahrheit, und begründet ihre Ansprüche auf Berücksichtigung. — In ruhigen Zeiten kann dieser Fall öfters Statt finden. Hingegen in Zeiten und in Ländern, wo bürgerliche Unruhen die Gemüther aufregen, Partheien die Menschen in Beschlag nehmen und durch Rede und Schrift allerlei ränkevolle Mittel anwenden, die Meinungen für sich zu gewinnen, zu beherrschen und gegen die Regierungen aufzubringen, gestaltet sich eine künstliche Meinung, welche die Thatsachen verfälscht, die Begriffe verwirrt und welche, von Leidenschaften eingegeben und von denselben aufgefaßt, dem Volke eigentlich fremd ist, ihm auch fremd geblieben wäre, wenn man es sich selbst überlassen hätte. Es versteht sich von selbst, daß, da der Entstehung einer solchen trügerischen Meinung hätte vorgebeugt werden müssen, und, einmal entstanden, ihr von Seiten der Regierung hätte entgegen gewirkt werden sollen, sie keinen Einfluß auf die

Beschlüsse und die Vorkehrungen, welche höhern Orts gefaßt und getroffen werden, haben muß.

Aus dieser Erörterung des Werths und des Unwerths der öffentlichen Meinung, zeigt es sich, in wiefern die Regierungen auf dieselbe Rücksicht nehmen können. An sich weder gut noch schlecht, von Natur weder richtig noch unrichtig, sondern, nach den Umständen, abwechselnd beides, muß die sogenannte allgemeine Meinung nach einem festen höhern Maaßstab abgeschätzt, und ihre Urtheile müssen selbst aus einem erhabenern umfassenden Standpunct beurtheilt werden. Diesen Maaßstab gibt die Vernunft, diesen Standpunct bestimmt der Zweck des Staats, den man immer vor Augen haben muß, um die Mittel zu demselben abzuschätzen, zu treffen und zu wählen. Die Vernunftmäßigkeit der Gesetze und der Verordnungen eines Staats ergibt sich aus ihrer Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit. Verfährt eine Regierung nach den ewigen Grundsätzen des Rechts und nach den Maximen der Staatsklugheit, so kann sie sicher seyn, früher oder später die öffentliche Stimme für sich zu haben. Hingegen wenn sie ihr Verfahren nach der Stimme des Augenblicks, der sogenannten öffentlichen Meinung, richten wollte, würde sie Gefahr laufen die Stimme der Vernunft zu überhören, das Ungerechte zu thun, das Zweckmäßige zu verfehlen, und die allgemeine Meinung würde selbst von ihr abspringen, um sie zu verdammen oder zu verhöhnen.

Die Beherrscher der Staaten können, auch bei

dem besten Willen, das Wahre oft verkennen, dem Irrthum huldigen, und unverständige Mittel zu unvernünftigen Zwecken wählen. Um diesem zu entgehen, müssen sie Institutionen bilden, vermöge deren die Einsichtsvollsten, Rechtlichsten, Angesehensten im Volke über die entworfenen Gesetze und die beabsichtigten Staatseinrichtungen befragt werden, damit alles dahin Gehörende vielseitig betrachtet und beleuchtet werden könne. Wenn solche Institutionen bei einem Volke ins Leben getreten sind, so müssen die wahren Repräsentanten des Nationalinteresse der sogenannten öffentlichen Stimme auf ihre Berathungen und Beschlüsse keinen entscheidenden Einfluß gestatten, noch weniger sie zur Richtschnur nehmen, wie es häufig in Frankreich geschieht, sondern selbst als Organe der Vernunft die Meinung der Mehrzahl aufklären, sie läutern, berichtigen, bestimmen, wie es in England häufig der Fall ist.

Ueber
die Gesetzgebung der Presse.

Saz. Die Preßfreiheit ist die eigentliche Schutzwehr gegen die Mißgriffe und Mißbräuche der Regierung, und, zumal in repräsentativen Verfassungen, die erste Bedingung des Gedeihens der gesellschaftlichen Ordnung.

Gegensaz. Die Preßfreiheit ist das auflösende Princip der Regierungen, die Quelle des Mißvergnügens und des Ungehorsams der Völker.

Es gibt wenige Begebenheiten in der Weltgeschichte, die so tief in alle Verhältnisse eingegriffen haben, als die Erfindung der Buchdruckerkunst; sie ist für den Verkehr der Gedanken, für die geistige Wechselwirkung der Menschen auf einander, das, was für den Verkehr der Waaren, für den Austausch der materiellen Bedürfnisse und Producte, die Schiffahrt in ihrer jetzigen Gestalt geworden ist, und was in dieser Hinsicht die Dampfmaschinen schon sind oder zu werden versprechen.

Eigentlich war es nur die Erfindung eines neuen Werkzeuges, allein dieses Werkzeug hat eine wahre Macht in der Welt gebildet, die Macht der Schriftsteller. Diese Macht hat freilich nicht über die Gemüther die Gewalt der Rede, welche durch die vereinte Kraft des Worts, des Tons, der Geberden, die Menschen mit sich fortreißt, und sie zu schnellen, augenblicklichen, außerordentlichen Anstrengungen und Unternehmungen bewegen und treiben kann. Aber die Wirksamkeit der Rede bleibt immer in engen Grenzen, und erstreckt sich nicht über die physischen Schranken der menschlichen Stimme. Hingegen ist der Wirkungskreis der gedruckten Worte viel größer und dehnt sich schrankenlos in Raum und Zeit aus. Beinahe zu gleicher Zeit kann nun das geflügelte,

begeisterte und begeisternde Wort in allen Welttheilen vernommen werden; die Stimme eines einzelnen, bis dahin unbekannten Mannes, der irgendwo in einer elenden Dachstube schreibt, wird allenthalben gehört und hallt in den entferntesten Gegenden zurück. Nicht allein erhält der Gedanke vermöge dieses Werkzeuges eine unendliche Verbreitung, sondern auch viel leichter und sicherer als in früheren Zeiten wird ihm die Unsterblichkeit zu Theil. Er stirbt nie aus; auch die entferntesten Geschlechter können sich seines Lichtes und seiner Wärme erfreuen. Wenn längst der Dichter oder der Weltweise zu Staub geworden ist, lebt seine Schrift fort und zündet nach Jahrhunderten neue Flammen des Genies in verwandten Menschen an.

Die Presse hat sich also zu einer Macht gestaltet; dieses ist weder zu verkennen noch zu leugnen. Der Hebel, der früher nur in den Händen der Regierenden war, ist in der That theilweise in die Hände der Regierten übergegangen, und Die, welche früher gehoben wurden, können jetzt leicht das Ganze aus seinen Angeln heben. Ist diese Macht, wie Viele es behaupten, nur eine heilsame, wohlthätige, segensreiche? sind die Früchte derselben von der Art, daß sie auch nicht den mindesten Zwang ertragen? ist diese Macht unbedingt gut? muß sie eine unbedingte Freiheit genießen, um nicht auszusterben? dies sind Fragen, die, zumal in der letzten Zeit, von allen Seiten erörtert und beleuchtet geworden zu seyn scheinen. Die Acten über diesen

Gegenstand scheinen Vielen geschlossen werden zu müssen, und doch haben Leidenschaften, persönliche Interessen meistentheils das Wort geführt und das Urtheil getrübt; Spitzfindigkeiten und Uebertreibungen aller Art haben die Stelle der nüchternen, einfachen, von allen Extremen gleich entfernten Wahrheit eingenommen, und nach Allem, was für oder gegen gesagt, geschrieben und geschrien worden ist, bleibt das Problem noch unerledigt und unaufgelös't.

Die Presse, an sich betrachtet, ist nichts als ein Bewegungsmittel, ein reines Vehikel; sie kann also auch an sich keinen unbedingten Werth und keine absolute Güte haben. Sie pflanzt, bewegt und verbreitet ohne Unterschied Alles, was man ihr anvertraut, den Irrthum wie die Wahrheit, die Lüge wie die Thatsachen, die Sophismen wie die Vernunftschlüsse. Sie streut den Saamen des Glaubens, wie den des Unglaubens aus, gibt dem gerechten und ungerechten Tadel, dem gegründeten und ungegründeten Lobe gleiche Schnellkraft, und reicht einem jeden das Gift und das Gegengift mit derselben Freigebigkeit und Gleichgültigkeit.

Wiewol also die Anhänger der unbedingten Preßfreiheit viel Aufsehen und Lärm machen von der Macht und der Gewalt, welche das gedruckte Wort in der moralischen Welt zur Beförderung der Wahrheit ausüben kann, so können sie doch, da diese Beförderung nur in der leichten Verbreitung aller möglichen Gedanken besteht, ohne Inconsequenz nicht leugnen,

daß die Presse sich gleich wirksam und kräftig zeigen kann und wirklich gezeigt hat, um Irrthum, Wahn, Trug und Lüge unter allen Zonen und zu allen Zeiten zu verkündigen.

Dieses müssen auch die eifrigsten Anhänger der Preßfreiheit zugeben. Allein sie behaupten, der Wahrheit wohne eine solche sonnenklare Evidenz und höhere Kraft bei, daß sie die Irrthümer nicht aufkommen oder bald wieder verschwinden lasse, die erdichteten oder verfälschten Thatsachen leicht der Lüge strafe, die Verleumdungen brandmarke und zerstreue. Man lasse nur, sagen sie, der Presse freien Lauf, und das Gute wird das Uebel bald neutralisiren; die Urtheile werden mit der Realität und den wirklichen Eigenschaften der Sachen und der Personen in Harmonie gebracht werden, und so wie sich die flüssigen Körper, wenn sie sich ungehindert bewegen können, bald in's Gleichgewicht kommen, so auch die Vorstellungen und die vorgestellten Gegenstände, die gedruckte Rede und die Wahrheit.

Leider beweiset die Erfahrung das Gegentheil. Die Wahrheit muß freilich, eben weil sie die Wahrheit ist, am Ende über den Irrthum und die Lüge siegen, aber der Sieg kommt ihr oft sehr schwer zu stehen; er wird weder schnell, noch allgemein auf allen Puncten zugleich, errungen. Die Anerkennung der Wahrheit, so wie die Wahrheit selbst, ist Tochter der Zeit, und die Zeit gebärt sie langsam, nicht ohne Anstrengung, öfters nur durch ein künstliches Verfahren. [illegible]te

verstreichen oft, bevor das Kind zum Vorschein kommt, gedeiht, wächst und seine Reife erhält; Jahrhunderte lang haben eingewurzelte Irrthümer geherrscht, sind Lügen geglaubt und falsche Urtheile allgemein angenommen worden. Dieses, wie die Geschichte uns lehrt, ist auch dann öfters der Fall gewesen, wenn es die ewigen Gesetze und die ersten Principien alles Wissens und Glaubens galt. Auch die Wahrheiten, die, dem Gewissen eingegraben, das Wesen der Vernunft auszumachen scheinen, und unter günstigen Umständen aus der innern Natur des Menschen hervorgehen, sind verkannt, verworfen, geleugnet, und von den ihnen entgegengesetzten Irrthümern lange verdrängt worden. Um so leichter muß es seyn, daß Wahn und Lüge, wenn sie ungehindert und unumwunden sich aussprechen und verbreiten können, die Oberhand über die Wahrheit erhalten und behaupten, wenn von veränderlichen, relativen, vielseitigen Gegenständen die Rede ist. Eine durch die Preßfreiheit verbreitete irrige Meinung hat oft zweckmäßige Staats-Einrichtungen verschrieen und scheitern lassen, gute Gesetze bei ihrer Geburt erstickt oder in ihrem Werden gelähmt, und das durch feingewebte Lügen verstrickte und durch kunstvolle Verleumdungen bethörte Volk hat tugendhafte, ausgezeichnete, großsinnige Staatsmänner in eine moralische Acht erklärt, ohne eines Bessern belehrt zu werden; mancher hochverdiente Mann, durch Schmähschriften verunglimpft und befleckt, ist nie wieder zu seinem Ehrennamen gekommen, und

hat zwar sein schuldloses Bewußtsein, aber nicht den ihm gebührenden Ruhm mit sich in's Grab genommen.

Daraus ergibt sich, daß die Preßfreiheit ein zweischneidiges Schwert ist; daß, nach den Umständen, nach dem Geist der Zeit, nach der Gewissenhaftigkeit oder dem ruchlosen Verfahren der Schriftsteller, sie ein Gut oder Uebel ist, und daß ihre wohlthätigen und ihre nachtheiligen Wirkungen sich so ziemlich aufwiegen, da beide von dem Grade der Macht und der Verbreitung des gedruckten Wortes gleich abhängig sind. Muß man, um die einen zu genießen, die anderen ruhig ertragen, weil beide unzertrennlich verbunden sind, und man Gefahr liefe, beides zu verlieren, wenn man versuchte, das eine zu verhindern? Oder gibt es Mittel, beide zu sondern, zu trennen, die Schlacke vom Golde, die Spreu vom nährenden Korn zu unterscheiden, und demgemäß zu behandeln, noch bevor sie zusammen in Umlauf gesetzt werden? — Dieses ist die Hauptfrage, über welche die Partheien sich heftig entzweien und streiten.

Die Sonderung der Wahrheit vom Irrthum und von der Lüge setzt voraus, daß es bestimmte, klare, unzweifelhafte Kennzeichen der Wahrheit, des Irrthums und der Lüge gibt; daß man dieselben auf eine allgemein gültige Art aufstellen und aussprechen, und daß dieser Probierstein von uns leicht und sicher angewendet werden kann. Dieses würde ungefähr darauf hinauslaufen, daß der Mensch die Wahrheit, wo nicht im Reiche der Natur, doch im Gebiete der

Freiheit

Freiheit besitzt, und daß in Hinsicht der Moral, der Religion, der Politik, das menschliche Wissen vollendet seyn und keinen Zweifel zulasse. In dieser Voraussezzung hätten wir stereotypische Lehrsätze, die keiner fernern Entwickelung, keiner festern Begründung, keiner neuen Forschung bedürften; sie könnten weder an Gewißheit noch an Vollständigkeit gewinnen; das Wissen derselben würde nicht in einem steten Werden, sondern in einem unbeweglichen Seyn bestehen, und jeder Versuch zu einer fortschreitenden Bewegung würde nur ein unnützer oder ein verderblicher seyn. Aber so verhält es sich nicht. Außer einigen ewigen Grundsätzen, die unser ganzes Wesen tragen und sich uns mit einer unwiderstehlichen Evidenz offenbaren und gewissermaßen aufdringen, können wir, in der geistigen, moralischen, übersinnlichen Welt eben so wenig, wie in der physischen, uns des vollständigen Besitzes der Wahrheit schon erfreuen, oder eine Norm angeben, nach welcher in allen Fällen der Schein vom Seyn, die Vernunftschlüsse von den Sophismen, die trüglichen Bilder der Phantasie von der Realität, die objectiven Anschauungen von den subjectiven Wahrnehmungen so unterschieden werden könnten, daß wir die einen sogleich verwerfen und ächten, die anderen allein annehmen und unbedingt behaupten könnten. Die Bestimmung des Menschen erfordert eine ununterbrochene Bewegung, ein stetes Sichten und Prüfen seiner Kenntnisse, der Begriffen sowol als der Thatsachen, ein unermüd-

liches Nachdenken über das, was er denkt und glaubt. In keinem Fach können wir unsern Besitz und unser intellectuelles Vermögen ruhig, sicher und unthätig genießen, sondern wir sind verpflichtet und gezwungen, unsern Besitztitel beständig von Neuem zu untersuchen, ihn gegen jede zerstörende Berührung zu bewahren, und ihn als ein Betriebscapital, mit welchem wir neue Erwerbungen machen müssen, zu betrachten und zu behandeln. Eben so wenig als die Natur fortleben und fortwirken würde, wenn sie nicht die Elemente immer von Neuem verarbeitete, sie in abwechselnde Formen verwandelte, und in ihrer großen Werkstatt die Wesen zersetzte um sie wieder zusammen zu setzen, könnte auch der Mensch sich als eine vernünftige, freie Intelligenz nicht behaupten, wenn er nicht durch eine ununterbrochene geistige Thätigkeit, durch ein der Arbeit der Natur ähnliches Verfahren, seine Ueberzeugungen und Vorstellungen einer immer strengern Zergliederung unterwürfe und sie durch neue Combinationen des Verstandes näher bestimmte, richtiger abschätzte und täglich bereicherte. Vollkommenheit und Vollendung ist nicht sein Loos, sondern eine unbeschränkte Vervollkommnungsfähigkeit, die sich durch stete Vervollkommnung offenbarend, dem ewigen Ziel der Wahrheit nachstrebt. Dieses allein entspricht seiner Natur, so wie seiner hohen Bestimmung. Bewegung des Geistes wird dadurch zur ersten, unerlaßlichen Bedingung alles Fortschreitens, so wie Bewegung des Körpers allein die Stockung

aller Säfte und die allmählige Verknöcherung der Organe verhindert und die Gesundheit bedingt. Diese stete Geistesbewegung macht freilich Abirrungen von der rechten Bahn möglich, ja sie bringt sie sogar nothwendig mit sich. Vermöge der Beschränktheit unserer Natur können wir die gerade Linie nicht immer fest halten: wir gehen eben so leicht zurück, als wir vorwärts gehen; aber alle diese Phasen der Zunahme und der Abnahme tragen doch am Ende zur Verherrlichung der Menschheit bei. Nur durch den Kampf der Irrthümer unter sich und mit der Wahrheit, durch den immerwährenden Krieg des Lichts gegen die Finsterniß, durch das Vortreten und die Vergleichung aller möglichen Ansichten der Dinge können der Verstand und die Vernunft zur Reife gelangen und kann der uns angeborne Reichthum erhalten, vermehrt und angewendet werden.

Dies Alles ist unleugbar. Es läßt sich also kein sicheres Mittel angeben, um die Acten aller Untersuchungen zu schließen, der Ausbildung der Kenntnisse Grenzen zu setzen, und es ist also auch unmöglich, in allen Fällen die Wahrheit vom Irrthum zu unterscheiden, zumal in einem gegebenen Augenblicke, und zu einer bestimmten Zeit. Am Ende behauptet zwar die Wahrheit ihr Recht, und die Trugbilder verschwinden vor ihr wie die Irrlichter, allein dieses große Resultat erfordert Jahrhunderte und das gesammte Wirken der Menschheit. Kein einzelner Mensch besitzt das Vermögen, eine scharfe, tiefe, un-

auslöschliche Grenzscheidung zwischen Wahrheit und Irrthum zu ziehen; kein einzelner Mensch hat also die Befugniß, seine Vernunft, wo es nicht die ewigen Gesetze Gottes, das Recht und die Pflicht betrifft, zur Richtschnur aller Vernunft aufzustellen.

Wenn es schwer, ja unmöglich ist, in einem jeden Fall und in Hinsicht aller Gegenstände, die Wahrheit vom Irrthum und die wirklichen Thatsachen von den erlogenen, erdichteten, verfälschten zu unterscheiden, so muß es eine noch größere Schwierigkeit haben, sicher schnell und untrüglich zu bestimmen, welche Lehren, Grundsätze, Theorien oder Behauptungen und Aussprüche schädlich oder unschädlich sind. Diese Begriffe sind von relativer, wandelbarer Natur. — Man muß von allen Verhältnissen eines Menschen, und von seiner ganzen Individualität eine genaue und erschöpfende Kenntniß haben, um mit einiger Gewißheit voraus zu sehen, welche Grundsätze und Gedanken auf ihn einen heilsamen oder nachtheiligen Einfluß haben können. Was dem Einen frommt, macht den Andern irre; was hier die Ueberzeugungen verstärkt, erschüttert sie an einem andern Orte; ja bei einem und demselben Menschen hängt öfters die Wirkung einer Lehre von den Umständen und dem Augenblick ab. Was bei einer gewissen Gemüthsstimmung die Oberfläche der Seele kaum berührt, kann sie bei der entgegengesetzten Stimmung auf eine verderbliche Art ergreifen. Was von dem Einzelnen gilt, findet noch weit mehr seine Anwendung wenn von einem ganzen

Volke die Rede ist. Für ein so zusammengesetztes und aus so heterogenen Elementen bestehendes Wesen lassen sich noch viel weniger allgemeine Kennzeichen des Nützlichen und Schädlichen angeben. Die widersprechendsten Wirkungen in geistiger Hinsicht können von einer und derselben Ursache zu einer gegebenen Zeit Statt finden. Noch mehr; da die Folgen allein über das Gemeinnützige oder Schädliche uns belehren können, und die Folgen einer jeden Handlung, einer jeden Begebenheit, eines jeden Worts sich in das Unendliche verzweigen, so fällt unser Urtheil anders aus nach dem Standpunct, den wir einnehmen, um unsere Berechnungen anzustellen. Je nachdem wir höher oder niedriger stehen, einen weitern oder engern Gesichtskreis umfassen, erscheint oft derselbe Gegenstand heil- oder unheilbringend. In seinen nächsten Folgen war er nachtheilig, in seinen entfernteren wurde er wohlthätig, und hinwieder, oft nützlich im Beginnen, endigte er mit Verderben.

Gibt es kein untrügliches Merkmal, keine unzweifelhafte Norm, nach welchen man immer das Falsche vom Wahren, das Schädliche vom Nützlichen in Rede und in Schrift sondern kann, so ist es auch nicht leicht die Mißbräuche der Presse von ihrem zweckmäßigen Gebrauch auf eine bestimmte, scharfe Art zu unterscheiden, ohne in willkührliche Aussprüche verfallen; mit sicherer Hand gewisse Lehren oder Sätze zurückzuweisen und andere zuzulassen, die Bekanntmachung der einen zu verweigern und die der ande-

ren zu erlauben, die ersteren nach ihrer Erscheinung zu verurtheilen und zu bestrafen, und die zweiten für unschuldig erklären oder als heilsam zu belohnen.

Es ergibt sich aus dieser Erörterung, daß in der Gesetzgebung nichts schwieriger ist, als die Thätigkeit der Presse zu beschränken, sie bezähmen und zwingen zu wollen, sich in einem gewissen Geleise zu halten. Das Schwankende der Begriffe in dieser Materie theilt sich allen Mitteln und Maßregeln mit, die man ergreifen kann, um die Ausschweifungen der Schriftsteller zu verhindern. Die zwei Hauptmittel, welche man bis jetzt in Anwendung gebracht hat um den Nachtheilen und den Mißbräuchen des gedruckten Wortes abzuhelfen sind: die Censur, und Strafgesetze. Die erste, die Schriften aller Art, vor ihrer Erscheinung, strenge prüfend und dieselben nach ihrem Inhalt und ihrem Geist bald hemmend bald zulassend, soll den Verbrechen und den Vergehen der Presse zuvorkommen; das andere Mittel, das der Strafgesetze, soll die Vergehen und Verbrechen dieser Art ebenfalls verhindern, indem es dieselben hart und strenge verpönt. Man nennt gewöhnlich die Maßregel erster Art präventiv, die der zweiten repressiv; doch sind sie, im Grunde, beide Vorbeugungsmittel, da beide die Erscheinung gefährlicher, ruchloser Schriften verhindern sollen, es sey indem sie dieselben bei ihrer Geburt ersticken, oder es sey, daß sie von Erzeugung solcher abschrecken. Heutzutage wird die Censur verschrieen und verhaßt gemacht, Strafgesetze sollen allein dem Uebel gewachsen seyn, und

ihm steuern ohne größere Uebel herbeizuführen. Willkühr und Tyrannei sollen die unausbleiblichen Folgen einer vorhergehenden Controlle seyn; hingegen Gesetzmäßigkeit den zweiten Weg bezeichnen, und die Freiheit schützen. Doch dieselbe Schwierigkeit trifft beide Mittel. Die Unmöglichkeit, auf eine feste, klare, evidente Art nach Grundsätzen zu bestimmen, was in den Schriften durchgehen kann und soll, und was als gefährlicher Irrthum oder verderbliche Lüge sträflich ist und bestraft werden muß, läßt oder führt immer eine gewisse Willkühr zu, es sey in den Urtheilen der Censoren oder in denen der Gerichtshöfe. Könnten Gesetze gegeben werden deren Anwendung den Richtern in jedem besondern Fall nicht allein möglich, sondern leicht wäre, so könnten auch den Censoren bestimmte Instructionen und Vorschriften ertheilt werden, welche sie in allen Fällen sicher leiteten. Aber Beides bietet wegen der oben entwickelten Gründe ein Problem dar, welches bis jetzt in keinem Staate befriedigend und erschöpfend gelöset worden ist. In allen Vorschriften über die Censur, so wie in allen Gesetzen, welche die Preßvergehen angehen und bestrafen, sagt man immer im Allgemeinen: daß nichts gegen die Religion, die bürgerliche Ordnung, das Ansehen der rechtmäßigen Gewalt und die guten Sitten ungehindert oder unbestraft gedruckt werden soll; allein, wenn es bei diesen allgemeinen Begriffen und Ausdrücken sein Bewenden haben soll, so kann man vermöge derselben Vorschriften und Gesetze Alles verbieten und bestrafen, oder Alles erlau-

ben und ungerügt in die gedruckten Schriften aufzunehmen gestatten. Es fragt sich immer, was kann in der That als gegen die bezeichneten heiligen Gegenstände gerichtet betrachtet werden? Was gegen sie geschrieben und gesagt scheint, spricht oft für sie, wenn man ihr Wesen von den Nebensachen trennt und den Kern von der Schale unterscheidet. Eine jede Erörterung, eine jede Bekämpfung gewisser Ansichten und Ideen, die in diese Materien einschlagen, kann als ein Angriff und Ausfall gegen dieselben angesehen werden, und es doch keinesweges seyn. Auch die Angriffe haben der Sache der Wahrheit gedient, ihre Läuterung und Begründung befördert; Einwürfe haben siegreiche Widerlegungen herbeigeführt, und die Gegenwehr hat der Wahrheit weit mehr Vortheile gebracht, als der Angriff ihr schaden konnte. Trotz aller Vorschriften also, die den Censoren gegeben werden, um Preßvergehen zu verhindern, und aller Gesetze, die den Richter leiten sollen, um Preßvergehen zu bestrafen, bleibt immer die Ungewißheit: was ist ein Preßvergehen oder ein Preßverbrechen, was kann, soll und muß als ein solches angesehen werden? — Am Ende kommt Alles auf die Anwendung der Instructionen oder der Gesetze an; die Anwendung aber hangt von der Urtheilskraft des Censors oder Richters ab, und diese von ihrer Persönlichkeit. Ihr Charakter, ihr Geist, ihre Grundsätze, ihre Unabhängigkeit von der lärmenden Meinung des Tages werden hier immer den Ausschlag geben. Aus allen diesen Eigenschaften ih-

rer Intelligenz und ihres Willens bildet sich bei ihnen eine Art von moralischer Ueberzeugung und von moralischem Tact, der in jedem einzelnen Fall selten fehlschlagen wird, wenn es gilt, die Preßfreiheit von der Preßfrechheit, kühne aber ruhige Untersuchungen von kecken Verunglimpfungen, ernste Prüfung der gesellschaftlichen Einrichtungen von frevelhaften Angriffen auf dieselben, einen besonnenen, festen Ton und eine männliche kräftige Sprache von einer heftigen Leidenschaftlichkeit, zu unterscheiden. Die Aussprüche eines solchen Tacts werden oft nicht auf bestimmte Grundsätze und allgemein geltende Kennzeichen zurückgeführt oder aus Vernunftschlüssen gerechtfertigt werden können; aber wenn der Geist einer Regierung großartig und hochsinnig ist, wenn er, auf Recht und Vernunft gegründet, beides zum alleinigen Zweck hat, so wird die Wahl der Censoren und der Richter in der Regel gut ausfallen, und eine solche Regierung wird, ohne absolute Normen über Wahrheit und Irrthum, über das Gefährliche und Schädliche oder das Gefahrlose und Nützliche, in den meisten Fällen das Richtige treffen, die Fortschritte der wahren Aufklärung durch freie Bewegung der Ideen begünstigen, die Bewegung selbst vor ihren Verirrungen und Ausschweifungen bewahren, und derselben Maaß und Ziel setzen.

So steht die Sache, und schwerlich wird sie weiter gebracht werden können. Die Verfechter der Preßfreiheit und die der Preßbeschränkung kommen Beide darin überein, daß der Mißbrauch der Presse

der Gesellschaft zum größten Schaden gereichen kann, und daß Preßvergehen, ja Verbrechen derselben, nicht allein möglich sind, sondern wirklich Statt finden und sich täglich vermehren. Beide Partheien gestehen auch ein, daß diesem Uebelstande abgeholfen werden müsse. Allein sie kommen nicht überein über die Schranken, die man der Preßfreiheit setzen muß; noch weniger über die anzuwendenden Mittel, um diese Schranken festzuhalten, und sie gegen eine jede Verrückung oder Uebertretung zu bewahren. Die Einen sehen Ungebundenheit in der Freiheit, die Anderen nennen Freiheit die zügelloseste Frechheit; die Ersteren fürchten den Mißbrauch der Presse dermaßen, daß sie nur Heil in einer strengen Censur finden, sollte sie auch oft mit Willkühr einherschreiten und den vernünftigen Gebrauch der Presse schmälern; die Zweiten sehen in einer jeden Censur die Bedrückung und Erdrückung des Geistes, den Tod der Freiheit, und glauben die Mißbräuche durch Bestrafung derselben nach bestimmten Gesetzen verhindern zu können. Dieselben Schwierigkeiten treffen beide Partheien, weil sie die Mittel gleichmäßig treffen, welche beide vorschlagen und vorschützen: nämlich die Unmöglichkeit, auf das Bestimmteste die Preßvergehen anzugeben, den Mißbrauch vom Gebrauch durch scharfe, evidente Kennzeichen zu unterscheiden, und auf eine allgemein gültige Art festzusetzen, wo die Freiheit aufhört und die Frechheit anhebt. Wäre es möglich, ohne der Willkühr Spielraum zu lassen, nach Vernunft-Principien eine

solche Demarcations-Linie zu ziehen, so könnte man freilich ein gutes Gesetz über Preßvergehen und Verbrechen, deren Anwendung auf jeden besondern Fall leicht und sicher wäre, aufstellen; aber dann könnte man auch nach denselben Grundsätzen den Censoren Instructionen geben, die sie in ihrem Verfahren leiten würden, und welche, statt der Laune, der Leidenschaft, der Aengstlichkeit, Gesetzmäßigkeit würden herrschen und walten lassen. Beides ist unmöglich. Wie wir es gesehen, geben weder die Wahrheit und der Irrthum, noch das Schädliche und Nützliche, solche Principien ab, die zu unwandelbaren Normen über diesen Gegenstand dienen könnten. Aus diesen, in der Natur der Sache gegründeten Hindernissen ergibt sich daher, daß die Gesetzgebung der Presse immer schwankend, ungenügend und unvollkommen ausfallen, und sich keiner großen Fortschritte zu erfreuen haben wird. Alles wird immer von der Persönlichkeit der Censoren und der Richter abhangen. Sind sie freisinnig, verständig, rechtlich, unbestechlich, so werden die Censoren nur das Sträfliche zurückweisen, die Richter das Verderbliche bestrafen und die Freiheit wird eben so wenig von dem einen als von dem andern Mittel gefährdet seyn; haben die Censoren oder die Richter die diesen Eigenschaften entgegengesetzten Fehler und Mängel, so werden die Ersteren Nichts oder Alles durchlassen, die Anderen Alles oder Nichts verpönen.

Die Presse ist also, vermöge ihrer Natur, durch Gesetzgebung unbezwinglich. Man muß sich mit ih-

ren unvermeidlichen Nachtheilen, wie mit ihren Vortheilen abfinden, und will man die Früchte ihrer Freiheit genießen, so muß man auch manchen Auswuchs derselben ruhig ertragen. Ob ihre guten Wirkungen die üblen Folgen, die sie mit sich bringt, überwiegen, ist im Allgemeinen schwer zu berechnen, zu übersehen und zu entscheiden. Aber daß Beide von einander unzertrennlich sind, scheint mir erwiesen.

Die Freiheit der Presse ist also nicht ein unbedingtes Gut, sondern in vielen Fällen und in vielen Rücksichten ein nothwendiges Uebel; sie kann die Religion, die Sitten, die bürgerliche Ordnung, das Privatleben mit verderblichen Angriffen bedrohen, und hat ihnen unstreitig zu gewissen Zeiten schwere Wunden beigebracht, so wie sie zu anderen Zeiten ihnen ersprießliche Dienste geleistet, dieselben gereinigt, geläutert, befestiget, beschützt hat. Sie ist eine herrliche Waffe, die öfters Wahrheit und Recht vertheidigt hat, die aber nicht selten in ein Mordwerkzeug verwandelt worden ist. Weit entfernt, das Palladium des Staatslebens zu seyn, die Schutzwehr der Regierenden und der Regierten, kann sie Beide irre führen, ihre Leidenschaften entzünden, sie gegen einander feindselig stellen, und die Bande der Gesellschaft auflösen. Wenn Partheigeist die Feder führt, und sich des Hebels der Presse bemächtigt, so wird das Regieren, wo nicht unmöglich, doch über alle Maßen erschwert, alle Handlungen der Regierung werden getadelt, ihre Absichten verleumdet, ihre Einrichtungen verschrien, ihre Gesetze beim

Erscheinen derselben vergiftet; denn Bosheit mit Verstand versetzt, Leidenschaft mit Beredsamkeit gepaart, Eigennutz unter dem Deckmantel des Gemeinsinnes mit Sophismen ausgerüstet, können sehr leicht Alles verstümmeln, verderben, auflösen, und indem sie durch ihre Spiegelfechtereien einen falschen, blendenden Schein hervorbringen, auch das reinste Gold als Schlacke erscheinen lassen. Heutzutage erschwert die Preßfreiheit das Regieren um so mehr, als es Sitte, Ton, und sogar Grundsatz geworden ist, der Regierung in seinen Urtheilen entgegenzutreten. Als wären die Regierungen die natürliche Feinde der Gesammtheit, als müßte man sich immer gegen ihre Handlungen oder ihre Absichten verwahren, als bestände der Gemeingeist in einem offenen, sich auf Alles erstreckenden Tadel, ist unstreitig, im Ganzen genommen, der Geist der Schriftsteller ein Geist der Opposition. Man treibt, fordert und beschützt die Opposition, als wäre sie Pflicht und das einzige Mittel, das Rechte und Wahre zu treffen. In der Meinung der Mehrheit besitzt und verkündet die Opposition allein Ueberlegenheit des Geistes, muthvolle Freimüthigkeit, Strenge der Grundsätze, feste und kraftvolle Unabhängigkeit des Charakters. Und doch findet in den meisten Fällen grade das Gegentheil Statt. Alles ohne Unterschied tadeln und herabwürdigen, ist eben so leicht, wo nicht noch leichter, als das Lob freigebig auszustreuen. Wenn die Regierung mißtrauisch, argwöhnisch, ängstlich die freien Aeußerungen der Rede verhindert, ver-

bietet und unerbittlich ahndet; wenn sie den Schriftstellern Stillschweigen über ihre Einrichtungen und Beschlüsse auflegt, gleißnerische Lobreden fordert, eingibt und nur diese belohnt, so setzt unstreitig eine gegründete, besonnene, ruhige aber unumwundene und kühne Opposition eben so viel Muth als Einsicht voraus, und erscheint mit Recht verdienstlich. Hingegen, wenn die Opposition zur Mode wird; wenn die öffentliche Meinung ihr huldigt; wenn sie die Schriftsteller, die sich zu ihr bekennen, durch ihren Beifall ermuntert und belohnt; wenn die Regierung selbst, aus Furcht vor ihren Urtheilen, dieselben mit Schonung behandelt, und weit entfernt, sie wegen ihrer kecken Angriffe zu bestrafen, durch allerlei Künste um ihre Gunst buhlt, so kann man ihren oft mit Spott und Undank belohnten Verfechtern Unabhängigkeit, Gemeinsinn und Charakter nicht absprechen, und die Opposition könnte allenfalls als eine gut berechnete, gefahrlose, ja vortheilhafte Speculation betrachtet werden. Es war eine Zeit, wo man den Großen und Mächtigen der Erde schmeichelte, um selbst zur Ehre zu gelangen. Jetzt hat sich das Blatt so ziemlich gewendet. Man schmeichelt gern der lauten, lärmenden Meinung; die Opposition ist der Götze des Tages; und die Eitelkeit der Leser, die eine gewisse Größe in dem Tadel sehen, fröhnt durch ihren Beifall der Eitelkeit der Schriftsteller, die dieser Neigung entsprechen.

Die Preßfreiheit ist also jetzt weit mehr eine Angriffswaffe gegen die Regierung, als eine Schutzwehr

derselben geworden, und hemmt ihre Bewegungen, statt sie zu erleichtern und zu befördern. Diesen Charakter hat sie zumal angenommen, seitdem die politischen Zeitungen und Flugblätter täglich Alles was die inneren und äußeren Verhältnisse der Staaten und der Völker in ihr Gebiet ziehen und über Alles was geschieht und nicht geschieht, was geschehen sollte oder nicht sollte, ein absprechendes Urtheil fällen. Schriften dieser Art werden allgemein von allen Classen gelesen, und eben so flüchtig gelesen als sie geschrieben sind. Auch wenn sie von gutgesinnten, besonnenen, einsichtsvollen Männern abgefaßt sind, können sie öfters nur falsche Nachrichten und oberflächliche, einseitige Räsonnements verbreiten, weil sie nur in den Tag hineinleben, und die Zeit ihnen nicht erlaubt, viel zu prüfen noch irgend etwas ganz zu umfassen, und der Rahmen sie verhindert, die Sachen gründlich zu behandeln Wenn nun vollends diese Art von Schriftstellerei zum Gewerbe geworden, und dieses Gewerbe von Leuten getrieben wird, die sich den Leidenschaften der Anderen verkaufen, oder, von ihren eigenen bestochen, das Interesse derselben über Alles setzen, so findet die Regierung an solchen Aposteln der Lüge und des Irrthums gefährliche Gegner, weil sie ihre Angriffe täglich erneuern, und sich aller möglichen vergifteten Pfeile bedienen, um die Regierung zu verleumden, zu verunglimpfen und zu schmähen. Sie entziehen ihr dadurch das öffentliche Vertrauen und benehmen ihr also die eigentliche

Grundlage ihrer Macht und ihrer wohlthätigen Wirksamkeit. Die Tactik dieser Schriftsteller besteht darin, die Thatsachen, die der Regierung zur Ehre gereichen, zu verschweigen oder zu verstümmeln, die etwanigen Mißgriffe und Fehler derselben in das grellste Licht zu stellen; Ausnahmen von dem gewöhnlichen gesetzmäßigen Gang der Herrscher als allgemeine Norm und das gewöhnliche rechtliche Verfahren derselben als Ausnahme darzustellen; die schwachen Seite der Gesetze und Verfügungen allein aufzufassen und die andere zu übergehen; die wohlthätigen, bezweckten, Folgen der Staatsverfügungen einem glücklichen Zufall zuzuschreiben, und die nachtheiligen, zufälligen, Folgen derselben dem bösen Willen oder der Unklugheit der Regierung allein beizumessen. So leicht auch diese gewissenlose Tactik zu durchschauen ist, so erreicht sie doch ihr Ziel, verführt und vergiftet die Meinung des Volks, denn die meisten Menschen glauben gern, was ihnen täglich mit einer frechen Zuversicht gesagt und wiederholt wird, haben weder Zeit noch Mittel das Gelesene zu prüfen, und geben leicht einer Sprache Gehör, welche Wahl-Verwandtschaften mit allen Gebrechen und verborgenen Neigungen des menschlichen Herzens hat. Wenn irgend ein Theil der Preßfreiheit könnte und müßte durch bestimmte Normen beschränkt werden, so wäre es die Tages-Scheiftstellerei wegen ihrer allgemein wirkenden Kraft, ihres nicht zu verleugnenden Einflusses auf die Masse. Diese Art,

die

die Meinung zu bearbeiten, wirkt wie Scheidewasser auf jeden Gegenstand, den sie berührt, und keine Regierung kann einen so mächtigen Hebel ganz aus den Händen geben oder mit Gleichgültigkeit betrachten. Aber es ist schwer, ihn am gehörigen Orte anzusetzen und zweckmäßig zu leiten.

In unseren Tagen hat man bis zum Ueberdruß wiederholt, daß eine unbeschränkte Preßfreiheit die erste Bedingung des Daseins und der Erhaltung der repräsentativen Verfassungen sey, und daß ohne dieselbe diese Verfassungen ihr Lebensprincip bald einbüßen müssen, oder wenigstens ihren Zweck nur sehr unvollkommen erreichen. Diese Behauptung läßt sich bei einer nähern Prüfung nicht rechtfertigen, vielmehr scheint sie der Wahrheit entgegengesetzt zu seyn. Das Eigenthümliche repräsentativer Verfassungen und ihr eigentlicher Zweck ist, einmal, den Beschwerden, den Wünschen, den Bedürfnissen eines jeden Volks ein gesetzmäßiges, achtbares, kräftiges Organ zu geben, und zweitens, den durch Einsicht und Gemeinsinn ausgezeichneten Staatsbürgern über Alles was das Gemeinwesen betrifft, eine Stimme, die eben so wenig überhört werden kann als soll, zu verleihen. Durch solche Institutionen sollen alle Gesetze und alle Gegenstände, die mit dem Wohl des Staats zusammenhangen, dem Eigennutz und der Unwissenheit entzogen, und vor Einseitigkeit und Uebereilung bewahrt werden; in ihnen sollen sich Meinungen und Ansichten bilden, die als Aus-

sprüche der Vernunft, der National-Meinung allmählig eine zweckmäßige, sichere und feste Richtung geben sollen. Solche Versammlungen, wenn sie nach verständigen Wahlgesetzen gebildet sind, bestehen in der Auswahl der Nation und sind auf einen Standpunct gestellt, von welchem aus sie mit Umsicht das Ganze umfassen und mit Sachkenntniß beurtheilen können. Es wäre also lächerlich, zu glauben oder zu fordern, daß sie der Aussprüche der weniger Unterrichteten und der Belehrung der Tag- und Flugblätter bedürften, um das Wahre und das Gemeinnützige zu treffen. Die Mitglieder solcher Versammlungen müssen freilich aus gründlichen, gelehrten, erschöpfenden Schriften über alle Theile des Staatslebens ihre Ideen entnehmen oder bereichern und berichtigen, und insofern ist eine vernünftige Preßfreiheit unstreitig eine Bedingung ihrer immer fortschreitenden Ausbildung. Aber Alles ist verloren, wenn die Repräsentanten des Staats sich von unberufenen Zeitungsschreibern sollen belehren lassen, und von der unüberlegten, ununterrichteten und unverdauten Meinung des Tages ihre Urtheile und ihre Ansichten entlehnen. Dieses wäre eine Verrückung aller Verhältnisse, eine Verwechselung des Standpunctes und eine Vertauschung der Rollen, welche die Deputirten entwürdigen, ihre politische Existenz gefährden oder zwecklos machen, und eine Herrschaft der Ungebildeten über die Gebildeten herbeiführen würde, die dem Gemeinwesen nur höchst schädlich seyn könnte. Sind die repräsentativen Verfas-

sungen das, was sie seyn sollen, so werden sie, ihres hohen Berufes eingedenk, ihre Bestimmung nicht verfehlen, und aus ihnen wird sich über alle Theile des Staatslebens ein Licht verbreiten, welches die öffentliche Meinung läutern, bestimmen und aufklären wird; sie werden dieselbe beherrschen, und nicht von ihr beherrscht werden. Sind sie das nicht, was sie seyn sollen, sind sie so beschaffen, daß sie in die Schule der Schriftsteller des Tages gehen, und außerhalb anfragen müssen, was sie über diesen oder jenen Gegenstand zu denken und zu sagen haben, so wäre es besser, daß sie gar nicht existirten, weil sie alsdann nur der Unvernunft, dem Eigennutz und den Eingebungen der Leidenschaften das Gewicht ihrer eigenen Stellung geben, und ephemeren Irrthümern, die ohne dieses erborgte Ansehen nicht den Tag überlebt hätten, einen höchst verderblichen Einfluß auf das Gemeinwesen ertheilen würden.

Die repräsentativen Verfassungen könnten also sehr gut bestehen und gedeihen ohne eine unbeschränkte Preßfreiheit; statt ihrer zu bedürfen, könnten und sollten sie allenfalls dieselbe ersetzen. Politische Freiheit hat in Rom und in Athen Wurzel gefaßt und Früchte getragen, ehe die Buchdruckerkunst erfunden war. Der Senat in beiden Republiken hat herrliche Gesetze gegeben, und das Gemeinwesen planmäßig geleitet ohne von Zeitungsschreibern umgeben zu seyn. Was zum Staatsleben die Volksversammlungen und die Tribunen, manchmal aber selten, gutes beitragen

konnten, wird mehr als ersetzt durch die viel zweckmäßigeren politischen Formen der heutigen repräsentativen Verfassungen, die alles leisten, was dem Gemeinwesen frommt. Alles, was von den Vortheilen solcher Tages-Schriftstellerei für die Belehrung der Deputirten gesagt und geschrieben wird, ist geflissentliche Uebertreibung. Mit mehr Wahrheit könnte man allenfalls behaupten, daß in uneingeschränkten Monarchien, wo das Gemeinwesen keine solche Institutionen besitzt, eine große Preßfreiheit zulässig wäre, um der Regierung manche nützliche Wahrheit näher zu bringen, die Verwaltung zu beleuchten und den Beschwerden so wie den Wünschen des Volks Luft zu machen und Berücksichtigung zu sichern.

Ueber die Perfectibilität der bürgerlichen Gesellschaft,

ihre Bedingungen und Triebfedern.

Saz. Das menschliche Geschlecht, um vorwärts zu gehen, muß in einer steten Bewegung begriffen seyn. Unbeweglichkeit ist in jeder Hinsicht mit dessen Bestimmung unverträglich; die Neuerungen, sollten sie auch zu Umwälzungen führen, sind in der Natur des Menschen gegründet, und das Beharren beim Alten seiner Natur widersprechend.

Gegensaz. Beharrlichkeit ist das erste Bedürfniß der Völker, so wie der Individuen. Eine stete Bewegung reibt den einzelnen Menschen auf, und zerstäubt am Ende auch die Kräfte der Staaten. Man muß am Erworbenen festhalten; wo nicht, so kommt man zu keinem Besiz.

Das Leben der Natur und eines jeden Wesens in der Natur besteht in einer steten Umwandlung der Elemente. Jede Umwandlung setzt Bewegung als erste Bedingung derselben voraus. Das unorganische Leben ist eine ununterbrochene, langsamer oder schneller eintretende, Veränderung der Formen, von äußeren Ursachen veranlaßt und herbeigeführt. Das organische Leben ist eine stete Umwandlung der Wesen von Innen nach Außen, welche durch ein unbekanntes, unergründliches Princip bewirkt wird. Die Natur ist also in einer beständigen, obgleich nicht immer wahrnehmbaren, Bewegung begriffen.

Von den Welten an, die in unermeßlichen Räumen sich fortwälzen, und ihren Lauf dem Scheine nach nur endigen, um ihn wieder zu beginnen, bis zu dem unbedeutenden Moos, das in unterirdischen Gängen in kurzer Zeit auf- und abblüht; von den sogenannten ewigen Gebirgen, die doch durch die unaufhaltsame Einwirkung der äußeren Kräfte sich nicht zwei Tage ganz gleich bleiben, bis zu den kleinsten Crystallen aller Art, unter deren Form sich die Elemente gestalten, ist Alles dem Gesetz einer sich selbst gebärenden und wieder zerstörenden Bewegung unterworfen. Das Dasein der Körper ist ein stetes Werden, und nie in einem unbeweglichen, stereotypi-

schen Seyn befangen. Der Tod des Körpers selbst in seiner anscheinenden Starrheit ist nur das Ende und der letzte Moment eines organischen Lebens; mit ihm tritt aber das Unorganische wieder in seine Rechte, und eine blinde, rein mechanische oder chemische Bewegung nimmt die Stelle der magischen inneren Bewegung ein. —

Allein bei dieser steten Umwandlung, die in ihrem ewigen Prozeß Alles zum Vorschein bringt, treibt und wegspült, und dem Menschen kaum erlaubt zu sagen: dieses oder jenes ist, da es eigentlich schon nicht mehr dasselbe ist oder erst zu werden anfängt, gibt es doch auch in der Natur etwas Beharrliches, Festes, Unwandelbares, welches troß dem beständigen Wechsel der Wesen sich immer erhält, und, über allen Wechsel erhaben, die Veränderungen der Wesen bestimmt und beherrscht. Die Elemente, mit welchen die Natur spielt und die ihr den unerschöpflichen Stoff zu ihrer Arbeit liefern, bleiben immer dieselben in ihrer unzerstörbaren Wesenheit. Die Formen, nach welchen sie sich gestalten, oder in welche sie kunstmäßig gegossen werden, kehren immer wieder, oder stehen da als unabänderliche Modelle für alle Zeiten. Aus ihnen gehen die wesentlichen Bestandtheile und Kennzeichen der verschiedenen Geschlechter und Arten der Wesen hervor. Sie sind der unverbesserliche ewige Typus der Werke der Natur, und sie ermüdet nicht, mit Abweichungen, die das Wesentliche nie betreffen, immer wieder dasselbe zu erschaffen. Sie

versucht nie, daran etwas zu rühren, zu ändern, zu verbessern. Geschlechter und Arten organischer Wesen sind untergegangen, aber die noch bestehenden haben seit Anbeginn der Welt der Erscheinungen ihre Ureigenschaften und Hauptcharaktere behalten. Jahrhunderte sind wie Tage vergangen und werden noch vergehen; der Strom der Zeit hat Millionen von Wesen zum Vorschein gebracht und wieder verschlungen; aber die Natur, ihren Urbildern getreu, läßt sich in ihren Schöpfungen von den sie leitenden Ideen nicht abbringen, und mit beweglichen Lettern, die immer dieselben bleiben, setzt sie immer dieselben Werke zusammen, um sie zu zerstören, und zerstört sie, um sie unter denselben Formen wieder hervorzubringen.

Auch ist sie eben so beständig in Hinsicht der Mittel, die sie dazu gebraucht, der Verrichtungen, denen sie sich unterzieht, der Kräfte, die sie anwendet, der Gesetze, nach welchen ihre Arbeit von Statten geht. Diese Gesetze, eben so einfach als ewig, und ewig, weil sie einfach sind: das der Anziehung, nach welchen die Himmels-Körper sich einander nähern oder entfernen, und das der Wahlverwandtschaften, dem gemäß sich die Elemente verbinden oder trennen, leiden keine Abweichungen, und müssen als die Grundsätze betrachtet werden, welche die Gottheit der Natur gegeben hat. Denn auch die scheinbaren Ausnahmen von einem dieser Gesetze sind nur Anwendungen eines höher stehenden allgemeinen Gesetzes.

Selbst bei den einzelnen Wesen, ungeachtet ihres kurzen Erscheinens und ihres plötzlichen, schnellen Verschwindens, gibt es bei allen Abwechselungen, die das Gewebe ihres Daseyns und ihres Lebens ausmachen, so lange sie sind und leben, etwas Beharrliches, Permanentes, das sich selbst gleich bleibt. Dieses allein erlaubt, daß man das einzelne Wesen von anderen derselben oder verschiedener Art unterscheidet, und bildet einen festen Grund, auf welchem die wechselnden Farben und Gestalten ihr Spiel treiben. Es ergibt sich also aus der Betrachtung der Natur, daß auch in ihrem Reiche, bei ihren stets beweglichen und bewegten Kräften, nicht Alles sich verändert, sondern daß ihre mannigfaltigen Bewegungen sich um gewisse feste Puncte drehen.

Beides, das veränderliche Element und das permanente, eine stete Bewegung und eine gewisse Beharrlichkeit, ein Festhalten des Erworbenen und ein Fortschreiten im Erwerben, müssen in der moralischen, wie in der physischen Welt, Statt finden, und in einem gewissen Gleichgewichte zu stehen kommen, wenn die Natur des Menschen ihre völlige Entwickelung erhalten und die Gesellschaft ihren Zweck erreichen soll.

Im Gegensatz zu den Thieren, die, in festen, unwandelbaren Schranken befangen, das Vermögen, das sie von der Hand der Natur erhalten haben, weder vermehren noch vermindern können, weder eines wirklichen Fortgehens oder Rückgehens fähig sind,

und die, sich selbst überlassen, nie weder anders, noch schlechter, noch besser arbeiten, ist der mit Intelligenz und Freiheit begabte Mensch nicht an die Scholle gebunden. Sein Wesen besteht nicht in einem sich immer gleich bleibenden Instinct; er wird nicht reich geboren, sondern er soll durch eigne Thätigkeit reich werden; er bringt nur auf die Welt, als väterliche Gabe und Erbtheil, Fähigkeiten mannigfacher Art. Sein Zweck ist die Vollkommenheit, ein Ideal, nach welchem er beständig strebt, ohne es je zu erreichen; allein er nähert sich demselben durch eine stete Vervollkommnung, und durch ihre unendliche Perfectibilität reichen ihm seine Gesammt-Geistesvermögen die Mittel, diese nie vollendete Arbeit ununterbrochen fortzusetzen. Das Beharren und das Festhalten des Erworbenen bildet den Stützpunct der Thätigkeit des einzelnen Menschen und des Menschengeschlechts; die Vervollkommnung alles Bestehenden durch zweckmäßige, wohlangebrachte Veränderungen ist der andere Endpunkt, und das immer vorrückende Ziel seines Laufes.

Ueberwiegt bei weitem das Beharrungs-Princip das der Veränderung, so bleibt Alles im Stillstand. Die Kräfte werden durch Unbeweglichkeit gelähmt, es werden keine Verbesserungen angebracht, keine Entdeckungen gemacht, keine neuen Erfindungen versucht, der Schatz der Erfahrungen wird nicht vermehrt oder nicht benutzt, der geistige und der materielle Reichthum

nehmen ab, weil sie nicht zunehmen, und der Stillstand bringt unvermeidlich ein Zurückgehen mit sich.

Geschieht das Gegentheil und gewinnt das Veränderungsprincip entschieden die Oberhand über das Beharrungsprincip, so tritt eine wilde Bewegung, statt eines planmäßigen Fortgehens ein; durch eine unruhige Thätigkeit verzehren sich die Kräfte selbst. Man macht Alles anders, als die Vorzeit, ohne alles besser zu machen; unreife und unzweckmäßige Versuche trotzen und widersprechen den erprobten Erfahrungen; man verläßt die Bahn der Vergangenheit, um sich ohne Noth neue Bahnen zu brechen, oder man wechselt beständig den Weg, ohne eine bestimmte Richtung vor Augen zu haben. — Die Gesellschaft wird von dem Strudel ergriffen, die gesellschaftliche Ordnung läuft Gefahr aus ihren Angeln gerissen zu werden, und das anscheinende Fortschreiten kann sehr leicht zu einem wirklichen Rückgange führen.

Beide Extreme sind gleich gefährlich, beide sind der Bestimmung des Menschen entgegengesetzt, und müssen also beide vermieden werden.

Die Natur hat für Beides gesorgt durch zwei Triebe, die sie in die Tiefe unsers Wesens eingegraben hat, die zwar verkannt und vernachlässigt, aber nie ganz ausgerottet werden können, nämlich die angeborne Macht der Gewohnheit und die immer wiederkehrende Tendenz zur Veränderung und Neuerung. Diese zwei Grundzüge der menschlichen Natur sind in der moralischen Welt, was die Kraft der Trägheit

und die Impulsivkraft in der physischen sind, und so wie diese beiden Kräfte die immerwährende Bewegung der Weltkörper in derselben Bahn herbeiführen, bestimmen, erhalten, thun die beiden obengenannten Triebe dasselbe im Reiche der Freiheit; sie sollen den Menschen in dem ihm vorgeschriebenen Geleise festhalten und zugleich sein unermüdetes Fortschreiten in demselben bewirken, befördern und sichern.

Es liegt tief in unserer innern Natur, daß die Wiederholung derselben Eindrücke, derselben Gedanken, derselben Handlungen diese Eindrücke in unsere Seele eingräbt und uns mit ihnen befreundet, diese Gedanken uns geläufiger macht und sie mit unserem Wesen innig verwebet, diese Handlungen erleichtert und uns zu ihnen hinzieht. In dieser sich von selbst bildenden Fertigkeit besteht die Macht der Gewohnheit. Diese Macht hebt sehr früh im Menschen an, und faßt schon in seiner Kindheit Wurzel. Die ganze Kunst der ersten Erziehung dreht sich um diesen Punct, und ihr Hauptwerk ist, dem Kinde gute, zweckmäßige, vernünftige Gewohnheiten zu geben, die mit seiner Bestimmung als Mensch, als Staatsbürger in Einklang gebracht werden, die seinem Geschlecht, seinem Beruf, seinem Stande angemessen, und dabei auf seine physische und geistige Individualität berechnet sind. Erst später, wenn das moralische Gefühl erwacht, und der Mensch zur Besinnung und zur Vernunft gelangt, gewinnt er solche Gewohnheiten lieb, verbindet sie mit Empfindungen verschiedener

Art, rechtfertigt sie vermöge richtiger Beurtheilung und verwandelt sie in Grundsätze. Die Gefühle verstärken dann die Gewohnheiten, und die Grundsätze erheben sie zu wahren Tugenden. Beide wirken dann auf uns um so schneller, anhaltender und kräftiger, als sie schon einen festen Grund vorfinden, auf welchen sie sich beziehen können und einen vorbereiteten Stoff haben, den sie verarbeiten und veredeln. Befolgt man in der Erziehung den entgegengesetzten Gang; läßt man den Menschen aufwachsen, ohne ihm gute Gewohnheiten beizubringen; will man vor allen Dingen Gefühle erregen und damit anfangen dem Kinde schon Grundsätze einzuimpfen, so verfehlt man seinen Zweck. Die Gefühle und die Grundsätze fassen nicht, weil sie nicht gefaßt werden, und in der Leere schwebend, ohne Halt- und Stützpunct, erhalten sie keinen dauernden Einfluß auf das Gemüth. Die Gewohnheiten müssen der höhern Entwickelung vorangehen; denn selten wird man in reiferen Jahren in Folge von Grundsätzen und Gefühlen gute Gewohnheiten annehmen und Fertigkeiten erwerben. Alles muß im Menschen mit einer Art von geistigem Mechanismus anheben, damit später die Intelligenz und die Freiheit ein leichteres und sichereres Spiel haben.

Auf diese Art legt die Macht der Gewohnheit den Grund zu allem Guten. Wir gewinnen sie lieb, weil sie zugleich unsere Thätigkeit beflügelt und unsere Anstrengung ermäßigt. Sie verbindet Bewegung mit

Ruhe, sie schont nicht allein unsere Kräfte, sondern erspart auch einen großen Zeitaufwand. Vermöge ihrer Hülfe thun wir Alles, was unsere Lage erfordert und die Umstände erheischen, geschwinder, leichter und zweckmäßiger. Unser ganzes Wesen, das an sich so unbestimmt, so flüchtig, so verschwindend ist, erhält durch die Macht der Gewohnheit eine Art von Schwerkraft, welche es festhält, und unser Denken und Handeln, das so schnell verfliegt, ein Bindungsmittel, welches ihm Consistenz und Stetigkeit ertheilt.

Diese wohlthätige Gewalt der Gewohnheit übt ihre Wirksamkeit über die bürgerliche Gesellschaft und über die Gesammtheit wie über die Einzelnen aus. Auch die Völker, die Staaten und die verschiedenen Stände in denselben haben ihre Gewohnheiten, müssen solche haben, um zu einem beharrlichen und dauerhaften Dasein zu gelangen; sie hängen mit einer heilsamen Zähigkeit an ihrer Religion, ihrem Gottesdienst, ihren Institutionen, ihren Gesetzen, ihrer Lebensart, ihren Sitten, oft bis in die kleinsten, und, dem Scheine nach, unbedeutenden Einzelnheiten. Was in dieser Hinsicht die Väter geglaubt, gedacht, gethan, gesucht oder vermieden haben, geht auf die Kinder über. Die Gegenstände, die Handlungen, das Verfahren, welche die Menschen von ihrer Kindheit an gesehen, beobachtet oder befolgt haben, werden ihnen zur Natur, und bilden für sie eine Art von Nothwendigkeit, deren Leitung sie sich freiwillig hingeben. Diese Gewohnheiten, wenn sie lange bei einem Volke geherrscht haben,

bilden einen wesentlichen Theil seines Nationalcharakters und geben demselben eine eigenthümliche Farbe und Richtung; sie sichern den ruhigen, gleichmäßigen Gang der Gesellschaft, den Gehorsam gegen die Obrigkeit, die innige Verbindung der Mitglieder des Staats, nähren die Liebe zum vaterländischen Himmel und Boden, geben einer Nation eine wahre Persönlichkeit, und ohne sie in eine träge Ruhe versinken zu lassen, ertheilen sie ihren Bewegungen Maaß und Haltung. Auf diese Art hat die Natur durch die Macht der Gewohnheit und die angeborne Neigung des Menschen zu derselben ein beharrliches Element in die moralischen Welt niedergelegt, welches die Gegenwart mit der Vergangenheit verzweigt, die Permanenz der bürgerlichen Ordnung sichert, und welches mit bewunderungswürdiger Elasticität, wenn es auch für den Augenblick mit Gewalt aus seiner Lage gezogen worden, dieselbe bald wieder einnimmt.

Die Natur des Menschen, bei ihrer großen Vielseitigkeit, verbindet in einer Einheit alle möglichen Gegensätze. Auch hier bewährt sich dieser uns eigenthümliche Charakter. Der Macht der Gewohnheit steht in unserm Innern der Neuerungstrieb und die Liebe zum Neuen zur Seite oder entgegen. Dieser Trieb kündigt sich im Menschen sehr früh an. Schon die Kinder suchen Abwechselung in ihren Spielen, ihren Bewegungen und den Gegenständen, die sie umgeben und beschäftigen; dieser Trieb führt sie zu allerlei kleinen Versuchen, gibt ihnen allerlei Zusammen-

stellungen

stellungen ein; unbefriedigt, macht er sie unruhig, ungeduldig, verwegen, ja die Zerstörungssucht, die man bei ihnen wahrnimmt, hängt mit ihm zusammen. Er hat seine Wurzel in der angebornen Thätigkeit der Seele, in dem Streben aller Kräfte, sich nach allen Seiten zu entwickeln und nach allen hin zu wirken, in der Unvollkommenheit des Erworbenen, und in dem mächtigen Hang seinen Zustand zu verändern in der Hoffnung ihn zu verbessern, welcher von unserem Wesen als die erste Bedingung alles Fortschreitens unzertrennlich scheint.

Diesem Triebe, immer etwas Neues zu wünschen, zu suchen, zu besitzen und zu benutzen, hat der Einzelne so wie die Gesammtheit, die Familie so wie der Staat, viel zu verdanken. Alle Erfindungen in den Künsten, alle Entdeckungen im Reiche der Wissenschaft finden in ihm großentheils ihren Ursprung und ihre fernere Ausbildung. In seiner ersten Entwickelung dient er nur den Bedürfnissen, denen die gewöhnlichen Mittel nicht mehr Genüge leisten, und den sinnlichen Begierden, die, von den täglichen Genüssen gesättigt, andere fordern, und die bei ihrer Ungenügsamkeit stets sich nach neuen Gegenständen sehnen, welche neuen Reiz erzeugen. Später entsteht die Liebe zum Neuen aus reineren Quellen und nimmt den Charakter einer uneigennützigen Liebe zu einer ununterbrochenen mannigfaltigen Thätigkeit an. Diese Thätigkeit wird bei edleren Gemüthern zum ersten Bedürfniß und ihre Befriedigung ein Genuß, der allem

anderen vorgezogen wird. Ohne dieses bewegende Princip würde der Mensch nie aus dem Zustande der Wildheit und der Barbarei sich erhoben haben, oder bald wieder in denselben zurücksinken; ohne das immer wiederkehrende Streben, etwas Neues zu denken, zu thun, aufzufinden und zu erwerben, würde das Erworbene bald wieder verloren gehen. Ein Wesen, dessen Vermögen einer unbegrenzten Ausbildung fähig sind und dessen Natur in einer steten Vervollkommnung besteht, könnte unmöglich ohne diesen Trieb seiner Natur gemäß leben und seine Bestimmung erreichen; er ist eben sowol eine Folge als eine Ursache der menschlichen Perfectibilität, das bewegende Princip alles Wissens und alles Thuns.

Also hat die Natur den Menschen mit der Liebe zur Gewohnheit und mit dem Neuerungstriebe begabt und ausgerüstet, damit er auf der einen Seite die ihm vorgezeichnete Bahn nie verlasse, und auf der andern sie immer fortsetze; um ihn zugleich zu binden und innerhalb gewisser Schranken sich frei bewegen zu lassen; um ihm seinen Besitz zu sichern und ihn zu ferneren Erwerbungen anzuspornen. So entgegengesetzt und sogar sich widersprechend beide auch im ersten Augenblick dem oberflächlichen Beobachter erscheinen, so sind sie bei näherer Prüfung nicht allein in unserem Wesen gegründet, sondern setzen sich wechselseitig voraus und führen uns gemeinschaftlich zum Zweck unsers Daseyns. Es sind zwei Kräfte, die einander sich die Wage halten sollen; die eine findet immer in

der andern ihr Maaß, ihre Grenze, ihr Gegengewicht. Wäre es anders, so würden wir entweder in eine träge Ruhe, die nur ein Vorbote des eintretenden Todes seyn würde, verfallen, oder in einer wilden, zweck- und erfolglosen Bewegung untergehen. So würden die Himmelskörper, Planeten genannt, wenn sie nicht zwei entgegengesetzten Kräften gehorchten, bald in die Sonne, den Mittelpunct ihres Laufes, sich verlieren; oder sie würden, von derselben in einer zunehmenden Progression sich entfernend, am Ende erstarren oder zerstäuben.

Aber diese Liebe zur Gewohnheit und der Trieb der Neuerung, diese Kräfte, die sich das menschliche Herz theilen, sind nie in einem vollkommenen Gleichgewicht, sondern die eine überwiegt immer um etwas die andere. Das Alter, der Charakter, der Grad von Lebendigkeit des Geistes, der Zustand der Gesellschaft und eine Menge anderer Umstände geben der einen oder andern dieser Kräfte eine Art von Oberhand, und dieses Mißverhältniß ist in Hinsicht seiner Folgen unbedeutend und ziemlich gleichgültig, so lange keine von beiden ihre Gewalt ganz verliert und ihre Wirksamkeit völlig einbüßt.

In der Regel hat die Natur dafür gesorgt, daß, in der bürgerlichen Gesellschaft, die Macht der Gewohnheit und der Trieb der Neuerung ihr richtiges, heilsames, ja nothwendiges Verhältniß gegen einander bewahren und behaupten. Beide haben in derselben ihre Stellvertreter und Verfechter. Das äl-

tere Geschlecht hat eine entschiedene Anhänglichkeit an das Gewohnte; das junge, aufwachsende liebt mehr das Neue und nimmt es gern auf. Das eine ist mehr mit der Vergangenheit verwachsen; das andere durch seine Hoffnungen, seine Wünsche, seine Vorbereitungen mehr mit der Zukunft beschäftigt und befreundet. Das erste hat empfangen und gegeben, erfahren und gewirkt, und will Beides festhalten; das zweite will vor allen Dingen sein Wesen entfalten, Fähigkeiten aller Art entwickeln, sich nach allen Richtungen ausdehnen, und, sich nicht begnügend mit dem angeerbten Besitz der Gesellschaft, diesen Besitz vergrößern, vervollkommnen und sein eigenes Glück versuchen und machen. So lange die Völker dieses natürliche Verhältniß, diese eigenthümliche wohlthätige Tendenz des Alters und der Jugend ungestört erhalten, und sie der Natur gemäß wirken lassen, bleibt die bürgerliche Gesellschaft in ihrem zweckmäßigen Geleise und schreitet zugleich vorwärts. Der Schatz der Vorzeit wird von dem einen Theil der Lebenden sorgfältig bewahrt und beschützt; der andere trachtet beständig ihn zu vermehren, und behandelt ihn nur als einen Vorschuß oder als Betriebscapital, um neue Erwerbungen zu machen.

Das Temperament, der Geist und der Charakter haben einen entschiedenen Einfluß auf das Verhältniß der beiden bezeichneten Triebe. Bei Menschen, die ein kaltes, ruhiges, schweres Blut zur Unthätigkeit hinneigt, deren stumpfe Sinne keine lebhaften Ein-

drücke von der Natur empfangen, die weder das Feuer der Phantasie noch die Energie eines feurigen Willens besitzen, herrscht die Gewohnheit allein, und sie beharren bis zur Erstarrung in einer gewissen Unbeweglichkeit. Hingegen Diejenigen, in deren Adern ein leichtes, schnelles Blut fließt, deren Geist, schöpferisch wirkend, sich in neuen Zusammensetzungen gefällt, und deren Charakter rasche Entschlüsse, kühne Unternehmungen und den Genuß einer großen Thätigkeit allen anderen Gütern der Erde vorzieht, verschmähen das Angewöhnte; sie setzen gern das Erworbene aufs Spiel, um Ungewöhnliches zu treiben, die Ruhe ist ihnen verhaßt, und in ihren Augen besteht das wahre Seyn nur in einem ununterbrochenen und sich stets verändernden Werden.

Diesen Unterschied, der sich bei den Einzelnen offenbart, findet man auch, noch kräftiger und greller ausgesprochen, bei verschiedenen Völkerschaften. Physische, klimatische Ursachen bestimmen und erklären ihn bei den Völkern. Je mehr man den Polen näher rückt in den kalten Zonen, oder je näher man dem Aequator kommt in den heißen Erdstrichen, zeigt sich Vorliebe für Ruhe, Trägheit, Unbeweglichkeit; hier und dort siegt, Alles erstarrend oder niederschlagend, die Macht der Gewohnheit, und wird von dem ihr entgegengesetzten Triebe weder beschränkt noch gemildert. In den gemäßigten Zonen dagegen tritt das natürliche und zweckmäßige Verhältniß der Bewegung und der Ruhe, der Liebe zur Gewohnheit und

des Bedürfnisses einer fortschreitenden Thätigkeit, wieder ein. Hier theilen sich Beide die Herrschaft über den Menschen, und wirken abwechselnd oder gleichzeitig auf ihn, obgleich auch in diesen gesegneten Theilen der Erde das Verhältniß der beiden Kräfte nicht allenthalben gleichmäßig sich bildet oder lange besteht. Unzweckmäßige politische Gesetze und unvernünftige Institutionen haben oft in vielen Ländern auch in dieser Hinsicht die Wohlthaten und die Absichten der Natur vereitelt und das Gleichgewicht zerstört. Der Despotismus, der aus der Trägheit und der Apathie, welche die Völker der Macht der Gewohnheit unterwarfen, hervorgegangen war, hat diese Macht öfters noch zu verstärken, zu befestigen und vorherrschend zu machen gesucht, und in ihr seinen Stützpunct gefunden. Zu den Institutionen dieser Art, die der bürgerlichen Gesellschaft einen stereotypischen Charakter geben sollten und gegeben haben, gehört die Kasten-Eintheilung, die bei den Aegyptern und den Indiern einer jeden Neuerung, sey es auch der zweckmäßigsten, den Eingang verschloß, jede schaffende Thätigkeit lähmte, und die Unbeweglichkeit für die höchste Vollkommenheit hielt.

Wenn man die Geschichte der Cultur des Menschengeschlechts aufmerksam durchgeht, so findet man, daß der jedesmalige Zustand eines Volks, er mochte nun höher oder niedriger auf der Leiter der Entwickelung stehen, einen entschiedenen Einfluß auf das Verhältniß der beiden Haupttriebe, welche die Thätigkeit

des Menschen bestimmen und leiten, gehabt hat. Bald scheint ein Volk mehr von der Macht der Gewohnheit gebunden, und schreitet langsamer vorwärts; bald nimmt es einen schnellern, raschern, kühnern Flug. In der Kindheit und der ersten Jugend der Völker zeigt sich eine blinde Anhänglichkeit an das Bestehende, Ueberlieferte, Angeerbte, sowol in Hinsicht der Religion, der Gesetze, der Sitten, der gangbaren Grundsätze und Maximen, als in Hinsicht der Verrichtungen des bürgerlichen Lebens und des Verfahrens der mechanischen, productiven Künste. Erfreut über die ersten Erfindungen und Entdeckungen, über ihre eigenen Fortschritte erstaunt, überschätzen sie dieselben leicht, fürchten jede Abweichung von der betretenen Bahn, und vermeiden jeden neuen Versuch, als wäre er ein Frevel oder ein gefährliches Wagestück, welches ihnen das Erworbene ohne Ersatz entreißen könnte. Je mehr man sich von diesem ersten Beginnen der Gesellschaft entfernt, desto mehr nimmt die Macht der Gewohnheit ab. Die Liebe zu derselben erkaltet, je mehr die Völker aus Erfahrung das Ungenügende, Unzulängliche, Unvollkommene ihrer Kunst und ihrer Wissenschaft kennen lernen, je mehr sie den Reichthum der Natur und die Schätze, welche diese ihren Entdeckungen und Erfindungen darbietet, wahrnehmen oder ahnden, und je mehr sie Vertrauen zu sich selbst und zu ihren Kräften fassen. Dann tritt allmählig eine neue Periode ein, in welcher das Thun und Treiben des Menschen keine

Grenze mehr kennt, wo er sich nach allen Richtungen bewegt, wo der Wechsel in allen Dingen ihm zum Bedürfniß, zum Spiel, zum Vergnügen wird, wo das Erworbene ihm nur als Mittel dient, um andere Erwerbungen zu machen, wo jeder Fortschritt ihm nur werth ist in so fern er zu neuen Fortschritten führt; so in steter Verbindung mit der Natur, die er auf alle mögliche Art angeht, befragt, benutzt, besiegt und seinen Zwecken dienstbar macht, ändert, verbessert und vervollkommnet er Alles. Der alte Stoff der Künste, die früheren Werkzeuge und Handgriffe derselben werden nun verlassen, um besseren Platz zu machen; die Formen werden umgeschmolzen, ganz neue Gegenstände erscheinen, neue Producte werden erdacht, gewonnen, erzwungen, sie gehen aus den Bedürfnissen selbst hervor oder erzeugen solche. Mit den Bedürfnissen vermehren sich die Kräfte, steigt die Anstrengung; die Wirkungskreise der Thätigkeit vervielfältigen sich in das Unendliche, sie greifen alle in einander ein, und es entsteht in denselben eine ununterbrochene Bewegung, eine beständige Ebbe und Fluth; die Wellen ziehen sich von einem Punkt zurück, um nach einem andern hinzuströmen. Der nüchterne Beobachter dieses Schauspiels sieht mit Befremden und sogar mit Schrecken, wie die Neuerungssucht Alles in ihren Strudel fortzureißen droht, allein auch dann geht die Macht der Gewohnheit nicht ganz verloren, sie hält noch Vieles fest und hört nur auf, das vorherrschende Prinzip zu seyn.

So lange die Impulsivkraft des Neuerungs-Triebes ihr Uebergewicht über die Schwerkraft der Gewohnheit nur in den mechanischen Künsten und in den Naturwissenschaften äußert, und dieselben durch ihre Forderungen belebt, kann man der Gesellschaft zu diesem Zustand Glück wünschen. Die Furcht, ihr Einkommen durch gewagte Versuche und gefährliche Neuerungen auf's Spiel zu setzen und einzubüßen, wird die Ackerbau und Gewerbe treibenden Classen nicht leicht verführen, sich denselben blindlings hinzugeben, und die Gewohnheit, diese gerechte Furcht verstärkend, wird nicht erlauben, daß sie blindlings das erprobte Geleis verlassen. Allein wenn die Neuerungssucht sich des Gemüthes und des Geistes der gebildeten, höheren, gelehrten, regierenden Stände bemächtigt, und in die moralischen und politischen Wissenschaften verwegene, wilde Einfälle thut, so geht die Gesellschaft großen Gefahren entgegen, und die bürgerliche Ordnung, aus ihren Fugen gerissen, kann in dem Wechsel der Form und in der steten Beweglichkeit aller bestehenden Normen leicht ihr Verderben und ihren Untergang finden.

In einer solchen Periode wird Alles was besteht, als unreife oder faule Frucht der Unwissenheit und der Barbarei der früheren Jahrhunderte, verschrien, verachtet, erschüttert; alles Alte, statt durch das Gepräge der Zeit ehrwürdig zu erscheinen, wird, eben deswegen, weil es lange gedauert hat, als ver-

dächtig angesehen oder als ein eingewurzelter Irrthum ausgerottet und auf den Anger der Vorurtheile geworfen; die Neuerungssucht, auf das höchste gestiegen, verschont nichts, erstreckt sich über Alles, und scheint die moralische und politische Welt von vorne an wieder entstehen und anfangen lassen zu wollen. Die Religion der Väter, die sich auf Ansehen, Ueberlieferung und eine heilige Autorität gründet, wird wie ein abgelebtes Organ und ein verbrauchtes Werkzeug behandelt; das Unendliche wird vor die Schranken unseres beschränkten Verstandes gezogen, das Unsichtbare, Uebersinnliche soll den Sinnen Rechenschaft von sich geben, und da es solches nicht kann, wird es als rein phantastisch betrachtet; das Unbegreifliche soll sich in Begriffe fügen, wo nicht, so wird es nicht angenommen; der Glaube, der einfache, demüthige Glaube, der erste Grundpfeiler alles Wissens, das letzte Resultat alles Forschens, zu welchem man am Ende doch heimkehrt, wenn man auch nicht von ihm ausgeht, wird zu einem kindischen, lächerlichen Aberglauben gestempelt und gebrandmarkt; das Christenthum, wenn es nicht gar von der stolzen und leeren Weisheit des Zeitalters in die Wiege des Menschengeschlechts zurückgewiesen wird, ist in den Augen vieler seiner vermeintlichen Verehrer ein bloßes Thema, auf welches sich allerlei Variationen machen lassen, ein elastischer, biegsamer Stoff, der, vom Geiste der Zeit vervollkommnet und verarbeitet, sich ihm anschmiegen muß und dem man alle möglichen Formen auf-

drücken und jede beliebige Bedeutung geben kann. Eine solche Periode war die der Französischen Revolution.

Mit dem Staate verfährt man dann nicht schonender. Alte Gesetze, Institutionen der Vorzeit erscheinen dann ungenügend, unhaltbar, vom Roste angefressen, oder als rohe Produkte früherer Umstände. Man trachtet im Geheimen oder unumwunden einen Zeitpunkt herbeizuführen, wo man die ererbten Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft in glänzendere freiere Formen kann aufgehen lassen, und die Gesellschaft wie neu geboren dastehen wird. Gern möchte man die Gegenwart von der Vergangenheit losreißen, um die erstere einer vollendeten Zukunft näher zu bringen; jede angeerbte Gewalt, sey sie auch mit einem Volke seit Jahrhunderten verwachsen, scheint eine Anomalie oder eine Usurpation; die beiden Pole der bürgerlichen Ordnung und des Staatslebens, die Heiligkeit der souveränen Gewalt und die des Besitzes, werden mit gleichem Leichtsinn und gleicher Kühnheit angegriffen. Was sich nicht nach den winzigen und ephemeren Theorien des Tages erklären und rechtfertigen läßt oder erschaffen ist, wird als unwürdig und der Höhe der Vernunft widersprechend betrachtet; die alten, wohlerworbenen Rechte erhalten wenig Achtung und müssen den neuentstandenen weichen. Die Rechtmäßigkeit beruht nicht mehr auf einem verjährten oder gesetzmäßigen Besitz, sondern auf den Aussprüchen der sogenannten Vernunft. Der Unterschied der Stände ist der ursprünglichen

Gleichheit der Menschen, so wie jede gebietende Gewalt, die man nicht selbst erschaffen hat, der Freiheit entgegen. Sie müssen anders gestaltet werden, so wie die kleineren organischen Einheiten der Corporationen, aus welchen früher der Organismus des Staatskörpers bestand, einer allgemeinen, alles Besondere verschlingenden Organisation weichen müssen. Eine jede Verfassung, habe sie auch tiefe historische Wurzeln, sey sie noch so sehr aus der Localität hervorgegangen und auf dieselbe berechnet, hat keinen Werth und stehet einer geschriebenen aus dem Stegereif gedichteten, nach theoretischen Grundsätzen und Abtheilungen wie ein System geschmiedeten Verfassung sehr nach. Mit einem Worte, wenn die Neuerungssucht sich eines Zeitalters dermaßen bemächtigt, daß die Macht der Gewohnheit gebrochen wird, und man sich aller Fesseln derselben entzieht, so macht das bewegte Geschlecht Alles beweglich und erhält es in einer steten Unruhe ohne Ziel noch Ende. Betrachtet man es in seiner raschen, wilden Thätigkeit, so sollte man glauben, daß die vorhergegangenen Geschlechter für das lebende nichts gethan hätten, und daß dieses den folgenden nichts zu thun übrig lassen will.

Man kann leicht denken, daß, wenn die Religion und der Staat steten Veränderungen, Umwandlungen und Erschütterungen ausgesetzt sind, nicht allein das ganze gesellschaftliche Leben in seinen mannigfaltigen Verhältnissen neue Formen erhält und steten Verwandlungen unterworfen wird, sondern daß

auch die moralischen und politischen Wissenschaften, die so innig mit der Religion, dem Staate und dem gesellschaftlichen Leben verwebt sind, ihr Schicksal theilen. Auch sie werden dann häufig in Hinsicht ihrer Grundsätze so wie ihrer Resultate neu gestaltet. Man behauptet und glaubt, sie zu vervollkommnen und ihre Fortschritte zu sichern, indem man ihnen verschiedene Grundlagen unterschiebt und eine ganz andere Farbe gibt. Wären die Wahrheiten, auf welchen sie beruhen, nicht tief in die menschliche Natur niedergesenkt und ins innere Bewußtseyn eingegraben, wären sie nicht ewig wie die Gesetze Gottes, auf welche sie sich beziehen, so könnte man bei dem allgemeinen Wechsel der Formen für ihre Dauer und ihr Dasein fürchten. An ihrem eigentlichen Wesen können sie freilich dadurch nicht verlieren, allein sie können leicht dabei einen Theil ihres Ansehens und ihrer Gewalt über die Gemüther einbüßen, und in keinem Falle können sie dabei viel gewinnen. Da sie von ganz anderer Art sind als die Naturwissenschaften, so können sie auch nicht wie diese letzteren ununterbrochene große Fortschritte machen.

Die materielle Welt bietet dem forschenden Verstande eine unendliche Mannigfaltigkeit von Erscheinungen dar, und ist dermaßen an Thatsachen unerschöpflich, daß das Feld der Entdeckungen sich immer mehr ausdehnt; ja, wir haben, wie wir es oben bewiesen haben, kaum den Eingang überschritten und den Saum des Gewandes der Natur

erfaßt. In dem Gebiete der physischen Wissenschaften nehmen die Versuche und die Beobachtungen kein Ende. Eine einzige früher nicht wahrgenommene Thatsache gibt öfters allen schon bekannten eine andere Stellung und Richtung. Es werden täglich Abweichungen von den bis dahin angenommenen Gesetzen der Natur bemerkt oder bestätigt, die, bei näherer, gründlicherer Prüfung, als Beweise eines allgemeinen Gesetzes, unter welches die anderen zu stehen kommen, unsere früheren Systeme und Theorien der Lüge strafen. Ganz anders verhält es sich mit den moralischen und politischen Wissenschaften. Die geistige Welt, mit welcher sie es zu thun haben, ist eine innere, die jeder Mensch in seinem eigenen Busen trägt, die, mit wenigen Abwechselungen im Wesentlichen, bei Allen dieselbe erscheint, die früh wahrgenommen wurde, und sich in den Hauptzügen immer gleich bleibt. Die inneren Anschauungen und die Thatsachen des Bewußtseins sind die Angeln, auf welchen sie ruht und zugleich sich bewegt. Aus denselben soll sie nie herausgehoben werden; es zu versuchen, ist ein Frevel gegen die Würde der menschlichen Natur, so wie gegen die Majestät der Gottheit. So wie die Gesetze des Denkens unwandelbar sind, und seit Anbeginn des Menschengeschlechts, uns bewußt oder unbewußt, die Thätigkeit des Verstandes und die Verrichtungen der Vernunft mit einer Art von Nothwendigkeit bestimmt und geleitet haben, so stehen auch ewig fest die Gesetze des Willens. Sie sind die ho-

hen, unerschütterlichen Säulen, die das heilige Gewölbe des Rechts und der Pflicht tragen, von welchem Gott selbst der Schlußstein ist. Aus dem Recht und aus der Pflicht ergibt sich der Zweck des Staats, das Bindungsmittel aller Mitglieder desselben, die Legitimität der höchsten Gewalt, die Verhältnisse der Regierenden und der Regierten, in so fern als der Staat der ewigen Gerechtigkeit unterworfen seyn, und ihr Reich in der bürgerlichen Gesellschaft begründen, handhaben, sichern und unter sinnlichen Formen darstellen soll. In Hinsicht des gemeinsamen Zwecks der Menschheit sind die politischen und moralischen Wissenschaften stereotypisch, können und sollen einer vermeintlichen fortschreitenden Beweglichkeit und Bewegung entzogen werden; in Hinsicht der Mittel, die in einer gegebenen Zeit und an einem bestimmten Ort zum Zweck führen können und sollen, entscheidet die Klugheit allein; sie ist eine Art von Tact, der, durch Beobachtung und Erfahrung des Gegebenen geschärft, das Rechte selten verfehlt, allein nicht in wissenschaftliche Formen gebracht und eingeengt werden kann. Troß diesen einfachen Wahrheiten hat doch auch die Neuerungssucht die moralischen Wissenschaften in ihren wirbelnden Kreis hineinziehen wollen, Alles erschüttert, und, in dem Wahn Alles besser und schöner aufzubauen, sich an dem Heiligsten vergriffen, dem Irrthum die Farbe der Wahrheit gegeben, den besten Gesetzen den Krieg erklärt, unsägliches Unheil über

die Völker gebracht; aber weit entfernt die Wahrheit zu zerstören und sie aus dem Wege zu räumen, hat sich hier durch solchen Frevel die Wahrheit selbst bewährt, und beweisen, daß man in der moralischen und politischen Welt immer auf dieselben Grundsätze zurückkommen muß.

So wenig geneigt man seyn mag, sein Zeitalter anzuklagen, und so sehr man selbst zu den Bewunderern und Lobpreisern desselben gehören mag, so muß man doch gestehen, daß sich in den meisten europäischen Staaten die Neuerungssucht der Menschen bemächtigt hat; daß alles Alte hier zerstört ist, dort wankt, und die angewöhnten Maximen, Ideen, Sitten, Einrichtungen, wo nicht alle abgeworfen und verschwunden sind, doch von ihrem Ansehen sehr verloren haben, und als eine unerträgliche Last und eine störende Hemmkette erscheinen. Alles ist beweglich geworden, oder wird beweglich gemacht, und in der Absicht oder unter dem Vorwand, Alles zu vervollkommnen, wird Alles in Frage gezogen, bezweifelt, und geht einer allgemeinen Umwandlung entgegen. Die Liebe zur Bewegung an sich, auch ohne Zweck und ohne ein bestimmtes Ziel, hat sich aus den Bewegungen der Zeit ergeben und entwickelt. In ihr, und in ihr allein, setzt und sucht man das wahre Leben. Das Beharren, das Festhalten in Hinsicht der Ideen, so wie der Handlungsweisen, wird immer seltener, sey es auch nur, weil es als Beschränktheit, Unvermögen, Pflanzenleben verachtet wird, und die Eitelkeit nicht erlaubt, ein sol-

ches Urtheil über sich ergehen zu lassen. Die Einen wünschen und wollen die Umschmelzung des Bestehenden aus eigennützigen, leidenschaftlichen Absichten, Andere aus übertriebener Thätigkeit, die Meisten lieben und fordern Veränderungen zum Genuß, als ein angenehmes Schauspiel. Die bürgerliche Ruhe, früher und lange das höchste Gut der Menschheit, hat aufgehört, dafür zu gelten; eine unbestimmte Unruhe hat die Gemüther ergriffen und macht sie unzufrieden, oder treibt sie zu allerlei gewagten und wilden Versuchen. Das geheime Brüten politischer Pläne, das Sehnen und Streben nach repräsentativen Verfassungen, fließt theilweise aus dieser Quelle. Man sieht in letzteren weniger sichere Bürgen der Gesetzmäßigkeit und des Wohlstandes der Gesellschaft, als ein fortwährendes Bewegungsprincip, durch welches die Einen als handelnde Personen, die Anderen als Zuschauer und Zuhörer Stoff und Nahrung zu einem regern Leben finden, von welchem sie stets neue Auflösungen und Zusammensetzungen, Umwandlungen und Verbesserungen zu hoffen haben.

Dieser Charakter des Zeitalters ist eine Thatsache. Ob dabei das Menschengeschlecht in allen moralischen und politischen Verhältnissen Fortschritte macht und vorwärts geht, kann Manchem zweifelhaft erscheinen. Aber daß es jetzt in Europa den Stillstand haßt, daß es beständig gehen will, nach allen Richtungen sich wendet oder getrieben wird, das Gewohnte verlacht, das Alte verachtet, ist unzwei-

felhaft und unstreitig. Man muß diese Thatsache scharf ins Auge fassen, ihren Umfang und ihre Tiefe ausmessen, und sich über die Natur und die Größe dieser Krankheit, dieses Auswuchses eines ursprünglichen Triebes, nicht täuschen, wenn man anders dem Uebel abhelfen, oder wenigstens gegen dasselbe mit Erfolg ankämpfen will. Die Thatsache leugnen, wäre eine reine, gefährliche Verblendung; sie verkennen, würde Unwissenheit und Stumpfheit verrathen; hoffen, sie zu entwurzeln und zu vernichten, indem man den Thätigkeits- oder Neuerungs-Trieb in den Völkern zu ersticken versuchte, würde ein Verbrechen seyn, wenn es nicht eine Unmöglichkeit wäre. Allein in der Kunst, diesen Trieb zugleich zu beschäftigen und zu zügeln, zu benutzen und zu regeln, liegt heutzutage die schwere Aufgabe der Regierungen.

Der überreizte und im Menschen vorherrschend gewordene Neuerungs-Trieb ist eine der Hauptquellen der politischen Revolutionen. Das erste Mittel ihn zu schwächen, zu mäßigen und von einer wilden Thätigkeit zu entfernen, ist unstreitig, ihm eine gesetzmäßige Bahn in Hinsicht der Gewerbe, der Künste, des Handels und der Wissenschaften zu eröffnen. Allein indem die Regierungen auf diesem Wege den Gang der Cultur befördern und beschleunigen, müssen sie zugleich derselben zweckmäßige Formen, die den Bedürfnissen und den Verhältnissen mannigfacher Art, die sich aus ihr entspinnen, anpassen; wo nicht, so entstehet ein Mißverhältniß oder gar ein greller

Widerspruch zwischen dem Leben des Volks und dem Staatsleben. Allmählige, besonnene, graduirte und zweckmäßige Verbesserungen, von Seiten der Herrscher unternommen und planmäßig vollführt, können allein ein solches Mißverhältniß verhindern. Die Staatsvernunft muß der Vernunft der Einzelnen nicht nachstehen. Nicht allein muß sie den gerechten Wünschen des Volks entsprechen, und dessen gegründeten Beschwerden abhelfen, sondern ihnen entgegenkommen; sie muß nicht allein mit der Bildung des Volks Schritt halten, sondern ihm vorangehen, und höher stehen, um das Ganze zu überschauen und zu umfassen. Die vernünftigen Maaßregeln welche sie treffen und durchsetzen wird, können dann auch nicht anders als zeitgemäß ausfallen. Dieses Zeitgemäße wird sie nicht von der Meinung des Tages entnehmen, sondern von ihren eigenen Beobachtungen über alle Ereignisse und Hervorbringungen der Zeit. Auf diese Art können dem Neuerungs-Triebe Maaß und Schranken gesetzt, und dem revolutionären Geist seine gefährlichsten Waffen genommen werden. Hingegen Regierungen, die aus übertriebener Aengstlichkeit oder Unbeholfenheit, in ihrem Wesen bis in die kleinsten Einzelnheiten abergläubisch beharren, die in einer jeden Bewegung eine Veränderung, in einer jeden Veränderung eine beginnende Umwälzung sehen, weit entfernt, derselben zu entgehen, und den allgemeinen Gang der Entwickelung zu lähmen und zu verhindern, laufen Gefahr, dem Neuerungs-

Triebe mehr Gewalt und Schnellkraft zu verleihen, und früh oder spät von seiner wilden Kraft fortgerissen zu werden.

In der falschen Richtung der Erziehung und des Unterrichts liegt die eigentliche Wurzel der Gebrechen der Zeit. Das wahre Verhältniß beider zu einander zu treffen, muß am meisten die Aufmerksamkeit der Regierungen auf sich ziehen, wenn sie die Nothwendigkeit fühlen, das Gleichgewicht zwischen der Macht der Gewohnheit und den Forderungen der Perfectibilität festzuhalten oder herzustellen, und die Wechselwirkung dieser beiden Kräfte zu sichern.

Obgleich in der That der Unterricht sich zur Erziehung verhält wie der Theil zum Ganzen, und die letztere immer der Hauptzweck bleiben muß, so wird doch häufig diese jenem untergeordnet, oder die eine wird mit der andern verwechselt. Der Unterricht bildet und schärft den Geist, und gibt durch zweckmäßigen Stoff und angemessene Uebung, der Phantasie und dem Verstande Gehalt und Form. Die Erziehung hat es mit dem Willen und dem Charakter zu thun; sie soll dem Willen Reinheit, Kraft, Festigkeit geben, den Charakter läutern, stählen, und zu allem Sittlichen, Schönen, Edlen hinneigen und bestimmen. Dieses große und schwierige Werk kann die Erziehung nur vollbringen, wenn sie ihm zur Grundlage gute Gewohnheiten gibt, und den Gehorsam zur ersten Gewohnheit und zur ersten Bedin-

gung aller anderen Gewohnheiten macht. Die Gewohnheit, Gutes zu thun nach einer festgesetzten Ordnung bahnt der, erst später eintretenden Vernunft, den Weg; der Gehorsam, so schwer er auch seyn mag, wird durch die Macht des Beispiels leicht und sicher herbeigeführt, denn das Beispiel der Tugend wirkt um so kräftiger auf das Gemüth, als es sinnliche Eindrücke hervorbringt und als das personifizirte Gesetz erscheint. Der Gehorsam entwickelt durch Kampf und Ueberwindung die Energie des Charakters. Auf diesem Wege allein gelangt die Erziehung zu ihrem hohen Ziel, und verfehlt es gewiß, wenn sie durch Unterricht allein es erreichen will. Der Unterricht bildet immer nur die Kräfte, die als Werkzeuge und Mittel dem Menschen zu seinen Zwecken dienen; die Erziehung trachtet, die Zwecke selbst festzusetzen, nach ewigen Gesetzen zu bestimmen, das Gemüth und das Herz für dieselben zu gewinnen. Die Geistesvermögen, die der Unterricht ertheilt oder entwickelt, verbürgen noch nicht durch sich selbst ihren weisen wohlthätigen Gebrauch; diesen verbürgt allein der Charakter; seine Grundsätze, Gesinnungen, Gefühle, geben hier allein den Ausschlag, und der Charakter erhält von der Erziehung sein Gepräge und seine Richtung. Die Erziehung, oder die Ausbildung des Willens, und Alles was mit diesem zusammenhängt, ist also das Wichtigste im Menschen; wird sie, wie es heutzutage oft geschiehet, mit dem Unterricht verwechselt, ihm untergeordnet

oder gar seinethalben vernachlässigt, so gehet der eigentliche Zweck der Menschheit verloren, und die Gesellschaft findet nicht mehr in dem Charakter ihrer Mitglieder die nöthige Gewährleistung ihres Daseins und ihrer Wohlfahrt.

Die Grundlage der Erziehung und die erste Bedingung ihrer Zweckmäßigkeit sind, wie wir schon gesehen haben, strenge, vernünftige, sittliche Gewohnheiten, welche die Fertigkeiten zu allen Tugenden erzeugen, bevor die Tugenden selbst als Frucht der zur Reife gelangten Intelligenz und Freiheit erscheinen. Solche Gewohnheiten, die in dem Einzelnen Wurzel fassen und der Mehrheit eines Volks eine eigene Richtung ertheilen, geben ihm zugleich einen festen Stützpunct, und verhindern, daß es später von dem Winde der Neuerungssucht hin und her getrieben wird. Gute Gewohnheiten dieser Art, welche die Macht der Gewohnheit im Menschen begründen, können nur in den Familien entstehen und gedeihen, wenn dieselben ein häusliches Leben führen, und von Seiten ihrer Häupter mit Ernst und Milde nach unabänderlichen Maximen, einer gleichmäßigen Ordnung und einer strengen Zucht unterworfen sind. Ein solches Verfahren verstärkt die väterliche Gewalt, aber setzt sie zugleich voraus, und kann ohne dieselbe nicht Statt finden. Mit der Verfeinerung der Sitten, mit der Vermehrung der gesellschaftlichen Vergnügungen und der Menge der sinnlichen Genußmittel hat das häusliche Leben von seinem magischen Reize viel ver-

loren; der Sinn und die Liebe für dasselbe werden immer seltener. Die väterliche Gewalt mußte natürlich bei diesem Wechsel der Dinge sehr geschwächt werden. Sie kann ihren heilsamen Einfluß nur ausüben, wenn im stillen, engen und innigen Familienkreise die Eltern und die Kinder nie einander entfremdet werden, sondern sich beständig berühren und immer inniger verbinden. Aus der Verkehrtheit oder Zerrüttung der häuslichen Verhältnisse ist auch der Wahn entstanden, daß der Unterricht die Hauptsache sey. Dieser Wahn beschwichtigte das Gewissen der Eltern, und schien ihrer Gleichgültigkeit das Wort zu reden. Sie glaubten, ihre Pflichten erfüllt zu haben, wenn sie für den Unterricht ihrer Kinder sorgten; der Unterricht kann füglich Anderen überlassen seyn, erkauft und verkauft werden. So gerieth die väterliche Gewalt, diese erste Bedingung des Ansehens einer jeden andern Gewalt, immer mehr in Verfall. Die Macht der Gewohnheit verschwand mit dem Gehorsam, und der Gehorsam mit dem engern Zusammenleben der Eltern und der Kinder. In den wenigen Augenblicken, welche die Mitglieder der Familie mit einander verlebten, suchten die Eltern nur, sich den Kindern gefällig zu zeigen, und sich selbst bewußt, daß sie ihre Pflichten nicht strenge erfüllten, legten sie wenig Gewicht auf ihre Rechte, und verstanden nicht sie geltend zu machen. Schwache Nachgiebigkeit wurde immer allgemeiner; höchstens versuchten die Väter aus ver-

nunftmäßigen Gründen unvernünftige Kinder zu überzeugen, da wo sie zu gebieten hatten; sie zu überreden, wo Zwang gerecht und zweckmäßig gewesen wäre, und sie zu bitten, statt sie mit sich fortzureißen. Auf der andern Seite wurden die Kinder um so eigenwilliger, trotziger, herrschsüchtiger, je mehr man ihnen in den Schulen und zu Hause wiederholte, daß Kenntnisse und Einsicht allein in allen Dingen und menschlichen Verhältnissen den Ausschlag gäben, und da sie leicht mehr und besser unterrichtet als die Eltern waren, so glaubten sie sich ihnen überlegen, und verlachten ihre vermeintlichen Vorurtheile; die Eltern huldigten dieser Anmaßung, bewunderten und gehorchten mit Demuth, da wo sie hätten zurechtweisen sollen. Diese Gebrechen haben eine wirkliche Umwälzung in den Familien und in den häuslichen Verhältnissen verursacht. Diese Umwälzung hat nothwendig auf das Staatsleben und die Staatsverhältnisse zurückgewirkt. Das Neuerungs-Princip hat um so leichteres Spiel gehabt, als das erhaltende Princip der Gewohnheit, durch die Erziehung weder gepflegt noch entwickelt, den jungen Gemüthern fremd geworden war. Wie konnte man bei so bewandten Umständen Gehorsam gegen die Gesetze, Ehrfurcht gegen die rechtmäßige Gewalt, und eine gewisse Pietät für die bestehenden Staats-Einrichtungen von Denen erwarten, die, im väterlichen Hause nicht zum Gehorsam gewöhnt, zur Ehrfurcht erzogen und zu einer festen Ordnung ange-

halten, statt die Ueberzeugung zu gewinnen, daß es keine wahre Freiheit ohne Gesetz und kein Gesetz ohne Gehorsam gibt, Willkür mit Freiheit und Ungebundenheit mit vernünftiger Abhängigkeit verwechselten.

Nicht allein hat das Erhaltungs-Princip, welches in der Macht der Gewohnheit seine Wurzel hat, durch die Verkehrtheit der Begriffe, die in der Erziehung obwalten, und durch das Uebergewicht das man über sie dem Unterricht eingeräumt hat, verloren, sondern dieser letztere selbst hat häufig durch seinen totalen Mangel an Positivität eine falsche Richtung genommen. Dieser Mangel, aus der Ueberschätzung des Neuerungs-Triebes entstanden, hat denselben hinwieder noch mehr entwickelt und verstärkt. Die Theorien haben sich in dem Kreise des Unterrichts, und zumal in den moralischen und politischen Wissenschaften, einander gejagt, vertrieben und den Platz abgewonnen. Die Systeme sind einander schnell gefolgt; kühn, stark, meistentheils siegreich in dem Kriege, welchen sie gegen ihre Vorgänger geführt haben, glücklich im Zerstören, sind sie es viel weniger in ihren Anstrengungen gewesen, einen festen, vollendeten Bau aufzustellen. Ein jedes wurde bei seinem Erscheinen mit Begeisterung als das allein seligmachende empfangen; ein jedes verfiel bald, wo nicht in Verachtung, doch in Vergessenheit. Durch diesen Wechseltanz der Ideen und der Lehren auf den hohen Schulen und in der lesenden Welt mußte na-

türlich die Ungewißheit und der Unglaube entstehen. Man verzweifelte an fester Begründung der ersten Principien der Wissenschaft, an ihrer gleichförmigen Anwendung auf das practische Leben, als man sah, daß jeder Lehrer oder Schriftsteller die Sachen anders darstellte, daß der Eine leugnete, was der Andere behauptete, und daß dieser bejahete was jener verneint hatte. Man trieb sein Spiel mit dieser Phantasmagorie, sprang von einer Lehre zu der entgegengesetzten über, verlangte oder förderte zur Welt nur immer etwas Neues, um durch glänzende Erscheinungen die Anderen und sich selbst für den Augenblick zu verblenden und zu täuschen. So verschwand allmählig in den moralischen Wissenschaften alles Positive, Gleichmäßige, Feste.

Doch braucht der einzelne Mensch, wie die Gesammtheit und der Staat, Positives, wenn sie zur Selbständigkeit, Einheit und Harmonie in ihrem innern Wesen gelangen sollen. Der Einzelne bedarf Positives, um Ruhe des Gemüths mit zweckmäßiger Thätigkeit der Kräfte zu verbinden, einen Lebensplan zu entwerfen, ihn zu befolgen, und seiner hohen Bestimmung gemäß dem Hebel des Willens, von welchem sein Thun und Treiben abhängt, einen festen Punct zu geben. Das Dasein des Staats ist etwas Positives, beruht auf Positivität, und hat einen bestimmten, positiven Zweck. Das Positive, welches ihm zur Grundlage dient, sind die wohlerworbenen Rechte, vom Throne bis zur Hütte,

vom König bis zum Tagelöhner: die Rechte, wie sie aus der Nacht der Zeit und den Verhältnissen aller Art hervorgegangen sind, wie sie die Väter den Kindern überliefert, das Herkommen oder die Gesetze dieselben bestimmt und geheiligt haben; die Religion, so wie Gott sie gegeben und gemacht, im Gewissen so wie in der Schrift niedergelegt hat, und wie sie in allen Haupt-Wahrheiten Jahrhunderte dieselbe geblieben ist; die gesellschaftlichen Institutionen, so wie sie sich in der Wesenheit gebildet, gestaltet, fortgepflanzt haben und bei ihrer Permanenz immer vervollkommnungsfähig gewesen und geblieben sind. Nicht durch Zweifel, oder eine, alles Bestehende auflösende Neuerungssucht, nur durch den Glauben an etwas Unwandelbares, nur durch feste Grundsätze, durch Maximen, denen man wahre Objectivität zuschreibt; durch Gesinnungen, die von einem Geschlecht auf das andere übergehen, und mit der Masse des Volks sich verweben; durch geheiligte Lehren, die sich zu wahren Dogmen erhoben haben, — erschafft oder erhält man Staaten. Ein jeder Staat hat eigenthümliche Formen und einen eigenen Geist; er hat seine Religion, seine Verfassung, seine Gesetze, und wenn er nicht Alles auf das Spiel setzen will, so muß er dafür sorgen, daß die Erziehung und zumal der Unterricht seinem Wesen, seinem Geiste, so wie seinen Formen entsprechen, und auf eine, seiner Natur angemessene, analoge, gleichartige Weise ertheilt werden. Demokratische Grundsätze und die einseitige Ausbil-

dung eines unbeschränkten Gleichheitssinnes passen nicht zu einer Aristokratie; republikanische Ideen und Gesinnungen, unter der Jugend in einer Monarchie verbreitet, würden derselben eben so gefährlich als widersprechend seyn; ein christliches Volk muß eine andere Erziehung und einen andern Unterricht erhalten, als ein heidnisches Volk in der alten Welt, oder in der neuern Zeit ein mohamedanisches, seinen Bedürfnissen gemäß aufgestellt hatte oder aufstellt. Was bei dem einen zweckmäßig war, würde beim andern zweckwidrig seyn; was dem einen Leben gab, würde das andere verderben.

Ein jeder Staat muß also wissen, was ihm frommt, was er braucht, was er will, und nach diesen Normen den öffentlichen Unterricht bestimmen und ordnen, wenn er seine Persönlichkeit behaupten und bewahren will. Eine Regierung, die nichts von allem dem weiß, oder handelt als wenn sie es nicht wüßte, wird bald die Strafe ihres Leichtsinns und ihrer Gleichgültigkeit tragen: denn der Strom der Ideen und Gesinnungen, statt das Schiff des Staats zu seinem Ziel zu führen, wird, sich selbst überlassen, eine ihm feindselige Richtung nehmen, und es hin- und herbewegend am Ende verschlingen. Die Regierungen, welche den Unterricht nach den Launen und den Privat-Ansichten der Lehrenden gehen lassen, wie er kann und will, scheinen sich einer jeden Positivität der Grundsätze zu schämen oder keine solche anzuerkennen, und sich dem Skepticismus zu ergeben; sie tragen dessen

Farben, führen seine Sprache und scheinen dem Lehrstande zu sagen: „da es keine Wahrheit gibt, oder weil wir nicht wissen, welche Grundsätze das Leben und die Sicherheit des Staats befördern, so lehrt Alles was Euch gut dünkt, oder Euch gefällt."

Viele behaupten, daß dieser Gang der richtige sey; daß die Regierung den öffentlichen Unterricht anordnen, organisiren, bezahlen, und ihm im übrigen freien Lauf lassen solle; daß der Lehrstand, um seine Bestimmung zu erfüllen, berechtigt sey, dem Staate zu sagen, was der Handelsstand in Frankreich dem Minister Colbert sagte: „beschütze uns, das übrige wollen wir wohl selbst thun und besorgen." Will die Regierung ein Mehreres unmittelbar bewirken und dem gemäß den Unterricht leiten, so legt sie, meinen Viele, dem menschlichen Verstande ihr eigenes Maß an, schreibt ihm Gesetze vor, hält ihn gebunden und gefesselt; die Wissenschaften stehen dann still, sitzen fest, und statt einer fortschreitenden Bewegung läuft man Gefahr, eine rückgängige eintreten zu sehen.

Es ist eine sehr gewöhnliche aber nicht minder unrechte Art, irgend einen Satz zu widerlegen, und eine Lehre zu bekämpfen, wenn man dieselben übertreibt, auf die Spitze stellt, und ihnen die Farbe und die Gestalt eines gefährlichen Irrthums gibt indem man sie aus der Mitte aller anderen Sätze, welche sie begrenzen, beschränken, modifiziren, herausreißt. So verfährt man auch in dem besondern

Fall von welchem hier die Rede ist. Einmal, ist hier gar nichts für alle physischen Wissenschaften zu befürchten, da vermöge ihrer Natur und ihrer Gegenstände sie beständig ihre Form, so wie ihren Stoff, verändern müssen, und es ohne Gefahr für den Einzelnen und für den Staat immerfort thun. Aber auch in Hinsicht der moralischen und politischen Wissenschaften werden die Besorgnisse, die von der Einwirkung der Regierung auf den Unterricht in denselben entnommen sind, verschwinden, wenn man nur zwischen Grundsätzen und Ideen unterscheidet. Die ersten müssen fest stehen und unveränderlich seyn, oder es gibt keine Gewißheit und Wahrheit. Sie sind die Pole, um welche sich Alles in der moralischen und politischen Welt dreht, sind aber selbst unbeweglich. Diese muß die Regierung festhalten, und darauf wachen, daß sie nicht durch allerlei Kunstgriffe verdunkelt oder in den jugendlichen Gemüthern untergraben und erschüttert werden. Hingegen sind die Ideen von Natur beweglich, und nichts muß ihrer Bewegung entgegenstehen. Sie können im Laufe der Zeit die mannigfaltigsten Formen annehmen; diese Formen sind immer nur willkürliche Verbindungen, künstliche Mittel, vermöge deren man die Erscheinungen zu erklären versucht. Alle Systeme sind nur Ansichten, eben so beweglich und wandelbar wie die Ideen, aus welchen sie zusammengesetzt sind. Man muß ihnen freien Lauf lassen. So lange sie sich nicht an die Principien wagen und vergreifen, muß

man ihnen erlauben, sich ungehindert in die Nebelregionen zu versteigen, und dort wie Meteore zum Vergnügen der Intelligenz zu erscheinen, zu glänzen und zu verschwinden.

Ein Jeder ist befugt, ein System zu bauen, wenn er es vermag, und Keinem, der diese Kunstspiele liebt und sich mit denselben beschäftigt, muß man sein Vergnügen verkürzen. Diese Beschäftigung ist eine Art von Geistes-Gymnastik. Je mehr die Systeme schwer zu verstehen und zu begreifen sind, um so mehr können sie den Verstand schärfen und stählen. Sie leisten ihm dann dieselben Dienste, wie harte Körper, es seyen Elfenbein oder Korallen, den Kindern, denen man sie gibt, um ihnen das Zahnen zu erleichtern. Ganz anders verhält es sich mit den Grundsätzen oder den Principien. Die Aufrechthaltung derselben erfordert die ganze Wachsamkeit der Regierungen. Sie müssen dem Unterricht vorleuchten, ihm seine Richtung so wie seine Haltung geben, und man muß den Neuerungs-Trieb derselben von ihnen abwehren. Diese Principien, Stützpunkte unseres Denkens und Handelns, sind allerdings ewig wie die Gottheit, und immer dieselben für die menschliche Natur. Sie können zwar wie die ewigen Sterne verdunkelt werden oder unbeachtet seyn, aber sie treten immer wieder aus den Wolken mit ungeschwächtem Lichte hervor und können an innerer Wahrheit weder gewinnen noch verlieren. In so fern scheinen diese Principien die Unterstützung irgend eines menschlichen Arms nicht zu bedürfen. Allein es

gibt Zeiten, wo sie einen großen Theil ihres Einflusses auf die Gemüther der Menschen einbüßen, und in geringerem Maaße ihr Leben und ihre Wirksamkeit äußern. Einen solchen Zustand der Dinge müssen die Regierungen aus eigenem wohlverstandenen Interesse zu, entfernen, zu verhindern, oder zu verbessern trachten.

In unserm Zeitalter ist es auffallend, wie die Ideen über die besten Mittel, die Erziehung des Menschen, die Verwaltung des Staats und die Cultur des Volks zu sichern, immer beweglicher geworden sind, und die Principien über den Zweck des Staats, die Bestimmung des Menschen und das Ziel der Cultur in demselben Verhältniß von ihrer einwirkenden Kraft verloren haben. Man bemerkt und beherzigt nicht genug, welchen Weg diese beweglichen und bewegten Ideen zurückgelegt, und welche Fortschritte sie in extensiver und intensiver Hinsicht gemacht haben. Die Haupt-Tendenz des Jahrhunderts geht dahin, die beweglichen Ideen, für welche man eingenommen ist, zu verwirklichen, ihren Sieg über die Principien vorzubereiten und ihren Triumph zu sichern. Diese zur Leidenschaft gewordene Tendenz der Verbildeten überwiegt alle anderen Leidenschaften; die Geldsucht und die Ehrsucht müssen ihr weichen; die Eitelkeit, aus welcher sie theilweise hervorgeht, redet ihr das Wort. Allgemeine und unbestimmte Ideen sind die Hebel mit welchen die oberen Classen die Masse des Volks,

die sich nach Bewegung sehnt, in Bewegung setzen, und es gelingt ihnen um so leichter, je mehr diese Ideen den überhand nehmenden Bedürfnissen zusagen, ihnen Befriedigung vorspiegeln, und Abhülfe versprechen.

Das Uebergewicht des Neuerungs-Triebes über die Gewohnheit, das Bedürfniß der Bewegung, diese Quelle der meisten Umwälzungen, sind zwar nicht in der Masse so thätig und so vorherrschend, wie in den gebildeten Ständen, allein auch da lassen sich ihre Gegenwart und ihr Einfluß nicht leugnen, und sie beurkunden sich bei allen Gelegenheiten auf eine unzweideutige Art. Diese Stimmung rührt freilich theilweise von dem gewaltigen Sturm der Zeit her, der mehr oder minder alle Völker von Europa bewegt, erschüttert, nach allen Richtungen hingeworfen hat, und der, indem er sie aus ihrer angewöhnten Bahn und ihren hergebrachten Formen losriß, sie mit Veränderungen aller Art befreundet hat. Allein dieser Hang zur Bewegung ist noch weit mehr die Folge des raschen und stets fortschreitenden Ganges der Cultur selbst, die das Feld der Gedanken, der Thatsachen, der Handlungen unglaublich erweitert, und dadurch den Geist und das Gemüth wunderbar entwickelt hat. Alle Diejenigen, die an dieser schnellen Entwickelung der Kräfte Theil genommen haben, sind der Ruhe und der Unbeweglichkeit fremd, und ziehen die Ermüdung, ja die Gefahren der Bewegung, einer einförmigen, stillen Vegetation vor. So wie heutzutage das

Reisen so leicht, so gemächlich, so sicher geworden ist, daß Keiner mehr den Ort zu verändern und zu reisen fürchtet, eben so wenig ist man abgeneigt, die angestammten Ideen, Gesinnungen, Sitten zu verlassen, um sich in ein anderes Gebiet zu versetzen, sich darin umzusehen und nach mannigfaltigen Richtungen zu bewegen.

Dieser Zustand der Welt ist unstreitig in vielen Rücksichten ein Uebelstand, und die Zeit geht mit manchen Gefahren schwanger einher. Um so mehr müssen die Regierungen die Zeit begreifen, sie ins Auge fassen, und nicht mit geschlossenen Augen derselben blindlings entgegengehen; um so mehr muß man im Staate die Schwerkraft verstärken, ohne sie in Trägheit ausarten zu lassen, und die Wurfkraft, die ohnehin vorherrschend ist, nicht vermehren, sondern sie zu beschränken suchen, ohne dieselbe im eigentlichen Sinne zu hemmen. Glücklicherweise hat ein entschiedenes Uebergewicht der letztern über die erstere in den Massen noch nicht Statt gefunden. Je mehr man die Leiter der gesellschaftlichen Rangordnung herabsteigt, und sich den arbeitenden Classen, denen die Ackerbau und Handwerke treiben, nähert, desto mehr findet man den Hang zur Gewohnheit und das Bedürfniß der Ruhe wieder. Beide Eigenschaften scheinen von regelmäßigen, einförmigen, mühsamen Beschäftigungen unzertrennlich zu seyn; sie sind die sichersten Stützen der bürgerlichen Ordnung, und die treuen Bundesgenossen der rechtmäßigen Regierungen. Man

hüte sich nur, das Grundeigenthum selbst durch eine bewegliche Gesetzgebung zu sehr zu mobilisiren und aus einer Hand zu leicht in andere Hände zu bringen; bei der Bildung politischer Institutionen und der Ertheilung politischer Rechte lege man einen besonderen Werth auf die Bedingung eines festen, mit dem Boden verwachsenen Besitzes; man störe nicht geflissentlich durch eine wilde Gewerbefreiheit die alten Verhältnisse der Gewerbetreibenden; so wird der Neuerungs-Trieb in dem Staate wieder ein festes, ihn bindendes Gegengewicht in der Macht der Gewohnheit finden.

Ueber den Begriff und die Beurtheilung

der politischen Revolutionen.

Satz. Die politischen Revolutionen sind zu gewissen Zeiten unvermeidlich und nothwendig wie die großen Natur-Begebenheiten.

Gegensatz. Die Revolutionen sind nie nothwendig sondern immer zufällig, nie die Wirkung allgemeiner Ursachen, sondern das Verbrechen einzelner Menschen.

Die Gesetzgebung der Natur und die Gesetzgebung der Freiheit sind wesentlich von einander unterschieden; nichts ist unrichtiger und verderblicher zugleich als ihre Verwechselung oder Vermischung. Schreibt man der einen zu, was zum Gebiet der andern gehört, so verkennt man beide: man entwürdigt den Menschen, oder man wähnt, daß sein schwacher Arm in dem allgewaltigen Umschwung der Naturkräfte immer eine Art wahrer Herrschaft ausüben könne.

Das Reich der Natur ist physischen, unabänderlichen Gesetzen unterworfen, welchen die einzelnen Wesen nicht nur gezwungen, sondern selbst unbewußt folgen müssen; in ihm gibt es also weder Schuld noch Verdienst: Alles ist recht, weil Alles nothwendig ist, und nicht anders geschehen kann als es geschieht. Der Mensch kann zwar durch die Macht seines Verstandes einen Theil der Kräfte der Natur anwenden, um andere Kräfte derselben zu leiten, zu steigern oder zu schwächen und seinen Zwecken dienstbar zu machen; allein dieses Eingreifen des Menschen in die Natur findet bald seine Grenzen, und auch da, wo es Statt findet, tritt eigentlich die Natur gegen die Natur auf, und es gibt einen Kampf derselben mit sich selbst.

Wenn man sich das Weltall denken könnte ohne

eine absolute, unendliche Intelligenz, von welcher Alles ausgeht, und von welcher Alles abhängt, so würde es für uns im Reiche der Natur zwar glückliche Begebenheiten aber keine Wohlthaten, Freude aber keine Dankbarkeit geben können.

Im Gegentheil, im Reiche der Freiheit herrschen Gesetze, die nur intelligente und mit einem thätigen Willen begabte Wesen betreffen. Diese Wesen sind sich immer dieser Gesetze bewußt; indem ihre Vernunft diese Gesetze auffaßt, ausspricht und anerkennt, schreibt sie sich gewissermaßen dieselben selbst vor. Ihre Pflicht besteht in der freiwilligen Befolgung dieser unbedingten Gesetze; ihr Recht in der Freiheit, das thun zu dürfen, was diese Gesetze nicht verbieten, oder was nöthig ist, um ihre Gebote zu erfüllen und zu vollziehen. Sobald es Pflichten und Rechte gibt, so steht die Ueberzeugung fest, daß es von jedem Einzelnen abhängt, seinen Pflichten im ganzen Umfang des Worts nachzuleben, und seine Rechte innerhalb der gesetzmäßigen Grenzen auszuüben oder ruhen zu lassen. Im Reiche der Freiheit gehört also eine jede Handlung dem Handelnden, weil er das Vermögen hat, sie zu thun oder zu lassen. Das Gute wie das Böse, das Gesetzmäßige wie das Ungesetzmäßige, rechnet er sich selbst zu oder es wird ihm zugerechnet, und es erscheint als Schuld oder als Verdienst, weil es aus der Freiwilligkeit hervorgeht. Nichts wird ihm gegen seinen Entschluß unwiderstehlich aufgezwungen, und seine Entschlüsse selbst sollen sich aus seinem In=



nern ergeben und werden nie von einer äußern blinden Gewalt ihm auf- oder abgedrungen.

Die Ursachen bringen im Reiche der Freiheit ganz andere Wirkungen hervor und sind ganz anderer Art, als im Reiche der Natur. Im erstern erfahren sie eine Verwandlung; vom Verstande erkannt, erscheinen sie als Motive oder Beweggründe zum Handeln, denen man sich entziehen oder unterziehen kann, oder sie erscheinen als Mittel zu einem beliebigen Zweck, die man brauchen oder ungebraucht lassen kann; die Wirkungen, die eine gewisse Handlungsweise herbeiführt, werden vorhergesehen und vorhergewollt; sie verwandeln sich in Absichten und bilden in unserer Intelligenz Zwecke, die wir entweder uns vorsetzen oder verwerfen.

Aus dieser Gegeneinanderstellung des Reichs der Natur und des Reichs der Freiheit wird es einem jeden unbefangenen Auge klar, daß es eben so widersprechend ist, im Reiche der Freiheit Handlungen, die mit Einsicht und Willen des Handelnden geschehen oder geschehen sollen, wie Naturbegebenheiten darzustellen, als diese letzteren zu Handlungen freier Wesen stempeln zu wollen.

Eine politische Revolution ist nicht eine reine Begebenheit, sondern eine Handlung, oder vielmehr eine Verkettung von Handlungen, die gewisse Resultate mit sich bringen; nicht allein, daß sie die Menschen betrifft, sie geht auch immer aus den Menschen hervor. Sie wird zwar durch gewisse Begebenheiten

veranlaßt, aber diese Begebenheiten sind selbst früher Handlungen gewesen, und man kann in einem jeden gegebenen Zeitpunkte sie benutzen oder sie unbenutzt vorübergehen lassen. Eine jede politische Revolution bringt wiederum gewisse Wirkungen hervor, und diese Wirkungen werden zu Begebenheiten; allein diese Begebenheiten sind wieder nichts anders als Handlungen, die nicht mehr zurückgenommen werden können, und die, einmal gethan, unwiderruflich geschehen sind und unbeweglich dastehen.

Revolutionen sind also nie unvermeidlich und nothwendig, oder man müßte dasselbe von allen menschlichen Handlungen, sie mögen nun pflichtmäßig seyn oder Verbrechen zum Vorschein bringen, sagen, und Diejenigen, die den Revolutionen auf diese Art das Wort reden, brechen der Freiheit den Stab, und lassen sie in die Natur-Nothwendigkeit aufgehen.

Die Mißgriffe und die Irrthümer, in welche man bei Beurtheilung der politischen Revolutionen verfällt, rühren theilweise daher, daß man mit dem Wort „Revolution" falsche Begriffe verbindet, und abwechselnd den Begriff derselben bald über die Maßen erweitert, bald zu sehr beengt und beschränkt.

Eine politische Revolution ist eine totale, plötzliche, von einer unrechtmäßigen Gewalt unternommene und durchgesetzte Umwälzung der Regierung, der Verfassung, der Souveränität in einem Staate. Der Haupt-Charakter derselben liegt immer in der Unrechtmäßigkeit der Gewalt, von welcher sie aus-



geht; die anderen Charaktere ergeben sich aus dem ersten. Wenn das Volk oder ein Theil des Volks, oder Diejenigen, die seinen Namen usurpiren, die Souveränität, sie mag nun in einem Einzigen oder in Mehreren beruht haben, verrücken, und die Beherrschung und Leitung des Staats Denen, die Beides vermöge eines rechtmäßigen, verjährten Besitzes in Händen hatten, entziehen und an sich reißen, geschieht dieses fast immer nur durch den Mißbrauch der physischen Gewalt. Dann erfolgen natürlich der Umsturz aller bestehenden Verhältnisse und die Zerschneidung aller Bande, welche die Einzelnen zusammengehalten. Es wird nichts verschont; auch das, was sich als harmlos oder nützlich gezeigt hatte, wird wegen seines Zusammenhanges mit der alten Ordnung der Dinge, deren Rückkehr man befürchtet und verhindern will, aufgehoben und zerstört. Alle Theile des Staats-Organismus, alle Elemente des gesellschaftlichen Lebens werden aus einander gerissen, in der Hoffnung oder in dem Wahn, durch eine neue künstliche Zusammensetzung beides wieder in verjüngter Gestalt unter schönen und zweckmäßigeren Formen hervorgehen zu lassen. Von langsamen Vorbereitungen zum Guten, von allmähligen, fortschreitenden Verbesserungen, von wohlberechneten graduirten Uebergängen aus einem Zustand in den andern, wollen und können die Staatsumwälzer nichts wissen. Sie *wollen* es nicht, weil einseitige Ideen oder persönliche Leidenschaften sie leiten und verleiten; sie *können* es nicht,



weil zu solchen Werken ihnen die Zeit gebricht, und weil, um sich auf ihre Höhe zu erhalten, sie das Volk durch vermeintliche plötzliche Schöpfungen berauschen und bethören müssen.

Auf solche Umwälzungen allein sollte der Ausdruck „politische Revolution" angewendet werden; aber man bezeichnet auch oft damit verbrecherische Verschwörungen, die nur die Person der Regenten bedroht oder getroffen haben, die aber die Organisation und den Sitz der souveränen Gewalt eben so wenig als die Erbfolge-Gesetze gefährdeten. Auch haben partielle Empörungen, die der Rausch des Augenblicks herbeiführte und die der folgende Augenblick wieder dämpfte, so verdammungswerth sie auch gewesen und so gefährlich sie sich in ihrem Beginnen zeigten, nichts mit politischen Revolutionen gemein.

Auch kann man nur unrichtig zu denselben die bürgerlichen Unruhen rechnen, die nicht von dem Wunsche oder dem Vorhaben, eine neue Verfassung durch Gewalt zu erhalten oder einzuführen, sondern durch den gerechten Wunsch erzeugt waren, die alte rechtmäßige Verfassung gegen die Angriffe und die Verletzungen, denen sie ausgesetzt war, zu beschützen und zu vertheidigen. In dergleichen öfters hartnäckigen Kämpfen war nicht die Neuerungssucht, sondern die Anhänglichkeit des Volks an das Alte, Erprobte, Vaterländische die Triebfeder der Bewegungen. Es trat nicht aus seinem ruhigen Geleise, um den Machthabenden ihre Rechte mit Ge-

walt abzutrotzen oder zu entreißen, sondern es waren öfters die Machthabenden selbst, die aus den gesetzmäßigen Schranken getreten waren, um die dem Volke von der Verfassung zugesicherten Rechte zu schmälern oder zu rauben. In solchen Fällen kann man mit Wahrheit sagen, daß die Regierenden eine politische Revolution im Sinn hatten und versuchten, und daß das Volk durch sein Auftreten eine solche Revolution zu verhindern trachtete, und in der That öfters die Verfassung gerettet hat.

Als die Schweizer im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts die österreichischen Vögte verjagten, und die Männer von Schwyz, Uri und Unterwalden auf dem Grütli den ewigen Bund schwuren, wollten sie nur ihre alten von den Voreltern ererbten Gerechtsame festhalten. Sie ließen Oesterreich die ihm gebührenden Rechte ungekränkt; sie kündigten ihm nicht allen Gehorsam auf; sie wollten nur nicht der Willkür gehorchen. Wenn in der Folge der Zeit der Bund weiter um sich griff, sich ausdehnte, und am Ende die verbündeten Cantone eine völlige Unabhängigkeit erkämpften, so geschah dies nicht aus irgend einem vorgefaßten Entschluß, zu diesem Ziel zu gelangen, sondern aus dem hartnäckigen Widerstand, den Oesterreich, und der Adel in Oesterreichs Sinn, ihren gerechten Forderungen entgegensetzten. Die Unabhängigkeit wurde der Preis des verlängerten Kampfes, war aber im Beginnen nicht der Zweck desselben gewesen.

Dasselbe läßt sich mit gleicher Wahrheit von dem Kriege der Niederlande gegen Spanien sagen. Diese Provinzen hatten eine eigene bestimmte Verfassung, die ihnen wichtige politische Rechte einräumte, die Carl der Fünfte und seine Vorgänger in Ehren gehalten hatten, und die Philipp der Zweite, nachdem er dieselben beschworen, auf die empörendste Art verletzte. Er griff zugleich die Gewissensfreiheit und die politische Verfassung der Niederländer an; welche von beiden er als Zweck seines tyrannischen Verfahrens unterdrücken wollte, und welche er als Mittel diesen Zweck zu erreichen angriff, ist schwer zu entscheiden, da er zugleich ein großer Religionseiferer und von Charakter ein Despot war. Es ist möglich, daß die Ausrottung der neuen Lehre, die sehr um sich gegriffen hatte, ihm am meisten am Herzen lag, und daß er die politischen Rechte der Niederländer aus dem Wege zu räumen versuchte, weil sie der Gewissensfreiheit Schutz und Anhalt gaben. Aber es läßt sich eben so gut denken, daß die Fortschritte der Reformation ihm eine erwünschte Gelegenheit darboten, dem ihm verhaßten Verfassungswesen der Niederländer ein Ende zu machen; — genug er bedrohte beide Freiheiten, und trat sie beide mit Füßen.

Die Niederländer glaubten mit Recht, befugt zu seyn, die wechselseitig beschworene Verfassung zu vertheidigen und des Königs Absichten zu verhindern und zu vereiteln. Spanien wollte in ihrem Lande eine politische Revolution durchsetzen. Sie

setzten diesem Vorhaben das Schild ihrer Verfassung entgegen, um das Bestehende zu behaupten. Die Maßregeln, welche Spanien ergriff, um den Widerstand zu brechen, waren den Gesetzen der allgemeinen Gerechtigkeit eben so widersprechend als den bestimmten wohlerworbenen Rechten der Niederländer. Es entspann sich eine achtzigjährige blutige Fehde, aus welcher die Republik der sieben Vereinigten Staaten hervorging. Spanien verlor Alles in diesen Provinzen, weil es Alles an sich ziehen, und die verfassungsmäßige Theilung der Gewalt nicht länger dulden wollte. Die Niederländer gewannen die Unabhängigkeit, nach welcher sie sich im Anfange gar nicht sehnten, weil man ihnen nicht einmal ihre gesetzmäßige beschränkte Freiheit lassen wollte, und es entstand für sie eine neue Ordnung der Dinge, während sie nur die alte ungekränkt und unverletzt hatten erhalten wollen.

Die zwei großen Bewegungen, die in England sich im siebzehnten Jahrhundert ereigneten, haben freilich einen Charakter angenommen, der mit dem Begriff einer politischen Revolution mehr zusammentrifft; doch entsprechen sie ihm nicht ganz, und weichen in mehreren Puncten von demselben ab.

Der englischen Verfassung, so wie die Zeit sie gemacht und sie aus den Verhältnissen und der frühern Geschichte des Landes hervorgegangen ist, lag unstreitig das Princip der Theilung der souveränen Gewalt zwischen dem Könige und dem Parlament

zum Grunde. Allein das Princip schlummerte Jahrhunderte lang wie ein verborgener unentwickelter Keim in den Tiefen des politischen Organismus. Unter dem Hause Plantagenet während der Kämpfe der rothen und weißen Rose, und noch unter der Herrschaft der Tudors, war das Parlament, der ihm inwohnenden Kraft unbewußt, theils geschreckt, theils bestochen und gewonnen, ein schwacher Damm gegen die Gewalt der Partheien, die Willkür des Siegers und die schonungslos verfahrende Herrschaft der Könige. In der Regel bediente sich seiner der Despotismus als eines bloßen Werkzeugs, um der Bedrükkung des Volks und den gewaltsamsten Maßregeln einen anscheinenden Stempel von Rechtmäßigkeit aufzudrücken, oder versteckte sich hinter dieses Außenwerk um ungestraft sein wildes Wesen zu treiben. Aber das Parlament gerieth doch nie in Vergessenheit und in eine gänzliche Ohnmacht. Die beiden Häuser wurden oft zusammenberufen und versammelt. Das Volk gewöhnte sich immer mehr, dieselben als einen integrirenden Theil des Staats zu betrachten. Die Formen innerhalb welcher die Freiheit sich bewegen, und die wahre Stimme des Volks hörbar werden konnte, standen fest und waren bestimmt. Der Geist, der diesen Formen Leben, der Muth der ihnen Bedeutung geben konnte, fehlten, und zeigten sich nirgends; doch war es vorauszusehen, daß andere Umstände und neue Verhältnisse beides thun würden, sobald die Zeit mit dem National-Wohlstand die Ausbil-

bildung des National-Charakters befördern würde. Dieser Zeitpunkt erschien unter Carl dem Ersten. Die Fortschritte der Cultur hatten die besseren Köpfe auf den wahren Sinn der so lange im Stillen schlummernden politischen Formen des Staats geführt. Man hatte über dieselben nachgedacht. Die Gemüther kamen zur Besonnenheit. Man erkannte die herrlichen und kräftigen Mittel, die das Parlament in seinen Bestandtheilen, seiner Zusammensetzung, seinen Verhältnissen zu dem Volk und zu dem Throne, besaß, um die Willkür zu hemmen, die Freiheit zu beschützen, gute Gesetze zu erschaffen und ihnen die gehörige Kraft zu verleihen. Es entspann sich ein langer, hartnäckiger und am Ende blutiger Kampf zwischen dem König und dem Hause der Gemeinen, die sich nicht mehr verständigen konnten, obgleich während der ersten funfzehn Jahre die Sache so leicht gewesen wäre. Sie gingen von zwei entgegengesetzten Puncten aus, deren jeder in seiner Einseitigkeit den Schein der Wahrheit für sich hatte. Der König und die Königliche Parthei gingen bei der Vertheidigung der Königlichen Gerechtsame und des Umfanges, den sie diesen gaben, von den Erfahrungen und den Thatsachen der vorigen Jahrhunderte und von dem aus, was ziemlich unbestritten und ununterbrochen so lange bestanden hatte. Hingegen betrachtete das Parlament seine frühere Ohnmacht und die unbeschränkte Herrschaft der Könige als einen eingewurzelten Mißbrauch,

der ausgerottet werden müßte. Das Unterhaus, in welchem ausgezeichnete Männer auftraten, ging bei der Bestimmung und Ausdehnung der ihm zukommenden Wirksamkeit von dem aus, was das Parlament seyn könnte, was es eigentlich immer hätte seyn sollen, und was unstreitig ursprünglich in seiner Verfassung gegründet war. Die Rechte, welche der König als seine Prärogative in Anspruch nahm und geltend machen wollte, waren in den Augen des Parlaments nichts anderes als eine unrechtmäßige Usurpation, zu Gunsten derer keine Verjährung angenommen werden könne. Die Gewalt, welche das Parlament sich selbst zusprach und in seinen Handlungen wie in seinen Reden aussprach, war nach ihm eine gesetzmäßige, die zwar lange gelähmt und unwirksam geblieben, aber nie abgeschafft gewesen war noch seyn konnte, und die endlich die Schranken durchbrach, mit welchen man sie willkürlich umgeben hatte. Der König, seinerseits, sah in dem, was das Parlament forderte, vornahm und that, eine reine Anmaßung, die mit Nachdruck zurückgewiesen werden müsse, um einer den Staat bedrohenden politischen Revolution vorzubeugen; das Parlament dagegen sah in dem, was der König behauptete, ein verfassungswidriges Verfahren, das nur zu lange die Rechte des Throns und des Volks verrückt hatte, und betheuerte nichts Anderes zu wollen, als die gesammte Staats-Maschine in das alte gesetzmäßige Geleise zurückzubringen.

Hätte der König zur rechten Zeit den gerechten

Forderungen des Parlaments und der neuen Richtung, welche die Bedürfnisse, die Wünsche, die Ideen genommen hatten, etwas nachgegeben, dann aber, als die angreifende Parthei rasch vorwärts ging, immer wilder um sich griff und den Thron seiner Stütze in der Person des tugendhaften und unglücklichen Strafford beraubte, überlegte Festigkeit und besonnenen Widerstand geleistet, so wäre der heftige Streit nicht in einen bürgerlichen Krieg ausgeartet. Aber Carl setzte Hartnäckigkeit den billigen Vorschlägen des Parlaments entgegen, und verrieth Schwäche als der schon lange geführte Zwist auf seinem Wendepuncte stand. Da trat Alles aus dem gesetzmäßigen Geleise, und als das Parlament alle Gewalt an sich zog, das Oberhaus auflös'te, die Königlichgesinnten aus seiner Mitte stieß, da hob die Revolution mit allen ihren Gräueln an. Nun war der Gebrauch der Gewalt von Seiten des Königs recht- ja pflichtmäßig, um so mehr als das Unterhaus auch zur Gewalt griff. So kam es, daß da, wo eine Reform nothwendig hätte eintreten müssen und allen Gebrechen und Beschwerden abgeholfen haben würde, die Bewegung der Gemüther auf's höchste stieg, durch die heuchlerische List, die berechnete Kühnheit und den eisernen Willen von Cromwell eine politische Umwälzung ausbrach, der der Tod des Königs sein blutiges Siegel aufdrückte, ein Verbrechen, vor welchem einige Jahre früher die Mörder selbst zurückgebebt wären, ein

Verbrechen, welches England noch heut beweint, verabscheut und förmlich abbüßt.

Nachdem die Nation dahin gekommen war, wo sie eigentlich nicht hin wollte, als die Verfassung, welche die Freunde der Freiheit in verjüngter Form aufrecht zu erhalten und zu beleben trachteten, umgestürzt, das Unterhaus auseinandergejagt worden war und Cromwell sich zum Protector aufgeworfen hatte, führte England den Namen der Republik, hinter welchem der Usurpator eine unbeschränkte Gewalt ausübte. Zur Belehrung der Völker und der Fürsten hatte die irregeleitete Liebe zur Freiheit zum Despotismus geführt, und um einigen Mißbräuchen abzuhelfen hatte man die Tyrannei auf den Trümmern des rechtmäßigen Throns erhoben.

Dieser unglückliche Versuch endigte mit Cromwell und wurde mit ihm zu Grabe getragen. Die Nation kehrte mit verdoppelter Liebe zu ihrer alten Verfassung und zu dem Königthum zurück. Carl der Zweite bestieg den Thron seiner Väter. Die Souveränität gestaltete sich immer mehr, wie es in dem Wesen der englischen Verfassung von jeher gelegen hatte; sie erschien immer mehr gesetzmäßig getheilt zwischen dem König und den beiden Häusern. Allein Carl der Zweite war durch die blutigen Erfahrungen, die er gemacht, nicht eines bessern belehrt worden. Das Unglück, welches edle Naturen noch mehr veredelt, unedle aber öfters verhärtet oder abstumpft, war über ihn ergangen ohne seinem

Charakter Festigkeit und seinem Geiste Ernst und Gediegenheit zu geben. Durch eine sonderbare Mischung von Schwäche und Willkür, von Leichtsinn und Eigensinn verkannte er seine Stellung und die Stimmung seines Volks. Das Parlament trotzte ihm zwar die Habeas-corpus-Acte ab, welche die individuelle Freiheit beschützend, das Werk der Magna-Charta vollendete, und die Test-Acte, welche gegen die Eingriffe und die Fortschritte der katholischen Religion gerichtet war. Aber diese Gesetze befriedigten und beruhigten doch nicht das Volk, weil der König weder durch seine Grundsätze noch durch seine Gesinnungen ihm Vertrauen einflößen konnte; die einen war unklar und schwankend, den anderen mangelte Ernst, Reinheit und Adel. Er verrieth nur zu sehr, daß er die Schranken der königlichen Gewalt haßte, und doch nicht die nöthige Kraft hatte, um diese Gewalt mit Selbständigkeit planmäßig zu behaupten.

Das unvorsichtige und schwache Benehmen Carls bereitete die neuen Unruhen, die unter seinem Nachfolger Jakob dem Zweiten ausbrachen, vor. Als dieser Fürst eben so unkluge als unrechtmäßige Eingriffe in die Verfassung und in die Religion des Landes that, erhob sich das Parlament gegen ihn, um Beides zu retten; so entstanden die Begebenheiten, welche die Engländer noch heute „die gesegnete Revolution" nennen, die mit der berühmten Convention endigte, welche die Rechte des Königs und

des Parlaments näher bestimmte und die als ein förmlicher Vertrag zwischen der Nation und Wilhelm dem Dritten angesehen werden kann. So wichtig auch diese Ereignisse waren, so kann man sie doch im eigentlichen Sinn nicht eine Revolution nennen, da die Verfassung von Alt-England nicht gewaltsam und unrechtmäßig umgestürzt oder abgeändert wurde, sondern dieselbe vielmehr fester begründet, genauer bestimmt und ganz in dem ihr beiwohnenden Geiste vervollkommnet wurde. Jakob der Zweite, so kann man mit Wahrheit sagen, versuchte eine Revolution in England zu machen, indem er die ganze Souveränität an sich ziehen wollte. Das Parlament, vermöge des ihm gebührenden Antheils an derselben, hatte in seinem Widerstand und seinen gesetzmäßigen Bemühungen zum Zweck, diesen Versuch zu vereiteln, die Verfassung zu beschützen und das Königthum in den dasselbe umgebenden Schranken bei seinen Rechten wie bei seinen Pflichten festzuhalten.

Nach dem Sinn, den wir den Worten politische Revolution beigelegt haben, kann man also diese letztere Begebenheit nicht als eine solche bezeichnen. Denn sie war keine plötzliche, totale, unrechtmäßige Umwandlung der bestehenden Verfassung, noch eigentlich eine wahre Verrückung der Rechte der Souveränität.

Noch weniger kann man zu den eigentlichen politischen Revolutionen die Veränderungen zählen, welche die rechtmäßige Gewalt in die Gesetzgebung eines Landes eintreten läßt, wären sie auch ihrer Natur nach

sehr bedeutend, in Hinsicht ihrer Gegenstände vielumfassend und in Hinsicht ihrer Mittel durchgreifend, so bald diese Gewalt nur verfassungsmäßig handelt und zweckmäßig verfährt. Freilich sind solche Veränderungen, die in alle Verhältnisse eingreifen und sie neu gestalten, vielleicht nie nothwendig, und sehr selten rathsam und heilsam. Es ist eben so wenig den Maximen der politischen Klugheit als den strengen Grundsätzen der Gerechtigkeit angemessen, den Rechtszustand bei einem Volke durch eine ganz neue Gesetzgebung zu erschüttern, einen Staat von seiner Vergangenheit loszureißen, um die Gegenwart zu verherrlichen und einer bessern Zukunft entgegenzuführen. Bei einem solchen gewagten Unternehmen läuft man Gefahr, mit dem Herkommen und den Gewohnheiten auch den Gehorsam und die Ehrfurcht gegen die Gesetze zu schwächen und einem Volk sein politisches Gewissen zu entreißen, indem man ihm wohl erworbene Rechte entzieht und ihn von Pflichten losspricht, die ihm vermöge ihrer Dauer und ihrer Alterthümlichkeit eben so unwandelbar und heilig als die Naturgesetze erscheinen. Auch haben oft dergleichen halsbrechende Experimente, wenn die Völker, mit ihrem bürgerlichen und politischen Dasein verwachsen, Festigkeit und Energie verbanden, Bewegungen der verderblichsten Art erzeugt.

Joseph der Zweite, der wilde Reformator seiner Staaten, der, vielleicht in den reinsten Absichten, vielleicht auch um seiner Herrscherwillkür einen leichtern

und freiern Weg zu bahnen, den ganzen Staat aus seinen Angeln hob, der in seinen so mannigfaltigen und so verschiedenen Ländern, Alles plötzlich nach einem allgemeinen einförmigen Leisten einrichten wollte, und bei seinem riesenhaften Vorhaben weder die Zeit befragte noch die Ueberzeugungen und die Meinungen schonte, brachte die Gemüther in Gährung, verleitete sie zum förmlichen Aufruhr und hatte auf seinem Todtenbette das schmerzhafte aber verdiente Gefühl, die Säulen des Staats schwanken und die Monarchie mit einer nahen Auflösung bedroht zu sehen, welche die Weisheit seines Nachfolgers allein zu hindern vermochte, indem er Alles in das frühere Geleise zurück brachte. Dieses Beispiel beweis't hinlänglich, wie gefährlich für einen Staat große, durchgreifende Veränderungen sind, auch wenn sie von der rechtmäßigen Gewalt ausgehen, aber von ihr nicht mit der nöthigen Besonnenheit, mit vielseitiger Umsicht und reifer Ueberlegung eingeleitet werden. Allein solche Veränderungen der Staaten, arteten sie auch in Umwälzungen aus, können doch mit den politischen Revolutionen, welche damit anfangen oder endigen, die rechtmäßige Gewalt umzustürzen, nie in eine und dieselbe Kategorie gesetzt werden. Da diese letztere Art von Revolutionen sich wesentlich von den anderen unterscheidet, so muß man auch, damit sie durch einen eigenen Ausdruck bezeichnet werden, die Wörter „politische Revolution“ einzig und allein auf sie anwenden.

Solche Revolutionen, wie wir schon gesehen haben, sollen nie als unvermeidlich und nothwendig angesehen werden, denn sie sind nicht Begebenheiten, die aus allgemeinen Naturgesetzen abgeleitet und erklärt werden sollen, sondern Handlungen, wozu die Begebenheiten nur die Veranlassung geben und die immer zugerechnet werden können. Das Gegentheil behaupten, hieße den Fatalismus statt der Freiheit in die Geschichte der menschlichen Gesellschaft einführen. Solche Revolutionen werden entweder von den Leidenschaften der Hab- und Herrschsucht herbeigeführt oder auch von falschen, verderblichen Lehren über die Natur und den Ursprung der bürgerlichen Gesellschaft, über Volksglück und Volksrechte eingegeben und veranlaßt. In beiden Fällen sind sie das Werk der Menschen, die Wirkungen einer irre geleiteten oder gemißbrauchten Freiheit; in allen sind sie verschuldet und fallen ihren Urhebern zur Last.

Die Leidenschaften der Hab- und Herrschsucht haben öfters den Regierenden ihre gesetzmäßige Gewalt, sei es durch List oder durch physische Uebermacht entrissen, um selbst zu regieren und die Souveränität zu erobern. Oefters haben sie ohne die Mitwirkung der Mehrzahl ihr Spiel begonnen und glücklich zum Ziel geführt. Es bedarf keiner langen Auseinandersetzung, um zu beweisen, daß die Verbrechen, die bei dergleichen Umwälzungen aus den Leidenschaften und den Lastern hervorgehen, ihren Urhebern allein zuzuschreiben sind. Aber in der Regel

haben die Ehrsüchtigen die Mitwirkung der Mehrzahl des Volks gebraucht und benutzt, um zu ihrem Ziel zu gelangen. Sie beobachteten mit scharfem Blick und heimlicher Schadenfreude die Fehler, die Mißgriffe, das unkluge Verfahren der Regierung; sie sahen die immer wachsende Unzufriedenheit des Volks; sie reizten, erhitzten, erzürnten die Gemüther immer mehr durch eine anscheinende Theilnahme und eine geheuchelte Uneigennützigkeit; sie ließen planmäßig den Aufruhr aus dem gesteigerten Unwillen hervortreten, und als die ungezügelte Kraft des Volks den Hebel den Händen der Regierung entriß, bemächtigten sie sich desselben und bildeten eine neue Staatsform, die ihren Absichten angemessen war und ihnen die oberste Gewalt, nach welcher sie trachteten, gewährte. Ihr Zweck war von Anfang her, die rechtmäßige Gewalt zu stürzen; die Unterdrückung, welche von der gestürzten Regierung ausging, war ihnen nur die erwünschte Gelegenheit, ihr Vorhaben auszuführen, und leider theilten mit denselben die Inhaber der rechtmäßigen Gewalt durch ihr Benehmen die Schuld der Umwälzung des Staats.

In früheren Zeiten bietet die Geschichte nur solche politische Revolutionen dar, wie wir sie eben bezeichnet ben. Es war unserer Zeit vorbehalten, große Revolutionen aus falschen, verderblichen Lieblingstheorien hervorgehen zu sehen. Mächtige Staaten sind durch gewaltsame Mittel aufgelöset worden, in dem Wahn, sie nach einem vermeintlichen Ideal wieder zusammen-

zusetzen. Ihr politischer Organismus wurde planmäßig zerstört, um einem bessern vollkommnern Raum zu geben. Man tödtete für den Augenblick die moralische Person der bürgerlichen Gesellschaft, um dieselbe in verklärter Gestalt wieder auferstehen zu lassen.

Die rechtmäßige Gewalt im Staate existirt nur für das Volk, und das Wohl desselben soll stets ihr höchster und alleiniger Zweck seyn. Statt von diesem Grundsatze auszugehen, behaupten aber die neumodischen Theorien, daß der Wille des Volks die einzige Quelle der rechtmäßigen Gewalt sey. Diesem falschen Grundsatze gemäß wird nun weiter gefolgert: daß ein Vertrag zwischen Volk und Herrscher einer jeden bindenden Gewalt zum Grunde liegt oder liegen muß; daß dieser Vertrag gar nicht ein unverbrüchlicher, ewiger sei, und nicht nur durch die That aufgehoben ist, sobald die Staatsgewalt ihre Pflichten verletzt und ihre Rechte überschreitet, sondern daß er alle Tage einem andern Platz machen muß, sobald das Volk nicht mehr sein Heil und seinen Vortheil in demselben sieht; daß bindende vernünftige Gesetze nur aus einer Verfassung hervorgehen können, in welcher die Stimme des Volks unmittelbar oder mittelbar den Ausschlag gibt.

Wenn man diesen vermeintlichen Axiomen näher tritt, dieselben beleuchtet, zersetzt und auf ihre Elemente zurückführt, so erkennt man leicht, daß sie theils einseitige, theils nichtige Luftgebilde sind. Denn eine oberste souveräne Staatsgewalt muß dem col-

lectiven Begriff des Volks nothwendig vorangehen, da sie allein die Einheit dieser moralischen Person bildet und ohne sie es nur einzelne in Raum und Zeit zusammentreffende Individuen geben würde. Der Staat kann nicht in einem förmlichen Vertrag seinen Ursprung haben, da Verträge eines Volks erst mit dem Dasein des Volks, das in dem Staat und durch den Staat allein denkbar ist, in die Wirklichkeit eintreten können. Mit der Grundlage dieses ideellen Gebäudes fällt das Gebäude selbst zusammen. Wäre die Form eines Staats und sein Wesen, welches in der Natur und dem Organismus der souveränen Gewalt besteht, nicht etwas Festes und Permanentes; wären sie so veränderlich wie der Schnitt eines Kleides, und so beweglich wie die Lettern in der Buchdruckerkunst, aus denen heute ein Buch und morgen ein anderes zusammengesetzt wird, so würde die bürgerliche Ordnung keinen Haltpunct haben, die größte Unsicherheit in allen gesellschaftlichen Verhältnissen herrschen, und die Leidenschaften aller Art würden mit dem Staate ein eben so leichtes als verderbliches Spiel treiben.

So gehaltlos auch die Lieblingslehren des Tages seyn mögen, so wenig sie aus der Tiefe geschöpft sind, so haben sie doch wegen ihrer Oberflächlichkeit selbst ein außerordentliches Glück gemacht. Da sie mit allen selbstsüchtigen Leidenschaften Wahlverwandtschaften haben, so bieten sie ihnen die erwünschtesten Mittel, sich unter der Maske der Freiheit und des Gemeinsinns ohne Schaam und Gefahr zu befriedi-

gen. Die Besseren im Volke hängen diesen Trugbildern aus einer blinden Gutmüthigkeit oder an einer politischen Schwärmerei an, die in einer erhitzten Phantasie ihren Stoff wie ihren Ursprung findet. Sie wollen das Vollkommene, wähnen daß sie die Gesellschaft durch diese Lehren dem Ideale näher bringen, und sehen nicht ein, daß sie dadurch das bestehende Gute verscherzen und allen Lastern die Bahn brechen; ohne es zu wissen und zu wollen, reichen sie den Feinden der Ordnung gefährliche Waffen, und geben die Gesellschaft der Hab- und Herrschsucht Preis. Nach diesen verderblichen Theorien aus abstracten Begriffen und allgemeinen Grundsätzen sind in den letzten Zeiten politische Revolutionen entstanden, die bis dahin in der Geschichte unbekannt waren, die sich durch ihre Quelle, ihren Gang und ihre Resultate von früheren Revolutionen ganz unterscheiden und damit anfingen, die rechtmäßige Gewalt als unrechtmäßig über den Haufen zu werfen, und eine unrechtmäßige, die sie für die allein rechtmäßige ausgaben, zu gestalten. Eine solche Revolution, die von den Thatsachen, von der Erfahrung, von der Vergangenheit und der Gegenwart keine Notiz nimmt, eine Revolution, aus sogenannten Ideen entsprungen, übt wie keine, eine zermalmende Gewalt aus, die über Trümmern stolz einhergeht und keine Mittel scheuet oder verwirft, um ihren unbestimmten luftigen Zweck zu erreichen. Eine solche Revolution trägt mehr als jede andere das Gepräge der Freiwilligkeit; sie kann um so mehr

ihren Urhebern und Beförderern zugerechnet werden, als sie selbst auf dieses ihr Werk Ruhm-Ansprüche gründen; solche Revolutionen müssen also mit Strenge verurtheilt und ohne Schonung gebrandmarkt werden.

Allein um dergleichen politische Revolutionen richtig abzuschätzen und zu erklären, muß man nicht unbemerkt lassen, daß die bezeichneten falschen Lehren nur dann große Bewegungen hervorbringen, wenn sie mit einer gewissen unruhigen Stimmung der Gemüther zusammentreffen, dieselbe benutzen, sie bis zur Gährung steigern und vor allen Dingen mit den Bedürfnissen der niedern Volksclasse einen Bund schließen. Diese unruhige Stimmung der Gemüther fällt gewöhnlich in eine Periode, wo durch die Fortschritte der Cultur die Gesetzgebung und die Form der Verwaltung nicht mehr mit den Verhältnissen der Personen und der Sachen im Einklang stehen. Die Ideen, die Gefühle, die geistigen und moralischen Anlagen finden in dem alten Geleise nicht mehr die Mittel, sich zu befriedigen, sich frei und leicht zu bewegen; die Menschen empfinden eine gewisse Unbehaglichkeit, ahnen und wünschen Veränderungen, ohne sich von ihren Wünschen deutlich Rechenschaft zu geben. Die Bedürfnisse der niedern Volksclasse, welche immer nur auf die materiellen Bedingungen des Daseins gehen, nehmen in der Regel zu gleicher Zeit zu; sie hängen mit allgemeinen Ursachen zusammen, sie entstehen gewöhnlich aus einer übermäßigen Concurrenz der

Arbeitenden, die den Preis der Lebensmittel steigert und den Lohn herabsetzt. Allein da diese Bedürfnisse nicht leicht befriedigt werden können, so erregen sie eine immer wachsende Unzufriedenheit gegen die Regierung, die vom Volke mit Unrecht beschuldigt wird, diesen Zustand der Dinge verursacht zu haben.

Wenn bei einem Volke, wo die oberen Classen verstimmt sind, die unteren sich unglücklich fühlen, die vermeintlichen Weltverbesserer mit ihren falschen Theorien vortreten, und allen Classen Heil und Segen versprechen, wenn dieselben in's Leben übergehen könnten, so findet eine politische Revolution einen vorbereiteten Boden, auf welchem sie sich mit einer furchtbaren Schnelligkeit entwickelt. Ohne ihre Verbindung mit den geistigen und physischen Bedürfnissen würden die falschen Lehren in der Region der Speculationen harmlos und unfruchtbar geblieben seyn, und ohne die Richtung, die sie durch die falschen Lehren erhält, würde die Unzufriedenheit keinen gewaltsamen Ausbruch verursacht, sondern auf allerlei Wegen sich Luft gemacht haben, ohne den Staat in die Luft zu sprengen. Nur das Zusammentreffen der unreifen, verderblichen Lehren und der Bedürfnisse bildet die Gefahr, denn alsdann treten die Ideen, mit dem physischen Arm und der wilden Kraft der Menge bewaffnet, in die Wirklichkeit ein.

Solche Revolutionen werden öfters als unvermeidlich und nothwendig betrachtet, allein auch sie sind es keineswegs, sondern sind immer verschuldet,

theils von Seiten der Regierenden, die das nicht thun, was vonnöthen ist, um den geistigen und physischen Bedürfnissen des Volks abzuhelfen und dem Zustande der Gesellschaft zu entsprechen, theils von Seiten der Regierten, welche Dinge fordern, die weder gerecht noch zweckmäßig sind und die Kräfte so wie den Wirkungskreis der Regierung übersteigen.

Was das erste betrifft, nämlich die Pflichten der Regierung in einer bewegten und fortschreitenden Zeit, so sind allmählige, besonnene, dem Charakter der Zeit angemessene und gut berechnete Verbesserungen sowol in Hinsicht des Stoffs als der Form des gesellschaftlichen Lebens die wahren und einzigen Mittel, den Revolutionen vorzubeugen.

Alles, in der moralischen und politischen Welt, so wie in der physischen, ist dem Wechsel unterworfen; es gibt in keinem Theile des Weltalls einen eigentlichen wahren Stillstand. Das Seyn der Wesen besteht in einem steten Werden; auch die einfachsten verändern sich von einem Augenblick zum andern. Die Veränderungen nehmen bei einer jeden Art von Wesen im Verhältniß zu ihrer Zusammensetzung zu. Der Mensch ist vermöge seiner Natur in einer beständigen Ebbe und Fluth von Bewegungen, Handlungen, Gefühlen und Vorstellungen begriffen. Die bürgerliche Gesellschaft, aus beweglichen Elementen bestehend, erhält von denselben nach einem viel größern Maaßstab Beweglichkeit und nach allen Richtungen Bewegung. Die Production nimmt mit der Arbeit ab und zu, der

Gegen-

Gegenstand, die Theilung, die Natur, das Verfahren der Arbeit bleiben nicht dieselben. Das Vermögen vermehrt oder vermindert sich nach Maaßgabe dieser Umstände, die Beziehungen der Sachen zu den Personen und der Personen zu den Sachen gestalten sich auf eine verschiedene Art. Der Grundbesitz und mit ihm das politische Ansehen gehen aus einer Hand in die andere, verlassen einen Stand und gehen zu den niederen über. Dieses materielle Treiben der Gesellschaft hat einen entschiedenen Einfluß auf den Gang der Ideen, auf die Richtung der Gefühle, das Streben der Leidenschaften, die Ansprüche und die Anmaßungen der einzelnen Staatsbürger und ganzer Classen derselben. Es entsteht in den Gemüthern ein unbestimmtes Unbehagen, eine geheime Gährung, eine sich mehr oder minder aussprechende Unruhe, die von einer Statt findenden Disharmonie zwischen gewissen bürgerlichen Einrichtungen und der Entwickelung der bürgerlichen Gesellschaft, zwischen den alten Gesetzen und den neuen Verhältnissen, erzeugt wird.

Die erste Pflicht der Regierung ist, den jedesmaligen Zustand der Gesellschaft zu beobachten, zu untersuchen, und sich von den Veränderungen, welche von dem Fort- oder Rückschreiten der Cultur unzertrennlich sind, genau Rechenschaft zu geben. Sie muß die Zeit in ihren Gestaltungen und Phänomenen erkennen, prüfen, abschätzen, und mit Ruhe und Einsicht die Veränderungen in die Gesetzgebung und in

die Formen des Staats eintreten lassen, welche der Gestaltung der Gesellschaft und den Erscheinungen der Zeit angemessen sind. Auf diesem Wege allein können die Regierungen, indem sie höher sich stellen als die Zeit, dieselbe verstehen und leiten lernen, der Neuerungssucht zuvorkommen, in so fern sie selbst das zur steten Vervollkommnung des Ganzen Erforderliche bedenken, das Leben des Staats mit dem Leben der Einzelnen und der besonderen Stände in Einklang bringen, und wilde Bewegungen in ihrer Geburt ersticken, indem sie die Gesellschaft in die gesetzmäßige Bahn sich fortbewegen und weiter vorrücken lassen.

Eine Regierung, die, ihrer hohen Bestimmung uneingedenk, dieses ihr pflichtmäßiges Verfahren verkennt und vernachläßigt, die da wähnt, daß Alles um sie her in demselben Zustand beharrt, weil sie selbst unbeweglich steht, die rückwärts geht, wenn Alles vorwärts schreitet, und die Kräfte so wie den Geist des Volks in die enge alte Hülle, die früher ihm genügte, einzwingen will, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn die sich ausdehnenden Kräfte die Formen zersprengen, die sich durch den Lauf der Zeit in Fesseln verwandelt haben. Eine jede Revolution, die aus einem solchen unnatürlichen Zustand der Dinge entspringen mag, ist nur dann in so fern nothwendig, als sie die nothwendige Folge der Fehler, der Gebrechen und Verbrechen der Regierung ist; aber diese sind darum nicht weniger verschuldet, und konnten vermieden werden.

Eine progressive Bewegung, eine langsame Entwickelung, eine stete Vervollkommnung aller Zweige des Staatsorganismus und des öffentlichen Lebens sind also von Seiten der Regierungen die ersten Bedingungen der Ruhe so wie der Wohlfahrt der Staaten. Durch zeit- und zweckgemäße Verbesserungen halten sie Schritt mit dem Gange der Cultur und der Thätigkeit der Kräfte, die den gesellschaftlichen Mechanismus bilden und unterhalten. Wenn sie in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Stimme der Vernünftigen im Volke handeln, so verhindern sie ihre Verstimmung und Alles was damit zusammenhängt. Die Zeit bringt die Nothwendigkeit gewisser Reformen mit sich; der Stoff, der Gegenstand, die Veranlassung derselben gehen von ihr aus. Die Zeit gibt den Augenblick, wo sie eintreten müssen an, und die Zeit drückt ihnen das Siegel auf, das sie den Völkern theuer und heilig macht.

Die Regierungen würden aber ihren Zweck nur halb erfüllen, und die heilsamsten Verbesserungen würden verkannt, verhindert und sogar in ihrem Keim zerstört werden, wenn sie, indem sie den Wünschen der Besseren nachgeben oder zuvorkommen, nicht suchten die materiellen Bedürfnisse der Masse zu befriedigen oder zu beschwichtigen. Freilich ist ihre Wirksamkeit in dieser Hinsicht beschränkt und meist nur negativ. Sie können und sollen nicht zu tief und zu viel in die Ursachen eingreifen, welche die Production und die Consumtion bestimmen, die Richtung der Ar-

heit, die Anwendung der Kräfte, das Einkommen und die Ausgaben der Einzelnen verändern; denn dieses entzieht sich meistens ihren Berechnungen, überschreitet ihre Macht, und muß dem natürlichen Gang der Gesellschaft und dem wohlverstandenen Interesse der Individuen überlassen bleiben. Allein es ist schon sehr viel gethan und gewonnen, wenn die Regierungen der allgemeinen Betriebsamkeit keine Fesseln anlegen, wenn sie die Hindernisse der freien Bewegung aus dem Wege räumen, und durch eine kluge Gesetzgebung das Thun und Treiben der Menschen nur in so fern beschränken, als die öffentliche Sicherheit und die Bedürfnisse des Staats ein solches erheischen. Sie befördern oft das Gute, indem sie es nicht hemmen; sie entwickeln die Kräfte, indem sie dieselben nicht einengen oder lähmen. Bei einer solchen Behandlung können wohl temporäre Stockungen des Gewerbes eintreten, aber die Thätigkeit der betheiligten Classen wird sich bald wieder Luft machen. Das Gleichgewicht zwischen der Arbeit und dem Einkommen, zwischen der Betriebsamkeit und dem Gewinn, kann auf einige Zeit aufgehoben seyn, aber es wird sich nach einigen Schwankungen bald von selbst wieder einstellen. Die Bedürfnisse und die Mittel sie zu befriedigen werden nicht immer mit einander Schritt halten, aber diese Divergenzen werden nicht lange anhalten, und sollten sie auch in einzelnen Momenten und an einzelnen Orten einige Störungen mit sich bringen, so wür-

den sie leicht und bald beigelegt werden und nie in Revolutionen ausarten.

Wenn ein Staat, der Vernunft gemäß eingerichtet, mit Verstand verwaltet wird und mit der allgemeinen Vernunft in Uebereinstimmung ist; wenn, durch Befreiung von allen unnöthigen Beschränkungen, durch ein Abgaben-System, welches nur das Nothwendige, dieses aber auf eine leichte, einfache, billige Art, erhebt und es auf die wahren Gegenstände anwendet, das Volk sich des Wohlstandes erfreut oder die es drükkenden Uebel nicht der Regierung zuschreiben kann, so finden die falschen, verderblichen politischen Lehren wenig Anhang und Eingang; als unhaltbar und gehaltlos erkannt, unterliegen sie bald der Wahrheit. Freilich können die sich verbreitenden Ideen und Meinungen, wenn sie die Staatsverhältnisse betreffen, nie dem Staate gleichgültig sein, und in unseren Zeiten verdienen sie die höchste Aufmerksamkeit, da eine ganz eigene politische Schwärmerei um sich gegriffen hat, und bei Manchen der Wunsch, ihre Principien, es sei nun aus Eitelkeit oder aus mißverstandener Philanthropie durchzusetzen und durchzuführen, bis zu einer wahren Leidenschaft gesteigert worden ist. Aber so lange die Meinungen nicht zu Handlungen führen oder in Handlungen ausarten, muß der Staat der Wahrheit vertrauen und der Macht der Vernunft die Bekämpfung des Irrthums überlassen. Rede erzeugt Gegenrede, Schrift Gegenschrift, und Sophismen unterliegen den Waffen des Scharfsinnes und der dialektischen Kunst.

Sollte auch in einzelnen Fällen und in gewissen Perioden Alles zusammentreffen, was eine Umwälzung des Staats herbeiführen kann, so würde der Umsturz der rechtmäßigen Gewalt dadurch erklärt, aber nicht gerechtfertigt. Sollten auch falsche Lehren herrschend geworden seyn und im Bunde stehen mit der eingetretenen Verarmung des Volks, sollten auch die Mißgriffe, die Erschlaffung, die Unthätigkeit der Regierung zu gerechten Beschwerden Anlaß geben: so würde eine Revolution deswegen noch nicht moralisch nothwendig seyn; nicht bloß deshalb, weil sie von Oben und von Unten freiwillig verschuldet wäre und den Verführern so wie den Verführten zugerechnet werden müßte, sondern weil, so groß auch die bestehenden Uebel seyn mögen, die gewaltsame Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung immer ein alles überwiegendes Uebel seyn wird. Da die Souveränität das Lebens-Princip der Gesellschaft ist, so erscheint die Aufhebung der bestehenden souveränen Gewalt stets als ein Verbrechen und in seinen Folgen als das gewagteste Hazardspiel. Es ist ein Selbstmord, den die Gesellschaft an sich ausübt, nach welchem die Auferstehung des Staats, und zwar in verjüngter Gestalt, selten eintritt und immer durch Verbrechen und Unglück aller Art erkauft wird.

Ueber die
vorbereitenden und bewirkenden Ursachen
der Französischen Revolution.

Satz. Die Französische Revolution, seit langer Zeit vorbereitet, lag tief in allgemeinen Ursachen verborgen; sie war also unvermeidlich und das alleinige nothwendige Mittel Frankreich zu retten.

Gegensatz. Die Französische Revolution war einzig und allein das Werk der Leidenschaften; sie wurde von zufälligen Ursachen herbeigeführt und stürzte Frankreich ins Verderben.

Die widersprechenden und sich einander wechselseitig aufhebenden Urtheile über die Französische Staats-Umwälzung sind freilich oft vom Partheigeist eingegeben, und es ist natürlich, daß die Urheber oder Beförderer, und die Opfer derselben, eine ganz entgegengesetzte Sprache über ihre Ursachen und Wirkungen führen.

Allein der Grund dieser sich widersprechenden Urtheile liegt auch öfters nur in einem Irrthum des Verstandes und in einer Verwirrung der Begriffe. Man verwechselt nämlich die allgemeinen vorbereitenden Ursachen, welche dieser großen Staatsumwälzung vorhergegangen sind, mit den ihr näher stehenden und sie veranlassenden Ursachen, die sie eigentlich bewirkt haben. Indem man beide von einander trennt, die einen oder die anderen ausschließlich geltend machen will, stellt man zwei ganz verschiedene Gesichtspuncte auf, aus denen sich von selbst zwei ganz verschiedene Maaßstäbe ergeben.

Berücksichtigt und betrachtet man die allgemeinen vorbereitenden Ursachen allein, so findet man leicht Alles unvermeidlich und nothwendig, und kommt in Versuchung die Urheber der Revolution frei zu sprechen, oder sogar anzunehmen, daß es keine solche Urheber gegeben hat, und daß Alles, auch das Schreck-

lichste sich so ergeben mußte; abstrahirt man hingegen von den allgemeinen Ursachen und faßt man allein die veranlassenden auf, so sieht man nichts anderes in der Alles zermalmenden Bewegung, als einerseits die Fehler und Mißgriffe der Regierung und andererseits die Gewaltthätigkeiten und die Verbrechen des Volks und seiner Verführer. Dann scheint Alles nicht allein vermeidlich, sondern zufällig, das reine Werk der Willkür und einer strafbaren Freiwilligkeit.

Die Wahrheit steht auch hier in der Mitte; um sie nicht zu verfehlen, muß man die beiden Gesichtspuncte verbinden und mit einander verschmelzen. Ohne die vorbereitenden allgemeinen Ursachen, welche in der Geschichte von Frankreich tief verzweigt liegen, würden die individuellen Handlungen und besonderen Thatsachen, welche die großen Begebenheiten herbeiführten, nicht Wurzel gefaßt noch solche Früchte getragen haben. Der Boden mußte lange schon durch die Ausdünstungen und Ausflüsse der politischen Atmosphäre geschwängert worden seyn, um dergleichen Keime zu empfangen, zu entwickeln und zur Reife zu bringen. Allein wären die verderblichen Keime nicht aus Unbesonnenheit und Unklugheit oder aus ruchlosen Absichten in den vorbereiteten Boden eingesenkt worden, so hätten die allgemeinen Ursachen wirkungslos in demselben geschlummert; sie hätten, durch die Zeit neutralisirt, am Ende ihre wirkende Kraft verloren, und die verderbliche Ernte von furchtbaren Begebenheiten, die wir erlebt, wäre nie aufgegangen.

Diese Ansicht der Französischen Revolution, da sie, als eine die beiden extremen Urtheile über dieselbe vermittelnde, sich darbietet, verdient eine nähere Erörterung.

Wenn man die allgemeinen vorbereitenden Ursachen alle aufsuchen und aufzählen will, so ist es schwer nach Grundsätzen zu bestimmen, wie weit man zurückgehen soll, und wo eigentlich das Uebel anhebt. So sehr auch der Mensch in jedem Augenblick der Gegenwart als Herr seiner Handlungen erscheint, so gehören sie ihm nicht mehr sobald sie als Thaten, aus seiner Freiheit hervorgegangen, geschehen sind. Sie schließen sich dann der Vergangenheit an und bilden mit allen Handlungen und Begebenheiten, welche die Jahrhunderte in derselben aufgehäuft haben, ein unzertrennliches Ganzes. In diese ununterbrochene Kette der Zeiten wirkt eine jede Zeit, sie sey auch noch so entfernt von der jetzigen, auf dieselbe ein, und man müßte in der Geschichte immer die ganze Kette durchlaufen, um irgend eine einzelne Begebenheit zu erklären, wenn man nicht sich selbst Grenzen setzen, und nothgedrungen irgendwo abbrechen wollte. So hat man auch in der Regel, wenn man den entfernteren Ursachen der Revolution nachgespürt hat, mit der Regierung Ludwigs XIII. angefangen, und auch wir wollen von diesem Puncte ausgehen, weil man in der That von hier an diese Ursachen deutlicher wahrnimmt.

Wie alle Staaten, die aus den Eroberungen und der Ansiedelung Germanischer Völker hervorgegangen

sind, hatten sich in Frankreich Stände gebildet, die, neben den Thron gestellt, mit dem Könige die Gewalt theilten; sie bildeten den großen Nationalrath, hatten das Recht Steuern zu bewilligen und auszuschreiben, Beschwerden zu führen und Wünsche auszusprechen, und beiden gaben sie um so mehr Nachdruck als sie die Geldforderungen des Staats dazu benutzten, ihren eigenen Forderungen Eingang und Gehör zu verschaffen. Früher traten die Besitzer des unbeweglichen Grund-Eigenthums, die Corporationen des Adels und der Geistlichkeit, auf; später, schon unter Philipp dem Schönen, wurden die Städte zugelassen. So entstand ein herrliches Mittel, durch gesetzmäßige Organe dem Throne die Wahrheit näher zu bringen, die Bedürfnisse des Volks mit Würde und Kraft auszusprechen, den Weg, ihnen abzuhelfen, anzudeuten, und den gesellschaftlichen Mechanismus den Umständen gemäß in allen seinen Theilen langsam und sicher durch zweckmäßiges Zusammenwirken des Throns und der Stände zu vervollkommnen.

Diese gemeinnützige Institution, die wie ein Leuchtthurm der wahren Freiheit aus der Finsterniß des Mittelalters hervortritt, gerieth in Frankreich seit Ludwig XIII. in Stockung und bald in Vergessenheit. Die letzte Versammlung der allgemeinen Stände fand im Jahre 1614 Statt. Mit ihr verschwand die vermittelnde Gewalt, die das Volk und den König einander näher brachte, dem Erstern Sicherheit, Freisinnigkeit und Antheil an dem Gemeinwesen

gab, und dem Andern zur Stütze, Belehrung und Leitung dienen konnte. Wäre die ständische Form auch nur ein nützlicher Ableiter des Gährungsstoffes, der sich mehr oder minder in allen politischen Körpern erzeugt, gewesen, so hätte man dieselbe pflegen und sie nie aus dem Leben treten lassen sollen. Mit ihr starb ein wesentlicher Theil des Staatsorganismus aus, und nichts Gleichartiges ersetzte ihn. Es war die Schuld oder vielmehr das Verbrechen der Minister. Sie, nicht das Königthum, hatten diese warnende, drohende, manchmal strafende Gewalt zu befürchten. Allein sie überredeten die Könige vom Gegentheil, und die königliche Macht verlor in der That und in der Meinung des Volks von ihrem Ansehen durch die Vernachlässigung der ständischen Form, indem dadurch die heilsame, hemmende Schranke der Ministerial-Willkür zu wirken aufhörte.

Richelieu, der neben seinem Schattenkönig mit gewaltiger Kraft und strenger Consequenz seinen Despotismus durchführte, war der Mann nicht, der die ständische Verfassung lieben konnte. Thätige vielumfassende geniale Köpfe, feste, energische, eiserne Charaktere, wie der seinige, ihrer Ueberlegenheit sich bewußt, wollen sich frei, ungehindert, mit ungetheilter Gewalt in einem großen Wirkungskreise bewegen. Eine jede Beschränkung ist in ihren Augen ein unerträgliches Joch, die wohlerworbenen Rechte, die sich ihrer zerstörenden oder schaffenden Willkür entgegensetzen, sind ihnen verhaßt. Da sie allein gebieten wollen, räumen

sie Keinem die Befugniß ein, im Staate mitzusprechen, und noch weniger mitzuwirken. Alles soll ihnen als bloßes Mittel oder blindes Werkzeug zu ihren Zwekken dienen. Ein jedes Hinderniß, welches ihnen in ihrem raschen Laufe aufstößt, erscheint ihnen als ein frevelhafter Widerstand, der, wo nicht bestraft, doch gebrochen werden muß. So war Richelieu. Unter dem Vorwand, die königliche Gewalt herzustellen, zu sichern, zu vermehren, wollte er nur seinen eigenen Despotismus begründen und befestigen. Daher untergrub oder vernichtete er alle Freiheiten der Stände wie der Einzelnen, der Städte wie des Landes, behandelte sie als wären sie Eingriffe oder Usurpationen in die rechtmäßige königliche Gewalt, und stempelte dadurch gewissermaßen diese selbst zu einer großen, Alles verschlingenden Usurpation.

Der Adel zählte viele Vorrechte aus den Zeiten des Mittelalters, die er öfters mißbraucht hatte, um die Rechte der anderen Classen zu verletzen und die des Throns zu schmälern. Viele derselben waren freilich mit der neuen Ordnung der Dinge, die sich aus den Fortschritten der Cultur ergeben hatte, schwer zu vereinbaren. Richelieu fand es kürzer und sicherer, dem Adel diese Vorrechte gewaltsam zu nehmen und den Gebrauch derselben unmöglich zu machen, als den Mißbrauch derselben zu verhindern. Die großen und mächtigen Vasallen wurden theils geschreckt, theils bestochen; die Kühnen und Starken wurden als Verschwörer gegen den König angeklagt und als solche

bestraft und hingerichtet; die Schwachen und Biegsamen wurden durch die Lockungen der Gunst und der Vergnügungen in die Hauptstadt gezogen, und ihre festen Schlösser, wo sie frei lebten, verlassend, geriethen sie in eine glänzende Knechtschaft. Die Bekenner der Reformation hatten von der Dankbarkeit Heinrichs IV. große und gefährliche Freiheiten erhalten, die aus ihnen einen Staat im Staate bildeten; ihnen waren sogar befestigte Städte als Sicherheit ihrer anderen Vorrechte eingeräumt worden, und es ist nicht zu leugnen, daß unternehmende und ehrsüchtige Anführer, wie der Herzog von Rohan, diese Schutz- und Vertheidigungswaffen in Angriffsmittel gegen die Regierung zu verwandeln versuchten. Richelieu, diese mächtige Corporation fürchtend, zerriß den Vertrag, dem die Bourbons den Thron zu verdanken hatten, indem er die Städte der Reformirten mit Gewalt einnahm, ihre politische Corporation zerstörte, und sie mit allen übrigen Unterthanen auf gleichen Fuß setzte.

Nach dem Tode des furchtbaren aber genialen Ministers und dem des edlen, reinen, aber schwachen Königs, trat eine stürmische Minorität ein. Unter Richelieus geistreichem und gewandten, aber den Großen wegen seines gemeinen Wesens verächtlichen, dem Volke wegen seiner Habsucht verhaßten Nachfolger versuchten die Ersteren die ihnen verbleibende Macht und Gewalt zu gebrauchen, um die ihnen entrissene wieder zu erobern. Um den Staat zu beherrschen ver-

banden sie sich mit dem Parlamente von Paris, dessen Beispiele die anderen Parlamente folgten. Diese obersten Gerichtshöfe, die früher mit der Gesetzgebung und der Verwaltung nichts zu thun hatten, verdankten der Vergessenheit, in welche die Stände geriethen, ein größeres Ansehen, und ihre Anmaßungen überstiegen noch bei weitem die Vergrößerung ihres Wirkungskreises. Um den Gesetzen, zumal den Steuer-Edicten, mehr Eingang zu verschaffen, und sie dem Volke zugleich zu empfehlen und bekannt zu machen, ward es Sitte, und später Gebrauch, dieselben in die Acten des Parlaments eintragen zu lassen. Dieses ihnen zugestandene Vorrecht gab ihnen die Veranlassung, sich dem Volke beliebt und in den Augen der Regierung wichtig zu machen. Bevor sie sich dazu bequemten, die Gesetze einzutragen, gewöhnten sie sich, Vorstellungen und Remonstrationen gegen oder über dieselben dem Throne einzureichen. Dieses gewagte Verfahren ging durch. Der Versuch wiederholte sich, ward allmählig eine Gewohnheit und am Ende erschien die Gewohnheit als ein wohlerworbenes Recht. Das Parlament glaubte die Minderjährigkeit des Königs benutzen zu können, um weiter um sich zu greifen, betrachtete sich eigenmächtig als den Stellvertreter der Generalstaaten nach einem kleinern Maaßstabe, und machte gemeinschaftliche Sache mit den mißvergnügten Großen. Die letzteren wollten eigentlich nur den Cardinal Mazarin stürzen, das Parlament wollte sich geltend machen. Allein in

der

der Hitze des Kampfes fochten sie beiderseits gegen die königliche Gewalt, und erhoben die Fahne der Empörung. Die entgegengesetzten Ansprüche der Verbündeten, die Entzweiung ihrer Anführer, die Unbeholfenheit der Empörer, die Passivität der Masse des Volks, das außerhalb Paris nicht in Bewegung gesetzt werden konnte, und mehr als dieses die Klugheit des Regenten, die listige Gewandheit des Ministers und das lebendige Interesse, welches das kräftige Aufblühen des jungen Königs einflößte, machten bald den Unruhen ein Ende und Alles trat in das gesetzmäßige Geleise zurück.

Man hat öfters dieses Zerrbild eines bürgerlichen Krieges, welches mit dem lächerlichen Namen der Fronde gebrandmarkt ist, als das letzte Aufbrausen der Freiheit und den letzten Versuch, dieselbe in Frankreich zu retten, dargestellt. Allein es war nur die letzte Anstrengung der ungesetzmäßigen Gewalt der Großen, eine verwegene und verderbliche Einschreitung der Gerichtshöfe in ein ihnen fremdes Gebiet. Diese wilde Bewegung, statt die königliche Gewalt zu beschränken, beförderte nur den Despotismus. Der junge König fühlte die Nothwendigkeit, die Großen durch sein Uebergewicht zu zähmen, sie durch ein feines, freundliches, wohlberechnetes Benehmen zu gewinnen, durch glänzende Unternehmungen zu beschäftigen, und durch neue Thaten die alten Erinnerungen aus der Vorzeit zu entkräften oder zu verwischen. Auch sah er die Nothwendigkeit ein, die Gerichts-

höfe in ihre Schranken zurückzuführen, lernte früh, der Hauptstadt, als einem gefährlichen Mittelpuncte verderblicher Unruhen, zu mißtrauen, und faßte den Entschluß, sie einer strengen Aufsicht zu unterwerfen.

Als er endlich, nach dem Tode seines Vormundes, mit den Gaben der Schönheit, der Anmuth, der Würde, mit einem großen obgleich ungebildeten Verstande und einem hochstrebenden Gemüth ausgerüstet, die Zügel der Regierung selbst ergriff, und sie thätig und kräftig lenkte, da erschien die königliche Gewalt die einzige rechtmäßige, und eben so wohlthätig als ungetheilt. Man vergaß die Vergangenheit, verlor sich mit Wonne in die Herrlichkeit der Gegenwart und hoffte noch mehr von der Zukunft. Der Despotismus, von Richelieu gegründet, wurde von Ludwig XIV. ausgebaut und künstlich verziert; da er die Ruhe, nach welcher alle Gemüther sich sehnten, befestigte, durch gesetzmäßige Strenge der Unordnung steuerte und statt der Schlaffheit der Regierung ein kräftiges Einwirken in alle Zweige der Verwaltung eintreten ließ, so dachte man nicht daran, mit ihm über die früheren Schranken zu rechten, die er aus dem Wege räumte oder überflügelte. Der Thron erhob sich über Alles und duldete keine Nebengewalten; aber grade weil er alle Stände niederhielt, schien er eine gesetzmäßige Gleichheit zu sichern; indem er durch seine Macht einer jeden Eigenmächtigkeit entgegentrat schien er die Freiheit zu beschützen. In der ersten Hälfte der Regierung Ludwigs XIV. war

das Französische Volk dermaßen von dem Glanz der Krone Frankreichs, von der Glorie der großen Männer aller Art, die Ludwig umgaben und seinen Zwekken dienten, von der Pracht der Vergnügungen und dem Aufwande des Hofes, von den zwar ungerechten aber siegreichen Kriegen des Königs geblendet und berauscht, daß man die alten Formen der Freiheit nicht vermißte, vielmehr sich glücklich schätzte, der Bewegungen, die von ihnen unzertrennlich schienen, überhoben zu seyn. Der Despotismus erschien in der Person des Königs als die Allgewalt der Vernunft, der Gerechtigkeit, des Genies, der es frevelhaft wäre Grenzen setzen zu wollen; und in diesem allgemeinen Taumel des Volks, welcher durch die Bewunderung der Fremden vermehrt wurde, vergaß man nur zu leicht, daß diese gesegnete Allgewalt, leicht und bald ausartend, die Geißel des Volks werden konnte.

Dieses zeigte sich schon als die zweite Hälfte der Regierung des Königs begann. Von den Ständen war nicht mehr die Rede. Das Remonstrationsrecht war dem Parlamente in so fern genommen worden, als es unter der ihm gegebenen Form ganz wirkungslos werden mußte. Es wurde festgesetzt, daß erst nach Eintragung der Gesetze und Steuer-Edicte das Parlament Vorstellungen gegen dieselben machen dürfe. Die Geistlichkeit war mehr als je in der Abhängigkeit des Thrones seit den vier berühmten Artikeln, welche zum Nachtheil des päpstlichen Stuhls die Freiheiten der gallicanischen Kirche festsetzten. Der

Adel, sich kaum noch seiner früheren Verhältnisse bewußt, diente der Krone im Heer, in den Gerichtshöfen, in der Verwaltung, und trug seine Fesseln mit Leichtigkeit und einer Art von Stolz. Die Freiheiten der beiden oberen Stände in Hinsicht der Steuern blieben zwar ungekränkt; auch wurden die der Communen, der Städte, der Provinzen, die entweder von Schenkungen oder von Verträgen herrührten, verschont, in so fern man sie ihnen nicht n a h m, allein in der That wurden sie öfters beseitigt oder verletzt, und so herrschte Ludwig unumschränkt.

In der zweiten Hälfte seiner Regierung traten eben so die verderblichen Wirkungen seines Despotismus ins Leben, als früher, da er Alles zu verbessern, zu veredeln, zu vervollkommnen strebte, segensreiche Wirkungen daraus hervorgegangen waren. Als glückliche Eroberungskriege unglückliche Selbstvertheidigungskriege für Frankreich herbeiführten; als die großen Männer, die früher den Glanz ihres Genies auf den Thron zurückgeworfen hatten, allmählig verschwanden; als unfähige Minister Männer wie Colbert und Louvois ersetzten, und ungeschickte Günstlinge das Heer führten; als der König, von einer klugen aber engherzigen und frömmelnden Frau beherrscht, durch einen irre geleiteten Eifer für die Religion seine früheren Schwachheiten zu verwischen wähnte; als er durch das Alter geschwächt und verstimmt, fremden Eingebungen Gehör gab, und immer noch glaubte, selbst und allein zu regieren; als die Protestanten ohne sein

Wissen und Wollen schrecklich verfolgt wurden und zur Auswanderung ihre Zuflucht nahmen; als das Interesse der Jesuiten das Haupt-Staatsinteresse wurde, und man sich beinah ausschließlich mit der Vollziehung der Bulle gegen die Jansenisten beschäftigte — da fühlte Frankreich die Last des Despotismus, und bereuete tief, daß es keine Mittel-Gewalten gäbe, um den Mißbräuchen der Alleingewalt zu steuern, und büßte schwer den sorglosen Leichtsinn und die blinde Bewunderung, mit welcher es der Willkür gehuldigt hatte. Die Masse der Abgaben drückte das Volk; die Ausgaben konnten nur durch gewaltsame Mittel oder gewagte Operationen bestritten werden; eine überschwänkliche Schuldenlast, die Folge der beständigen Kriege, der Fehler der Verwaltung, der Baulust und der Prachtliebe des Königs, verstopfte alle Quellen der öffentlichen Wohlfahrt; die Entvölkerung des Reichs nahm in einer furchtbaren Progression zu; der Ackerbau, die Gewerbe und der Handel stockten, weil die Betriebs-Capitalien zu einer jeden Arbeit fehlten. Je weniger die Regierung das Vertrauen des Volks verdiente, um so mehr wurde sie mißtrauisch. Die musterhafte Polizei, welche früher die Sicherheit, die Ordnung, die Gesundheit der Bürger beschützte, artete in elende Ausspäherei und tägliche Bedrückungen aus. Stille Traurigkeit und eine finstere Stimmung verbreiteten sich durch das Land, so wie sie den Thron umgaben, und der einst so Bewunderte, so Gefürchtete stieg ins Grab mit dem schmerzlichen

Gefühle des Unglücks seines Reichs und zur größten Freude seiner Unterthanen, die nun hofften freier zu athmen und einer bessern Zukunft engegen zu gehen.

Diese Hoffnungen wurden getäuscht. Der Geist der Regierung und der Gang der Verwaltung änderten ihre Richtung, allein der Zustand des Reichs besserte sich nicht. Während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. gerieth Frankreich in eine wahre moralische und politische Auflösung. Der Regent, Herzog Philipp von Orleans, war kenntnißreich, geistvoll, genialisch, dabei gutmüthig, wohlwollend, und in seinem öffentlichen Leben zeigte er öfters einen gewissen Adel der Gesinnung. Aber seine verruchten Sitten, seine grenzenlosen Ausschweifungen, sein Verspotten und Verlachen alles Heiligen, seine Sorglosigkeit und Trägheit, die mit der Erschlaffung seiner Organe immer zunahmen, lähmten oder verdarben alle seine großen Eigenschaften, gaben ihn den verworfensten Menschen Preis und hatten auf das Volk einen verderblichen Einfluß.

Um sich für die trübe Stimmung, die in den letzten Jahren Ludwigs XIV. sich der Gemüther bemächtigt hatte, zu entschädigen, folgte die Hauptstadt dem Beispiele des Hofes, und überließ sich einem wilden zügellosen Taumel. Unter der vorigen Regierung war die Religiosität in Frömmelei ausgeartet. Uebertreibung bei den Einen, Heuchelei bei den Anderen gehörten zur Tages-Ordnung. Da die Extreme sich berühren, so verfiel man nun in das entgegengesetzte. Es entstand eine Art von Reaction, nicht gegen den

Götzendienst, den man für Gottesfurcht ausgegeben hatte, sondern gegen die Religion selbst. Der Unglaube wucherte allenthalben, aber zumal in den höheren Classen. Es trat eine Verderbniß ein, die um so gefährlicher und unheilbarer war, als sie die Grundsätze eben so wie die Sitten betraf, und beide in Fäulniß übergehen ließ. Man erlaubte sich nicht allein die ruchlosesten Handlungen, und setzte sich über die menschlichen und göttlichen Gesetze hinweg; man ging weiter; man vergiftete die Quellen der Moralität selbst, versuchte das Laster zu Stärke des Geistes, die Tugend zu einer lächerlichen Schwäche und Kleinmüthigkeit zu stempeln; mit witzigen Sophismen griff man die ewigen Wahrheiten an, und der Verstand, irre geleitet, blendete ohne zu erleuchten, und verdunkelte durch das Spiel trügerischer Farben die Aussprüche der Vernunft. Es hatte schon in der Weltgeschichte manche Perioden gegeben, wo eine Sittenlosigkeit ohne Schaam und ohne Grenzen das gesellschaftliche Leben verzehrt hatte, aber das Charakteristische der Periode der Regentschaft in Frankreich bestand darin, daß man die guten Sitten verspottete, die schlechten in ein System verwandelte, und die Principien verkennend, die abnormsten Handlungen zu Regeln erhob.

Dazu kam der allgemeine Rausch, den das Law'sche System erzeugte. Alle Classen wurden vom Taumel ergriffen. Die trügerischen Hoffnungen die der Schotte Allen vorspiegelte, verblendeten am Ende

auch die nüchternen Köpfe. Im Anfange des lächerlichen Wahns, der um so leichter sich verbreitete, da man zu der Zeit das Verhältniß des Geldes zum wahren Reichthum, des Papiergeldes zu den Metallzeichen noch gar nicht richtig gefaßt hatte, konnte man sich einbilden, daß es höchst vortheilhaft sey, sein baares Vermögen in Actien zu verwandeln, die eine außerordentliche Ausbeute versprachen und zu geben schienen. Es entstanden mit einem Male phantastische Vermögens-Umwälzungen. Die Armen wurden reich ohne Arbeit, die Reichen noch reicher ohne Anstrengung, und Jeder überließ sich ohne Maaß und Ziel allen Lastern und allen Genüssen der Schwelgerei, die er nun auf eine leichte Art befriedigen konnte. Als aber die Federn der ganzen Maschine sprangen, weil sie zu stark angezogen wurden, und die große Phantasmagorie mit einem Male verschwand, da versanken die vermeintlichen Reichen in die tiefste Armuth und griffen zu dem äußersten Mittel der Verzweiflung um ihr Leben zu enden, oder zu den nichtswürdigsten um es zu fristen. Durch die Vereinigung aller dieser Ursachen wurde der Charakter der Nation in seiner Wurzel angegriffen. Alle Verhältnisse wurden verrückt, alle Classen der Gesellschaft aus ihren Fugen und aus ihren Schranken gerissen, die Grundpfeiler des Staats und der Kirche heftig erschüttert. Die bewegenden Principien der Gewohnheit, der Furcht, der Ehre, der Moralität verloren zugleich einen großen Theil ihrer leitenden und hemmenden Kraft.

Das Außerordentliche der Begebenheiten schwächte die Macht der Gewohnheit. Die Regierung, die gewissenlos mit dem Staate und mit dem Volke ein großes Hazardspiel trieb, und die, von allem Ernst und allem Nachdruck entblößt, keine zwingende Gewalt ausüben wollte, gab sich selbst der Verachtung Preis. Das Geld überflügelte die Ehre, und auch der Stand der früher dieselbe über Alles setzte, veräußerte sie gegen klingende Münze. Von diesem Zeitpuncte, so kurz er auch war, hebt die Entsittlichung der Franzosen an; sie stieg durch das ganze Jahrhundert, bald langsam, bald schnell, hier offen, dort heimlich, immer höher, brachte schon damals viel Unglück über das Land, und mußte am Ende noch größeres herbeiführen.

Auch nachdem der junge König die Majorität erreicht hatte, blieb er noch lange unter Vormundschaft. Er hatte als Kind seine ganze Liebe und sein ganzes Vertrauen seinem Erzieher, Fleury, geschenkt. Beides verblieb dem zur Würde eines Cardinals erhobenen Greise, als Ludwig der Minderjährigkeit entwachsen war. Der Cardinal stand bald an der Spitze der Regierung mit unbeschränkter Gewalt. In einem schon hohen Alter, in welchem, von den Geschäften gesättigt, man sich gern von denselben zurückzieht, ergriff Fleury die Zügel des Staats und führte sie noch siebenzehn Jahr mit geschickter und gewandter Hand. Er hatte weder den hochstrebenden Geist, noch die durchgreifende Kraft, noch die harte rücksichtslose Gesinnung Richelieu's. Auch war er von der

niedrigen Habsucht und den verschmitzten Künsten Mazarins weit entfernt. Sein einsichtsvoller, obgleich öfters einseitiger Verstand, seine ruhige Thätigkeit, sein milder Sinn, seine äußere Liebenswürdigkeit gründeten und befestigten sein Ansehen. Von Natur friedlich gesinnt, wurde er es noch mehr bei zunehmendem Alter. Seine äußere und innere Politik war auf seinen Charakter und seine Lage berechnet. Weit aussehende Pläne, große Unternehmungen, glänzende aber gewagte Operationen, Anstrengungen, die einen großen Aufwand von Kraft erfordert hätten, waren ihm verhaßt, weil sie seiner Persönlichkeit widersprachen. Unter seiner klugen und ruhigen Verwaltung erholte sich Frankreich von den heroischen Ausschweifungen des großen Königs und von der wilden Spielsucht und Verderbniß der Regentschaft. Er unterwarf das Reich einer strengen Diät und mehr bedurfte es nicht, um diesem starken, saftvollen Körper in materieller Hinsicht wieder Leben, Gesundheit und Gedeihen zu geben.

Allein seine prunklose Regierung, das stille Wesen, welches der ganze Staat annahm, sprachen den National-Charakter nicht an, einen Charakter, der das Großartige dem Nützlichen, das Außerordentliche dem Gewöhnlichen, einen blendenden, zauberischen Schein der Realität gern vorzieht. Der feurige, leidenschaftliche Geist der Franzosen, der beschäftigt, geschmeichelt, genährt und zugleich bezähmt werden muß, fand bei der Negativität des von Fleury befolgten politischen

Systems nicht seine Rechnung. Verachten konnte man eine solche Regierung zwar nicht. Die Besseren konnten ihr ein gerechtes Lob nicht versagen. Aber sie gebot weder Furcht, noch Ehrfurcht, noch Bewunderung, und nach dem hitzigen Fieber, welches so lange Alles in Spannung erhalten hatte, schien Vielen der Staat ein Pflanzenleben zu führen. Die schwache Hand des Cardinals wurde immer schwächer und theilte den Federn des gesellschaftlichen Mechanismus ihre Schlaffheit mit. Der neue Geist, der sich in Frankreich bildete, die Richtung, welche er den Ideen, den Grundsätzen über Staat und Religion gab, der kühnere Flug der Schriftsteller, die Freisinnigkeit der einen, die Frechheit der anderen, die gefährlichen Lehren, die aus den Büchern in die höheren Stände eindrangen und allmählig sich der öffentlichen Meinung bemächtigten, entgingen der Beobachtung des alten Mannes, oder wurden von ihm als vorübergehende Erscheinungen mit Gleichgültigkeit wahrgenommen und mit egoistischer Sorglosigkeit vernachläßigt. Der Cardinal glaubte noch immer, daß das ehemalige Frankreich in dem gewöhnlichen Geleise fortlebe und sich fortbewege, aber es gestaltete sich im Stillen, in Hinsicht der politischen, religiösen, wissenschaftlichen Tendenz, ein neues Frankreich, in welchem die Gesinnungen, die Wünsche, die Bedürfnisse eben so wie die Ansichten und die Grundsätze einer totalen Umwälzung entgegengingen.

Es entstand in Frankreich die sogenannte Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, eine, alles Be-

stehende bedrohende, allen Glauben zerstörende, allen Grundsätzen feindselige, wilde Thätigkeit des Geistes, kräftig zum Niederreißen, ohnmächtig zum Aufbauen; ein furchtbares Auflösungs-, aber kein schaffendes, zusammensetzendes Princip. Voltaire war und blieb die Hauptquelle und die bewegende Kraft dieses damals erst entstehenden, aber immer wachsenden und am Ende Alles überschwemmenden Stromes der neuen Meinungen. In so fern der Keim dieser großen, geistigen und sittlichen Verwandlung unter der Verwaltung von Fleury sich zu entfalten begann, hat dieser einen bedeutenden Einfluß auf die späteren Ereignisse gehabt. Auch trifft ihn der gerechte Vorwurf, den jungen, schön gestalteten, einnehmenden und von der Natur in jeder Hinsicht reichlich bedachten König, statt ihn zur Selbständigkeit und Thätigkeit zu erziehen und zu gewöhnen, geflissentlich von den Geschäften entfernt gehalten zu haben, ihn der Trägheit, der Sorglosigkeit, den sinnlichen Verführungen Preis gegeben und durch dieses strafbare Verfahren das Unglück der folgenden Zeit vorbereitet zu haben.

Bald zeigten sich die verderblichen Früchte dieser unverzeihlichen Vernachläßigung. Fleury starb in der Mitte eines Krieges, in welchen er ungern eingegangen war, und zu welchem Belle-Isle ihn verführt hatte. Der unerfahrne, schwache, unthätige, sinnliche junge König regierte nun dem Scheine nach selbst. Allein den Eingebungen, den Schmeicheleien, der Selbstsucht seiner Umgebung offen, der Wahrheit ver-

schlossen, wurde er von seinen Buhlerinnen beherrscht, und überließ die Regierung unwürdigen Günstlingen derselben. Wenige Fürsten haben den Thron unter glücklicheren Auspicien bestiegen. Die Liebe des Volks, die öfters bis zur Begeisterung stieg und bei allen Gelegenheiten sich aussprach, umgab seine Jugend. Man schrieb ihm alles Gute zu, was aus der Verwaltung des Cardinals und den Umständen herrührte, und auf den Minister allein fiel der Tadel der Fehler und der Mißgriffe der Regierung. Die Tugenden der Königin, einer Tochter Stanislaus Leczinsky's, die sie ihres hohen Glücks würdig machten; die eheliche Treue, die der König ihr lange bewahrte, gaben dem Hofe ein schönes, nicht unfruchtbares Beispiel, und die Sittlichkeit schien sich von ihrem Verfall zu erholen. Aber schon in den letzten Jahren des Cardinals, nicht ohne sein Wissen und seine Schuld, hörte dieses gesegnete Verhältniß auf. Der König ergab sich den Lüsten, und bald überließ er sich zügel- und schaamlos den sinnlichen Vergnügungen aller Art. Die Wollust bemächtigte sich seines ganzen Lebens, stumpfte sein wohlwollendes Gemüth für jedes feinere und höhere Gefühl ab, entnervte seinen ohnehin nicht energischen Charakter, flößte ihm eine wahre Arbeitsscheu ein, und sein ausgezeichneter Verstand diente nur, ihn in den Augen Aller und in seinen eigenen Augen verächtlicher zu machen, da er das Gute einsah, aber weder Kraft noch Willen hatte, dasselbe durchzusetzen. Aus den Armen einer Buh-

lerin fiel er immer in die einer noch schlechtern; seine Laster nahmen in einer furchtbaren Progression zu. Die Schätze des Staats wurden vergeudet um die Habsucht der Weiber und der gefälligen Höflinge zu sättigen, und nicht genug, daß Ludwig sich von ihnen beherrschen ließ, erlaubte er ihnen, selber zu herrschen und Alles willkührlich zu leiten.

Bis zum Aachener Frieden, der dem Oesterreichischen Erbfolgekriege in Ende machte, warf das Genie, die Tapferkeit und das Glück des Marschalls von Sachsen durch die Siege von Laffeldt, von Fontenoi, von Rocoux den letzten Waffenglanz auf Frankreich: Die Talente der beiden Argenson, die Einsicht und die hohe Rechtlichkeit von Machault, und noch später die geistreiche und thätige, obgleich oft unredliche und leichtsinnige Leitung der Politik, die Choiseul führte, erhielten im Innern noch eine Zeit lang Leben und Ordnung, im Aeußern Einfluß und Ansehen. Aber es waren nur kurze Zwischenräume und glänzende Puncte, wodurch Einzelne, die der Zufall ans Ruder brachte, noch manches Gute bewirkten und manches Böse verhinderten. Im Ganzen zog sich die Regierung den verdienten Unwillen des Volks immer mehr zu; bei den Einen verhaßt, von den Anderen verachtet, von Keinem gefürchtet oder geliebt. Der Aachener Friede, nach einem achtjährigen Kriege, brachte nach vieler Anstrengung Frankreich nicht den mindesten Vortheil, doch tröstete man sich mit dem Gedanken, daß die National-Ehre nicht gelitten habe. Nun

traten düsterere Zeiten ein. Die Pompadour wurde allmächtig, und blieb es auch noch als sie ihre Reize in den Augen des Königs verloren hatte, indem sie seiner Sinnlichkeit immer neue Gegenstände des Genusses darbot. Sie setzte die Minister ein und ab, vergeudete und verschenkte die Einkünfte des Staats, entschied über die Wahl der Feldherren, schloß und brach politische Bündnisse. Der König entwürdigte sich selbst zu der Rolle eines gleichgültigen, passiven, gefälligen Zuschauers dieser Frevel. Das Bündniß mit Oesterreich, welches den siebenjährigen Krieg wo nicht veranlaßte doch beförderte, änderte das alte, lange festgehaltene politische System von Frankreich, ließ den Staat seine Kräfte auf das feste Land erfolglos verwenden, und machte ihn ohnmächtig auf dem Meere, wo eigentlich das große Interesse seines Handels und seiner Colonien im Spiele war. Frankreich verlor Alles gegen England in den anderen Welttheilen, gewann nichts in Deutschland, wo es durch seine Niederlagen nur Schande eingeerntet hatte. Der Friede zu Paris sicherte England den Zepter der Meere, und die Abtretungen, zu welchen Frankreich gezwungen wurde, vollendeten seine Schmach. Die Nation war empört und erbittert, daß ihre Ehre und ihre Macht zugleich Preis gegeben worden. Das Cabinett von Versailles erhob sich nicht wieder von seiner Erniedrigung; von seinem ehemaligen Uebergewicht war nicht mehr die Rede. Sein Gewicht selbst verschwand immer mehr. Oesterreich schmeichelte ihm, um es zu seinen Zwecken

zu benutzen, England freuete sich über dessen immer zu nehmende Entkräftung, Preußens Friedrich spottete seiner, Rußland ließ sich in seinen ehrsüchtigen Plänen von dem Widerwillen oder möglichen Widerstand Frankreichs nicht abschrecken. Die erste Theilung von Polen beurkundete hinlänglich diesen Zustand der Dinge, und dieses große und wichtige Ereigniß, welches Frankreich nie hätte zugeben sollen, geschah sogar ihm unbewußt, und wurde von ihm erst vernommen als es vollzogen war.

Trotz dieser politischen Erniedrigung von Frankreich fand doch, vermöge der angebornen Thätigkeit des Volks und der Fortschritte der Cultur, in Hinsicht der materiellen Bedingungen der Nationalwohlfahrt noch ein reges Leben in diesem Lande Statt. Der Reichthum überlebte die Macht und fiel nicht mit dem äußern Ansehen. Der Ackerbau erregte ein allgemeineres Interesse, die höheren Classen der Gesellschaft beschäftigten sich etwas mehr mit der Urbarmachung und der Verbesserung ihrer Güter, zeigten oder heuchelten mehr Sinn für das Landleben. Es entstand sogar eine eigene Schule der Staatswirthschaft, die nur auf die Productionen des Bodens Werth legte, durch die Einseitigkeit und Uebertreibung ihrer Grundsätze in Irrthümer verfiel, aber grade durch diese Fehler die Aufmerksamkeit auf sich zog, und ein heilsames Aufsehen erregte. Der Handel eröffnete sich neue Bahnen, der Ostindische nahm einen neuen Schwung, und wenn die Pläne des edlen, einsichtsvollen La Bourdonnaye

und des genialen, kühnen Dupleix hätten zur vollen Reife und zur vollständigen Ausführung gelangen können, so wäre England in diesem Welttheile von Frankreich überflügelt worden. Die mechanischen Künste vervollkommneten sich langsam aber ununterbrochen; neue Erfindungen brachten neue Producte und die schon bekannten leichter, besser, wohlfeiler und schneller hervor. Die schönen Künste wurden gepflegt und gewannen für sich einen immer größern Theil der Nation, aber man vermißte in ihren Werken und Schöpfungen die Großartigkeit, die sie früher ausgezeichnet hatte; sie dienten dem Luxus der Privatleute weit mehr als öffentlichen Zwecken. Das Schöne und Erhabene wurde immer seltener, das Zierliche, Anmuthige, sinnlich Reizende wurde gesucht und bewundert, indem es der Verfeinerung und der Ausartung der Sitten entsprach. Die Wissenschaften, welche die Natur beobachten, deren Stoffe zersetzen und zusammensetzen, messen und berechnen, die Eigenschaften der Naturkräfte und die Gesetze ihrer Wirkungen erforschen, gelangten zu einer früher unerreichten Höhe, und nahmen die besten Köpfe in Anspruch.

Der innere Zustand von Frankreich blieb also blühender, als die theils willkührliche theils schwache Verwaltung und die nachtheiligen Ereignisse, die aus ihr hervorgingen, es erwarten ließen. Aber dieser Zustand versöhnte nicht das Volk mit der Regierung und beschwichtigte nicht das Mißvergnügen der Besseren, da die schönen Früchte, welche der

gesegneten Natur des Landes abgewonnen wurden, dem Geiste und dem Fleiße seiner Bewohner und nicht der Regierung zugeschrieben werden konnten, indem sie nicht durch deren Bestrebungen, sondern ohne ihre Mitwirkung und öfters troß ihrer Mißgriffe, hervortraten. Auch hatten die denkenden Köpfe in Frankreich eine Richtung genommen, welche alle Principien und Wahrheiten zu untergraben strebte, eine Richtung, die sogar einer guten Regierung feindselig und gefährlich gewesen wäre, die nun aber zu ihrem verderblichen Zweck die Fehler und Gebrechen einer schlechten benußte.

Die vermeintliche Philosophie, die in der Fäulniß der Regentschaft aufgegangen war, entwickelte sich unter Ludwig XV. mit einer furchtbaren, Alles bedrohenden Gewalt. Ihre Anhänger, die früher einzeln standen und durch ihre Kühnheit weit mehr als durch ihre Anzahl bedeutend waren, hatten sich vermehrt, durch alle Classen der Gesellschaft sich verzweigt, und eine eng verbündete wahre Secte gebildet, deren Mitglieder fest an einander hingen, von einigen hervorragenden Schriftstellern den Impuls, die Richtung und das Losungswort empfingen, und durch die Identität ihres Ziels, ihrer Tendenz und ihrer Maximen einverstanden waren, öfters ohne sich wechselseitig gesehen, besprochen und verständigt zu haben. Diese Secte erschütterte alle Stüßen des bürgerlichen, politischen, geistigen und moralischen Lebens des Volkes; sie griff sogar die Wurzel aller gesellschaftlichen Ordnung an, indem sie alle Grundsäße und alle Thatsachen, die den Glauben begründen, verfälschte, alle

Begriffe verwirrte und alle religiösen Gefühle verspottete. Sie wähnte das Weltall zu erklären, vermöge des zufälligen Spiels oder der nothwendigen Bewegung der physischen Kräfte, der einzigen, die sie annahm; die Seele zu verstehen, indem sie ihr ein besonderes Princip absprach und in ihr nur einen feinen Mechanismus feinerer Elemente sehen wollte; die Moral auf ihre eigentliche Quelle zurückzuführen, indem sie in dem Streben des Menschen nichts als Berechnungen des Eigennutzes sah und die Maximen einer geläuterten sinnlichen Selbstsucht als unsere eigentliche Natur und wahre Bestimmung aufstellte. So verschwanden unter ihrem vergifteten Hauch und ihrer zerstörenden Hand der Glaube an das Unsichtbare, die übersinnliche Tendenz der menschlichen Natur und mit ihnen ihre Würde, ihre angeborne Größe und die heilsamen Lehren, welche im Volke die Einen zügelten, die Anderen belebten, und Allen frommten. Die Urheber und Anhänger dieser Schule vergötterten die Natur und lästerten Gott, freueten sich, die Seele in die Materie untergehen zu lassen, und folglich die totale Auflösung des Menschen als den Endpunct und das letzte Ziel des Lebens zu betrachten; sie stellten der Hoffnung der Tugendhaften und der gerechten Furcht des Lasters diese Lehren entgegen, um die Ahndungen einer höheren Weltordnun als leere Phantasmen zu zerstäuben.

Als sie den Himmel gestürmt hatten und den Glauben an denselben auf immer vernichtet zu haben wähn-

ten, verschonten sie nicht die bestehende Ordnung der irdischen Dinge. Auch diese wollten sie zertrümmern, um einer neuen vollkommenen Gestaltung Platz zu machen, und nachdem sie die übersinnliche Welt dem Menschen zu entreißen versucht hatten, sollte die jetzige ihm, durch die Verwirklichung einer idealischen Verfassung der Gesellschaft, Alles ersetzen. Um herrlich aufbauen zu können, mußte man Raum gewinnen, und also damit anfangen, Alles zu zerstören. Die rechtmäßige Regierung, die den Staat zusammenhielt, wurde als das Werk der Gewalt und der List verschrieen. Die Institutionen, die aus den Verhältnissen hervorgegangen und von der Zeit befestigt und geheiligt waren, wurden als Früchte der Barbarei und Kinder der Finsterniß dargestellt. Die historische Wurzel, die, mit dem Leben und den Begebenheiten der Völker verzweigt, ihre Gesetzgebung getragen, genährt, entfaltet hatte, mußte vor allen Dingen als ein wucherndes Unkraut ausgerottet werden. Die Macht der Könige und der Fürsten erschien in den Augen dieser Weltverbesserer als eine veraltete und nur zu lange geduldete Usurpation. Auch die besten unter ihnen waren, nach den Aussprüchen dieser Weisen, nur kluge und schlaue Tyrannen, oder höchstens ein elendes Surrogat der allein gerechten und zweckmäßigen Volksgewalt. Die bürgerliche Gesellschaft sollte, den Grundsätzen der Vernunft gemäß, nur auf einen vorhergehenden freiwilligen Vertrag gegründet werden können, ein Vertrag, der nur bindend war,

so lange die Paciscirenden ihre Meinung und ihre Ansicht nicht änderten, und so konnte die bürgerliche Ordnung von Rechts wegen täglich aufgehen und untergehen. Freiheit und Gleichheit Aller war das angenommene Losungswort, der alleinige, unbedingte vorgespiegelte Zweck und das höchste Gut der Menschheit. Diese vermeintliche Freiheit, die weder durch die verkannten ewigen Gesetze Gottes, noch durch die ephemeren Gesetze, die sie sich selbst gab und nach Gutdünken aufhob, beschränkt, gebunden, zurückgehalten werden konnte, war eigentlich nur das losgelassene Recht der Stärkeren, die Freiheit unbestraft ungerecht zu seyn, und ein freches Eingreifen in das Eigenthum der Schwächeren. Diese geträumte Gleichheit, die da abstrahirte von den natürlichen Ungleichheiten des Alters, des Geschlechts, der Kraft, der Intelligenz, der Thätigkeit, der Umstände, konnte nur der Gleichheit der Begierden und der Leidenschaften freien Lauf verschaffen, Keinem aber die Gleichheit seiner rechtmäßigen Ansprüche vor dem Gesetz sichern.

Diese verderblichen Lehren, welche Wahlverwandtschaften mit allen Leidenschaften, den sinnlichen Trieben und den thierischen Elementen der menschlichen Natur hatten, machten ein außerordentliches Glück und gewannen bald die Oberhand über die alten Grundsätze. Mit Verstand aufgefaßt und durchgeführt, durch blendende verführerische Sophismen anscheinend bewiesen, mit schneidendem Witz vertheidigt, mit allen Farben der Phantasie vorgetragen und aus-

geschmückt, nahmen sie alle mögliche Formen an, um alle Classen von Lesern zu bestechen. Die Einen wurden durch den scheinbaren Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn der Verfechter dieser Systeme gewonnen, die Anderen ließen sich hinreißen von einer falschen Beredsamkeit, Mehrere vermochten nicht den Pfeilen des Spottes und der Ironie zu widerstehen, die Meisten wurden durch Eitelkeit, Stolz oder Leichtgläubigkeit verführt, und wähnten sich über ihre Zeitgenossen und die früheren Jahrhunderte zu erheben, indem sie die vermeintlichen Vorurtheile derselben abstreiften und der sogenannten Aufklärung der Zeit huldigten. Das mit so vieler Kunst bereitete, mit einer unermüdlichen Beharrlichkeit verbreitete Gift verfehlte nicht seine Wirkungen und drang allmählig durch alle Stände. Die höheren Classen wurden am ersten angesteckt. Es gehörte zum feinen Ton der großen Welt, über das Heiligste sich lustig zu machen, den Sitten und den Grundsätzen einen lächerlichen Anstrich zu geben, und sich über den Staat, die Religion, das Ansehn der Personen und der Sachen mit einer unverschämten Frechheit auszulassen. Der Adel genoß seine Vorrechte, und verlachte sie selbst, um seine Ueberlegenheit zu zeigen. Ein Theil der Geistlichkeit freute sich des Reichthums der Kirche, schwelgte von seinen ergiebigen Pfründen und verhöhnte zugleich die Sitten durch sein Beispiel und die Lehren des Christenthums durch seine Reden. Aus den höheren Classen ging das Verderbniß auf die arbeitenden über.

Man brachte den Unglauben und die Maximen des Ungehorsams und des Aufruhrs dem Volke immer näher. In den dramatischen Werken, in den Romanen, in den Liedern athmete derselbe Geist der Gottlosigkeit, der in wissenschaftlichen Werken einen ernsthaftern Ton nahm. Die Gelehrten und die Schriftsteller, die zu den Fahnen der Secte geschworen hatten und sich durch Talente auszeichneten, gewannen ein unerhörtes Ansehen, wurden als die Ehre der Nation bewundert, als die Organe der Vernunft geachtet, als Lehrer des Volks mit blindem Gehorsam befolgt. Bald gaben die Coryphäen dieser Secte den Ton in allen Gesellschaften an, und wurden vor allen Anderen geschätzt und gesucht. Sie herrschten und bildeten fortan die erste Gewalt im Staate, da sie alle Anderen zu richten, zu leiten, zu überflügeln schienen, und Jeder mehr oder minder ihnen schmeichelte, um ihren Beifall buhlte und ihren Tadel über Alles fürchtete.

So entstand ein Strom von Ideen und von Meinungen, der immer mehr an Wachsthum und Ausbreitung zunahm, sich in alle Adern des politischen Körpers ergoß, und langsam aber ununterbrochen die Grundpfeiler des Staats aufzuwühlen und niederzureißen drohete. Die Regierung erkannte das Uebel. Nicht ungeahndet und unbemerkt von ihr, griff es immer mehr um sich; aber sie war zu leichtsinnig, um dessen ganze Furchtbarkeit und Größe wahrzunehmen; zu schwach und zu sorglos, um es mit Ernst, Nachdruck und Consequenz zu bekämpfen. Die Machthaber selbst theilten

öfters den allgemeinen Taumel und begünstigten, wie z. B. die Argensons und Choiseul es thaten, Schriftsteller, welche bestraft zu werden verdient hätten, die aber es verstanden, ihnen mit List und Gewandtheit den Weihrauch des Lobes zu streuen.

Zwei große politische Ereignisse, welche in den letzten Jahren Ludwigs XV. mit eben so viel Unbesonnenheit als Kühnheit vermöge der Beschlüsse der Regierung eintraten, vermehrten den kranken Zustand des Staats, dem sie abhelfen sollten. Das eine war die Aufhebung der Jesuiten, das andere die Aufhebung der Parlamente. Die erste dieser Begebenheiten war ein Sieg der vermeintlichen Philosophie und der encyklopädischen Secte über ihre Feinde. Nicht weil die Jesuiten durch die Organisation ihres Ordens einen Staat im Staate bildeten; nicht weil sie durch ihre Lehren das Gewissen auf eine gefährliche Art beschwichtigten; nicht weil sie sich der Gemüther der jungen Leute bemächtigten, um sie später als Werkzeuge zu gebrauchen; nicht weil ihr Geist ausgeartet war und sie durch ihre fein gesponnenen Ränke zu vielen Mißbräuchen Anlaß gegeben hatten, wurde der Orden aufgehoben. Dies Alles, so gegründet es auch war, wurde nur von Vielen vorgeschützt und diente ihnen zum Vorwand. Sie wurden zerstört, weil sie in enggeschlossenen Reihen, noch immer stark durch ihre Einheit, furchtbar durch ihre Verbindungen und ihre Thätigkeit, mit Muth, Verstand und Beharrlichkeit die Altäre und die Thronen vertheidigten, und, sey

es auch nur aus Selbstsucht, den Feinden Beider die Spitze boten.

Die Aufhebung der Parlamente sollte gewissermaßen ein Gegengewicht gegen die siegende Parthei bilden, und die königliche Gewalt befestigen. Die Parlamente waren während der ganzen Regierung Ludwigs XV. in der Opposition begriffen gewesen. Ihr Ansehen in den Augen des Volks, ihre Wichtigkeit in ihren eigenen hatte sehr zugenommen seit dem Tode Ludwigs XIV., dessen letzten Willen sie für null und nichtig erklärt hatten, um dem Herzog von Orleans die unbeschränkte Regentschaft zu übertragen. Der Herzog, aus Dankbarkeit für diesen großen Dienst, hatte den obersten Gerichtshöfen das Recht zurückgegeben, Vorstellungen gegen die Gesetze, vor deren Eintragung, zu machen, welches Ludwig XIV. ihnen weislich genommen hatte. Sie gebrauchten und mißbrauchten dieses Recht, benutzten es öfters, um dem Throne nützliche Wahrheiten näher zu bringen; noch öfter aber wendeten sie ihre remonstrirende Stellung dazu an, um den herrschenden Ideen und den politischen Theorien des Tages das Gewicht der gerichtlichen Meinung zu geben. In der Wahl der Ausdrücke und im Tone des Ganzen überschritt ihre Sprache selten die Grenzen der dem Throne schuldigen Ehrfurcht, und behielt immer eine gewisse ruhige Würde; allein beides war öfters geheuchelt. Der kühne, ja freche Inhalt ihrer Vorstellungen verbarg sich hinter diese äußere Form. Die

Lehren, die sie gaben oder die sie andeuteten, wirkten um so mehr beim Volke, als ihr Nachdruck in den Sachen, nicht in den Worten zu liegen schien. Als die Philosophie ihr Haupt erhob und laut wurde, bemächtigte sie sich vieler jungen Räthe in den Parlamentern. Ihre Lieblingssätze über Staatsverfassung und Verwaltung drangen in die Vorstellungen und Reden derselben ein, und erhielten so einen schnellern Umlauf. Die gerechten Veranlassungen zu ernsthaften Remonstrationen fehlten den Gerichtshöfen nicht. Die Regierung, durch ihre Verschwendungen, ihre Eingriffe in die individuelle Freiheit und das Privatrecht, ihr willkührliches und dabei schwankendes und kraftloses Verfahren, lieferte zu solchen Vorstellungen reichlichen Stoff. Nur zu oft nahm sie auf dieselben keine Rücksicht, und versuchte den Widerstand der Parlamente durch Verbannung derselben zu brechen; diese Maaßregel verfehlte selten ihren Zweck, und die Gerichtshöfe fügten sich am Ende in den Willen der Verwaltung. Alle mehr oder minder vom Geist der Zeit angesteckt oder beherrscht und von den Jansenisten, die in ihrer Mitte saßen, aufgeregt und geleitet, trugen die Parlamente viel zu dem Sturze der Jesuiten, dieses ihnen gefährlichen und verhaßten Ordens, bei. Als dieser aufgehoben worden war, glaubten Viele, daß die Gewalt der Parlamente noch mehr um sich greifen würde, wenn sie selbst nicht eine andere Form erhielten und in ihren Vorrechten beschränkt würden. Die Regierung theilte diese Meinung. Sie war des langen Kampfes

zwischen dem Throne und den Parlamenten überdrüßig und müde, und zum großen Erstaunen Aller geschah in den ohnmächtigsten Jahren des entnervten Königs ein Gewaltstreich, den sein Vorgänger zur Zeit seiner größten Macht kaum gewagt hätte. Die Parlamente wurden aufgelöset, und neue Gerichtshöfe gebildet, denen keine politischen Rechte eingeräumt wurden, und die durch ihren Ursprung, ihre Zusammensetzung, ihre abhängige Existenz, mit den großen Corporationen, die sie ersetzen sollten, nichts gemein hatten. Der Kanzler Maupeou, welcher Geistesmuth bis zur Verwegenheit, und Keckheit bis zur Unverschämtheit trieb, der aber einen scharfsinnigen Verstand mit einer großen Gewandtheit vereinigte, war der Urheber und Vollführer dieser überraschenden Maaßregel. In dem Fall der Parlamente sah das Volk die Zerstörung seiner letzten Schutzwehr. Die öffentliche Meinung aller Stände erklärte sich unverhohlen gegen diese gewaltsame und willkührliche Umwälzung, und da sie grade mit einer Epoche zusammentraf, wo der alternde König, versunken in der Wollust und von einer gemeinen Buhlerin gefesselt, sich der Verachtung Preis gab, und wo der Despotismus mittelmäßiger Minister sich den allgemeinen Haß zuzog, so wurde auch das Gute, das mit der neuen Einrichtung verbunden war, verkannt, und der Unwille kannte keine Grenzen mehr.

Ludwig XV. endigte, mit dem Fluche des Volks beladen, seine Regierung und sein Leben, die unter den

Segnungen Aller begonnen hatten. Als sein Leichnam in aller Eil wegen der schnellen Fortschritte der Verwesung in das Grabmal seiner Väter getragen wurde, begleiteten ihn längs den Straßen die lauten Verwünschungen des Pöbels.

Ganz Frankreich, von Hoffnungen erfüllt, huldigte seinem Enkel und Nachfolger, Ludwig XVI.; das Volk vergaß Alles, was es unter der vorigen Regierung Schändliches gesehen, Trauriges erfahren, Drückendes hatte erleiden müssen, und schien dem Throne wie dem Hause der Bourbonen fest und unerschütterlich ergeben. Der junge König verdiente diese Empfindungen; sein unbescholtenes Privatleben, die Reinheit seiner Sitten, die Frömmigkeit seiner Gesinnungen, das allgemeine Wohlwollen und die Liebe zu allem Guten, welches ihn auszeichnete und belebte, versprachen Frankreich eine bessere Zukunft. Obgleich nicht vielumfassend und umsichtig, war sein Verstand gesund und richtig, seine Kenntnisse waren mannigfach und in einigen Fächern gründlich. Seine Ordnungsliebe, seine Sparsamkeit und sein einfaches Wesen empfahlen ihn früh den Besseren. Er hatte alle Tugenden eines Privatmannes, und war als Sohn, Bruder, Gatte und späterhin als Vater untadelhaft. Allein ihm gingen die politischen Tugenden gänzlich ab, die, zumal in verhängnißvollen Zeiten, den Königen nothwendig sind; manche seiner guten Eigenschaften konnten auf seinem hohen Standpunct als Fehler betrachtet werden oder zu gefährlichen Fehlern und Mißgriffen führen. Der schnelle

Entschluß, die energische Ausführung des Beschlossenen, die Beharrlichkeit bei einem gefaßten Plan waren seiner Natur fremd; und doch vermochten damals Vernunft und Gerechtigkeit, ohne einen festen eisernen Willen, nicht, Frankreich zu beherrschen. Seine schlaffe Erziehung nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters, seine Bescheidenheit, seine Gutmüthigkeit vermehrten diesen natürlichen Mangel an Willenskraft. Sich selbst zu wenig vertrauend, Anderen sein Vertrauen zu leicht schenkend, stand er fremden Eingebungen und Eindrücken ausgesetzt und offen. Er wollte das Beste, er sah das Gute ein, vermochte aber nicht, es durchzusetzen. Verlegen, unbeholfen, ohne feinen Anstand, imponirte er nicht den Franzosen, schmeichelte nicht wie seine beiden Vorgänger durch eine schöne oder majestätische Haltung ihrer Eitelkeit, und verstand auch nicht die Gemüther zu gewinnen, zu bezaubern, zu begeistern, wie sein großer Ahnherr Heinrich IV. es durch sein ritterliches Ansehen, sein munteres Wesen, seinen lebendigen Geist zu thun wußte. Ludwig XVI. besaß weit mehr negative Eigenschaften, als positive, heroische, königliche Tugenden; hätte er so viel thätigen Geistesmuth gehabt, als er passiven Muth zu leiden und das Schrecklichste ruhig zu ertragen, gezeigt hat, er würde den Lagen, die er mit der Ruhe und der Geduld eines Märtyrers ertrug, entgangen und zuvorgekommen seyn.

So war Ludwig XVI. in seinen Anlagen oder schon in der That beschaffen, als er die zerrüttete Erbschaft seines Großvaters antrat und für dessen Sünden zu

büßen berufen ward. Die Königinn, die Tochter der großherzigen Maria Theresia, selbst eben so großherzig wie ihre Mutter, war, als sie die Grenzen Frankreichs betrat, mit einem unbeschreiblichen Jubel des Volks empfangen worden. Bewunderung und Liebe strömten ihr von allen Seiten zu. Sie bezauberte die Augen durch ihre über Alles hervorragende Schönheit, die Phantasie durch ihre geistreichen und anmuthigen Reden, das Herz durch ihre Güte und ihre Wohlthätigkeit. Allein sie gewann allmählig durch ihre Ueberlegenheit zu viel Gewalt über den König; sie beherrschte ihn, vielleicht ohne es sich vorzusetzen, und er wurde beherrscht ohne es zu wissen. Jung, lebhaft, den Vergnügungen und der Pracht hingegeben, auf einen glänzenden und reichen Thron erhoben, von verführerischen und habsüchtigen Hofleuten umgeben, verschwendete sie viel, gab den Verschwendungen zu Gunsten Anderer vielfache Veranlassung, führte bei Hofe, statt der, in Frankreich zumal, so nothwendigen Herrscherwürde, einen zu leichten Sinn, eine zwar unschuldige aber ausgelassene Freude ein, und setzte sich gern über die sonst so strengen Regeln des Anstandes und des Verhaltens weg, welche den Königinnen von Frankreich durch Sitte und Gewohnheit aufgelegt waren.

Herrscher von diesen Eigenschaften und diesem Charakter wären in ruhigen Zeiten ihrer hohen Bestimmung gewachsen gewesen, und hätten Frankreich beglücken können. Aber obgleich Beide ausgezeichnet, wa-

ren sie doch nicht gemacht, um stürmischen Zeiten vorzubeugen oder ihnen die Spitze zu bieten. Und doch war es leicht vorauszusehen, daß solche Frankreich bedroheten. Allein eher möglich als wahrscheinlich, schienen sie sehr entfernt zu seyn oder noch gänzlich entfernt werden zu können. In der That, trotz aller Ursachen zum Mißvergnügen, trotz des Umschwungs, den die Ideen genommen, der großen Veränderungen, die in den materiellen Verhältnissen und in der geistigen Stimmung der Gemüther Statt gefunden hatten, blieb in den zwölf ersten Jahren der Regierung Ludwigs XVI. Alles ruhig. Alles ging allmähligen Verbesserungen entgegen, oder erhielt solche von der wohlwollenden Hand des Königs. Der Gewitterstoff schien sich zu zerstreuen, und der politische Himmel im Innern von Frankreich heiterer zu werden. Aber es geschahen von Seiten der Regierung manche Fehler und Mißgriffe. Es entstanden am Hofe neue Gebrechen und es ereigneten sich in anderen Welttheilen Begebenheiten, die auf die Stimmung von Frankreich einen bedeutenden Einfluß gewannen, und leicht dem Throne und der bürgerlichen Ordnung gefährlich werden konnten. Es war ein großes Unglück für den Staat, daß der junge König die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten dem alten Grafen von Maurepas übergab. Dieser Minister, von Natur leichtsinnig, oberflächlich, gemüthlos, obgleich mit Verstand und Scharfsinn begabt, hatte weder die festen Grundsätze, noch die großen Einsichten und den reinen,

kraftvollen Charakter, welche nöthig waren, um die Krankheiten des Staats zu erforschen, zu beurtheilen und aus dem Grunde zu heilen. Das zunehmende Alter hatte seine Fehler vermehrt. Selbstsucht erzeugte bei ihm Sorglosigkeit; in der Gegenwart beschäftigte ihn sein Ansehen ausschließlich, die Zukunft Frankreichs war ihm gleichgültig, und er glaubte durch seine witzige, leichtfertige Munterkeit auf eine dem National-Charakter angemessene Weise Alles zu beschwichtigen oder zu beherrschen. Der König wünschte Ersparnisse in allen Theilen des Staatshaushalts, Reformen in allen Zweigen der Verwaltung; er wollte sogar Beides ernstlich, aber ohne die Willenskraft es durchzusetzen zu zeigen. Eine solche herkulische Arbeit war nicht für den abgelebten Greis, der das Ruder führte, gemacht. Sie schreckte ihn zurück; er wollte sie nicht selbst unternehmen, weil er nicht hoffen konnte, sie zu vollenden, und er war abgeneigt, sie anderen Händen zu übergeben, aus der nicht ungegründeten aber verächtlichen Furcht, daß sie ihn verdunkeln und entbehrlich machen könnten.

Doch übte die schon mächtig gewordene öffentliche Meinung auch auf ihn ihre Gewalt aus. Auch er huldigte ihr aus Eitelkeit und in so fern diese Nachgiebigkeit ihn nicht aus seinem gewöhnlichen Geleise zu treten zwang. So bezeichnete dem alten Minister die allgemeine Stimme gewisse Männer, die durch ihre Talente, ihre Tüchtigkeit, ihren geläuterten edlen Charakter das Wohl von Frankreich zu befördern geeignet

schienen. Maurepas führte sie dem König zu, und dieser nahm sie willig und freudig zu Gehülfen des Thrones an. So geschah es mit Turgot, Malesherbes und Necker. Der erste, einsichtsvoll aber zu sehr den Systemen ergeben, thätig aber zu rasch in seinem Verfahren, gemeinnützig gesinnt aber die Privatinteressen zu wenig schonend, mit mehr Sach- als Menschenkenntniß, konnte seine schön begonnene Laufbahn nicht lange fortsetzen; von den Hofleuten verleumdet, und von den Kleinmüthigen und Kurzsichtigen einer wilden Neuerungssucht beschuldigt, wurde er ungern vom König entlassen. Der zweite, Malesherbes, hochherzig, echt sittlich, gerecht und mild, durch die Reinheit seiner Gesinnungen eines bessern Zeitalters würdig, sprach und handelte für die Sicherstellung der Personen und des Eigenthums gegen die Eingriffe der Willkür, und versuchte, vermöge einer gesetzmäßigen Freiheit der ungebundenen Frechheit der Rede und der Schrift heilsame Schranken zu setzen; aber auch er diente, nach der Aussage seiner Feinde, unbewußt den gefährlichen Lehren des Tages oder schien ihnen zu dienen, und er selbst, durch den Widerstand entmuthigt, den man seinen zweckmäßigen Verbesserungen und Vorschlägen entgegenstellte, trat freiwillig ab und zog sich in die Einsamkeit zurück. Necker, vom Handlungs-Comtoir allmählig emporstrebend, ward, obgleich er Protestant war, zur Würde eines General-Controlleurs erhoben in einem katholischen Lande; zwar hatte er

weder den Geist noch den Charakter eines Staatsmannes, allein er zeichnete sich aus durch Einsicht in die Finanzen, durch Sittlichkeit nicht ohne Tugend-Prunk, durch Festigkeit nicht ohne etwas Schroffes. Er brachte Ordnung, Rechtlichkeit, Uneigennützigkeit in die große Verwaltung, die ihm anvertraut wurde; er schuf den öffentlichen Credit, der ihm ergiebige Quellen öffnete, gerieth aber dabei in eine zu große Vorliebe für die Kunstgriffe der Bank, seines frühern Geschäfts. Als er durch seinen berühmten Compte rendu ein gefährliches Licht auf die Finanzen warf und eine noch gefährlichere Publicität ihres Zustandes veranlaßte, schien er den Besseren nach Popularität zu haschen und sich selbst Weihrauch streuen zu wollen; als er noch höher steigen und in den Rath des Königs eintreten wollte, fiel er, bedauert und öfters zurückgewünscht.

Zu der Zeit, wo Necker an der Spitze der Finanzen stand, nahm Frankreich einen offenen, thätigen, glorreichen Antheil an dem Amerikanischen Kriege. Die Englischen Colonien, im Osten von Nordamerika, die, schon lange mit den repräsentativen Formen bekannt und durch dieselben beschützt, die bürgerliche und politische Freiheit genossen hatten, benutzten diese Freiheit und den Wohlstand, den sie bei ihnen erzeugt hatte, um eine völlige Unabhängigkeit von England zu erhalten und zu erzwingen. Die Veranlassung zu diesem großen Unternehmen war unbedeutend. Die Beschwerden, welche die Colonien führten, waren gering: es handelte sich nicht von Bedrückung, man ging auf die Erwerbung neuer Rechte aus,

nicht bloß auf die Festhaltung der alten wohlerworbenen. Die Streitigkeiten zwischen den Colonien und dem Mutterlande hatten schon lange gedauert, als sie in eine wahre Fehde und in einen blutigen Krieg übergingen. Unter dem Namen von Vereinigten Staaten hatten sie einen großen Staatenbund errichtet und sich vom Mutterlande ganz losgerissen. Frankreich sah diesen wichtigen Bruch mit Wohlgefallen an; es überschätzte den Vortheil, den es davon ziehen konnte, so wie die Nachtheile und den Verlust, welche diese Begebenheit für England haben würde.

Die öffentliche Meinung der höheren Stände, der handelnden Welt und der Schriftsteller in Frankreich hatte sich laut und unverhohlen für die Sache und das Recht der Amerikaner ausgesprochen. Die Einen sahen in derselben eine herrliche Gelegenheit für Frankreich, sich wegen des entehrenden Ausgangs des letzten Krieges zu rächen und zu entschädigen; die Anderen träumten schon, den Welthandel an sich zu ziehen, oder hofften wenigstens, dem ihrigen einen neuen unermeßlichen Markt zu öffnen. Die Schriftsteller und ihr zahlreicher Anhang freueten sich über die kühne Unternehmung der Amerikaner und erblickten in ihr den Triumph ihrer eigenen Lehren über die unveräußerlichen Rechte der Völker und die usurpirte Gewalt der Fürsten und der Könige. Alle vereinigten sich, um die Regierung aufzufodern, England den Krieg zu erklären, und so die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten zu befördern und sicher zu begründen. Frank-

lin war schon eine geraume Zeit in Paris, um dieses entscheidende Ereigniß herbeizuführen. Der Ruhm seiner Entdeckungen in dem Gebiet der Naturwissenschaften war ihm vorausgegangen, und der Gelehrte bahnte dem Staatsmann den Weg. Sein schlichtes, einfaches Wesen, welches viel Schlauheit und Gewandtheit verbarg, seine geistvollen, mit Laune und Originalität gewürzten Reden, machten bei Hofe und in der Hauptstadt großes Glück, und trugen nicht wenig zum Ausgang seiner Unterhandlungen bei.

Im Geheimen hatte Frankreich die Sache der Amerikaner schon unterstützt, Speculanten hatten ungeahndet, unter den Augen der Regierung, den Vereinigten Staaten Geld und Kriegesmittel aller Art verschafft. Es waren eine Menge Schriften erschienen, wo ihre Sache als die rechtmäßigste verfochten wurde, und bei dieser Gelegenheit wurden ungestraft über die Staatswissenschaft allgemeine Theorien aufgestellt, die, mit Scharfsinn durchgeführt und mit Beredsamkeit ausgestattet, in die Gemüther eindrangen, und die man im Stillen auf Frankreich selbst anwandte oder leicht anwenden konnte. Das Interesse für America stieg bis zur Begeisterung. Die öffentliche Meinung wuchs zu einem Strom an, der am Ende die Regierung mit sich fortriß. Der Krieg wurde von Seiten Frankreichs beschlossen und begann mit der größten Thätigkeit. Necker erschuf durch wohlberechnete Anleihen die nöthigen Geldmittel. Die Französische Seemacht erhob sich mit einer unerwarteten Schnelligkeit zu ei-

ner Höhe, die sie seit der Schlacht von La Hogue verloren hatte, und in Verbindung mit Spanien bot sie in beiden Welttheilen England die Spitze. Es wurde ein Französisches Heer unter Rochambeau's Leitung nach Amerika übergesetzt. Alle jungen adeligen Offiziere buhlten um die Ehre, bei der Unternehmung angestellt zu werden und für die Freiheit — so hieß es — ihr Blut zu vergießen. Lafayette und Noailles hatten schon früher als Freiwillige unter den Fahnen von Washington gefochten. Der junge Adel, durch ihr Beispiel angeregt, folgte ihnen mit Freudigkeit. Der Sieg krönte die Französischen Waffen. Nach langen Kämpfen mußte England die Vereinigten Staaten anerkennen; Frankreich erhielt beim Frieden große Vortheile und errang eine noch größere Ehre.

Diese nicht nothgedrungene, sondern freiwillige Theilnahme an dem Amerikanischen Kriege ging nicht ohne wichtige Folgen für Frankreichs innere Stimmung vorüber. Nicht nur konnte sie selbst schon als ein Kennzeichen, ja als eine Wirkung des Zeitgeistes betrachtet werden, sondern sie hatte auch eine bedeutende Rückwirkung auf ihn, verstärkte und beschleunigte seine Tendenz. Ludwig XVI. beurtheilte die ihm von seinen Räthen und der öffentlichen Meinung aufgedrungene Theilnahme an dieser Weltbegebenheit sehr richtig, und fand den Krieg, den Frankreich begann, um die Freiheit der Vereinigten Staaten zu unterstützen, eben so ungerecht als gefährlich. Allein er handelte wie gewöhnlich gegen seine bessere Ueberzeugung,

und ließ sich zu einem Schritte, den er selbst mißbilligte, hinreißen. In der That rechtfertigten die Begebenheiten sein Urtheil und seinen Widerwillen gegen den Krieg. Unter dem Vorwand, die Sache der Unabhängigkeit der Colonien zu verfechten, wurden von den Schriftstellern unter mannigfaltigen Formen die bedenklichsten und wichtigsten Fragen über die Natur, den Ursprung, die Grenzen der rechtmäßigen Gewalt im Staate rücksichtslos erörtert, und verderbliche Lehren ausgestreut. Die Offiziere und sogar die Gemeinen, die in Amerika gefochten hatten, kamen zurück in ihr Vaterland mit Gesinnungen, die nichts weniger als monarchisch waren, und mit Grundsätzen oder Ideen, die sie leicht versucht werden konnten auf Frankreich anzuwenden, so unanwendbar auf dasselbe sie auch an sich seyn mochten. Die Begeisterung für den glücklichen Ausgang des Krieges, die sich aller Gemüther bemächtigte, obgleich sie eigentlich die Insurrection zum Gegenstand hatte, zeigte sich allenthalben unverschleiert und unverhohlen, so wie ungerügt. Dabei geriethen die Finanzen, wegen der großen unvermeidlichen Ausgaben, die der Krieg verursachte, immer mehr in Verwirrung und in Verfall. Necker hatte die Kosten des Krieges durch sehr bedeutende Anleihen gedeckt. Vielleicht hätte er durch seinen Credit und indem er durch Ersparnisse die gewöhnlichen Ausgaben des Staats und des Hofes zu vermindern gewußt hätte, die Zinsen gesichert. Als er aber gezwungenerweise von der Bühne abtrat, nahm die

Zerrüttung immer mehr zu, und das Mißverhältniß der Einnahme zu den Ausgaben wurde immer größer. Sein berühmtes Buch über die Verwaltung der Finanzen deckte das Uebel, welches den Staat drückte und noch mehr bedrohete, schonungslos auf. Ob es ihm von der Eitelkeit oder von dem Bedürfniß, sich selbst zu rechtfertigen, eingegeben wurde, bleibt zweifelhaft, aber unbezweifelt war die Gährung, die es in den Gemüthern hervorbrachte.

Sein Nachfolger, Calonne, war genialischer und kühner als er, aber zugleich der Verschwendung hingegeben, unsittlich, unbesonnen, leichtsinnig, verwegen im Entwerfen, und zu rasch im Ausführen. Unter seiner Leitung überstiegen die Ausgaben die Einkünfte des Staats in einer stets zunehmenden Progression. Um dem Uebelstand abzuhelfen, faßte Calonne den eben so zeit- als zweckmäßigen Plan, die beiden bis dahin privilegirten Classen, die Geistlichkeit und den Adel, zu besteuern und ihre Befreiung von allen directen Abgaben aufzuheben. Um den Widerstand, den dieser Plan in den Rechten der beiden begünstigten Stände finden mußte, zu brechen oder zu umgehen, bewog er den König, eine Versammlung der angesehensten Männer im Reiche zu gewähren, in der Hoffnung, daß im Angesicht von Frankreich die Notablen die Stimme der Ehre vernehmen und der öffentlichen Meinung nachgeben würden. Um zugleich der Nation eine Art von Bürgschaft für die Verwendung der neu zu eröffnenden Hülfsquellen zu geben, sie für

seine Zwecke zu gewinnen und ihr gesetzmäßige Organe ihrer Wünsche zu verschaffen, wollte er Provinzial-Versammlungen anordnen und einführen. Allein alle seine wohlberechneten Pläne fielen durch, weil seine Persönlichkeit kein Vertrauen einflößte, weil die oberen Stände noch nicht einsahen, daß die von ihnen verlangten Opfer nothgedrungen wären, weil der Hofadel und sogar der Bruder des Königs, der Graf von Provence, sich gegen ihn verbanden, und der König weder den Muth noch die Festigkeit hatte, ihn durch Annahme durchgreifender Maaßregeln zu unterstützen.

Calonne wurde entlassen. Der Erzbischof von Sens, Brienne, dessen überschätzte Talente der verwikkelten Lage der Dinge gar nicht gewachsen waren, wurde zum Unglück für Frankreich an die Spitze der Verwaltung gesetzt. Nun folgten nach einander die gewagtesten und zweckwidrigsten Unternehmungen, um das Gleichgewicht im Staatshaushalte wieder herzustellen. Neue Abgaben sollten eingeführt werden, es wurden Steuer-Edicte geschmiedet, die Reduction der Zinsen wurde beschlossen, allein alle diese Maaßregeln scheiterten gegen den Widerstand der Parlamente. Ludwig XVI., um sich im Anfange seiner Regierung beliebt zu machen, hatte diese großen gerichtlichen Corporationen, wie sie vor Maupeou und seiner neuen Organisation der Justiz Statt fanden, wieder hergestellt und ihnen das Vorstellungsrecht in seiner ganzen Ausdehnung wieder eingeräumt. Mit dem Drange der Zeit wuchs ihre Kühnheit; sie ver-



weigerten standhaft die Eintragung der verhaßten Gesetze von Brienne, sprachen mit lauter und energischer Stimme die öffentliche Meinung aus, erklärten sich, nachdem sie Jahrhunderte hindurch die Steuer-Edicte durch ihre Eintragung geheiligt hatten, für unberechtigt und unberufen, dieselben zu bewilligen, und forderten die Generalstände, als die einzige rechtmäßige Gewalt, die dem Volke neue Abgaben auflegen dürfe.

So entstanden und wirkten mächtig, aber langsam, die vorbereitenden entfernten Ursachen der Französischen Umwälzung. Zwei Jahrhunderte sammelten und häuften den Stoff zu dieser großen Weltbegebenheit. Formen, die der Nation hätten heilig seyn sollen und heilsam hätten werden können, waren abgeschafft oder in Vergessenheit gerathen, andere Formen, welche die Willkühr erfand oder die derselben dienten, wurden eingeführt oder hatten sich allmählig gestaltet. Mißbräuche aller Art hatten sich vervielfältigt und verursachten allgemeines Mißvergnügen. Eine Abwechselung von Despotismus und Schwäche; Waffenruhm, theuer erkauft, und Waffenschande, öfters noch theurer bezahlt; eine Politik, bald thätig aber ungerecht, bald harmlos und unschuldig, aber ohne Einsicht und Energie; ein verderblicher Aufwand, aber mit Geschmack, mit Würde, mit großen Zwecken verbunden; dann wieder eine grenzenlose Verschwendung, durch Gemeinheit, schwelgerische Pracht, Bereicherung der Unwürdigsten dem Volke noch gehässiger; in den höheren Regionen eine schaamlose Sit-



tenlosigkeit und eine totale Gleichgültigkeit für Glück und Unglück des Volks, — zeichneten die zwei Jahrhunderte aus. Diese Sittenlosigkeit machte zwar einer großen Reinheit der Sitten und noch reineren Absichten in der Person Ludwigs XVI. Platz. Aber die letzteren wurden nicht wie die erstere nachgeahmt, und sie erweckten nicht Ehrfurcht und Liebe im Verhältniß zu dem Haß und der Verachtung, welche jene erregt hatte. Dabei hatte die Cultur sich durch alle Classen, die ihr früher fremd waren, verbreitet, und war in einzelnen Zweigen zu einer mit Recht bewunderten Höhe gestiegen. Die Gesetzgebung hatte demnach aufgehört, in allen ihren Theilen den Bedürfnissen der Nation angemessen zu seyn. Das Volk war in seinen Fortschritten ihr entwachsen. Die Maximen der Regierung bei der Vertheilung der Aemter, weit entfernt, der zunehmenden Bildung der unteren Stände zu entsprechen, widersprachen ihren Ansprüchen, die als Anmaßungen verschrieen wurden. Die Gewalt der alten Grundsätze, der früher allgemeinen Meinungen und Gesinnungen, war verschwunden, und es hatten neue Grundsätze, Meinungen und Gesinnungen das Bürgerrecht erhalten und in den Gemüthern Wurzel gefaßt, bevor die Regierung diese Veränderungen wahrnahm oder nur ahndete. So war Frankreich beschaffen, und es war leicht voraus zu sehen, daß der Brennstoff einen gewaltigen Staatsbrand herbeiführen könnte, wenn die Regierung, statt den zündenden Funken zu entfernen, aus Unvorsichtigkeit



oder aus falscher Popularität das beginnende Feuer anschürte. Aber troß allen vorbereitenden Ursachen und Umständen, die eine Revolution möglich, ja wahrscheinlich machen konnten, wäre sie nie ausgebrochen, wenn nähere, sie veranlassende Ursachen ausgeblieben wären. Sie war weder nothwendig noch unvermeidlich, wenn man nicht behaupten will, daß die Verbrechen der siegenden Parthei nothwendig und die Fehler so wie die Mißgriffe der besiegten unvermeidlich gewesen sind.

Reformen, durchgreifende, großartige, ernstliche Reformen waren nothwendig, und es war unvermeidlich, daß die Regierung solche, nach einem großen umsichtigen Plan mit Muth, mit Kraft, mit Beharrlichkeit unternehmen und vollziehen mußte, wenn sie nicht ihrem Untergange, so wie dem des Staats, entgegen gehen wollte. Die Erfahrung hatte schon bewiesen, daß bei dem besten Willen des Königs die Mißbräuche nicht durch gewöhnliche Mittel bis zu ihrer Wurzel ausgerottet, noch ihr immer wiederkehrendes Wuchern vermieden werden konnte. Die Energie, die Einsicht einzelner Männer reichte zu einer solchen riesenhaften Arbeit nicht hin. Zu viel mächtige, kluge, verschmitzte Menschen arbeiteten offen oder ins Geheim gegen sie; zu Viele lebten von den Krankheiten des Staats, und fürchteten dessen Genesung. Es mußte ein organisches Princip der Heilung und der Belebung in den Staat eingeführt oder zurückberufen werden, welches durch seine Intelligenz die zweckmäßigsten

Verbesserungen auffaßte, denselben durch sein Ansehen Eingang verschaffte, durch eine gesetzliche Gewalt sie durchführte und vermöge einer dauernden Einwirkung ihre Vollendung sicherte. Ein solches Princip konnten allein die Generalstände abgeben. Sie wurden von den Parlamenten gefordert, von der Nation gewünscht, vom Könige gewollt und zugestanden. Es war freilich ein Unglück, daß die Geldverlegenheit der Regierung mit der Wiedererweckung der Generalstände zusammentraf und sie zu veranlassen schien. Aber die nothwendigen Reformen konnten nur aus einer solchen reformirenden Gewalt hervorgehen. Ihre Wiederbelebung war nicht an sich eine Staatsumwälzung, vielmehr wurde der Staat dadurch auf seine frühere Verfassung zurückgeführt. Die politische Gewalt hatte der König früher mit den Ständen getheilt, denn ihre Mitwirkung bei der Gesetzgebung und der Besteuerung war gesetzmäßig. Frankreich hatte das Recht, sie zurückzuwünschen, denn sie waren nie von Rechts wegen aufgehoben, und waren nur von den Königen übergangen, von der Nation vergessen worden. Vermöge ihrer Wiederbelebung hätten sie den Bedürfnissen und Forderungen des Volks ein kräftiges Organ verliehen, den Thron mit dem Lichte der Wahrheit umgeben, ihm seine wahren Freunde gezeigt und näher gebracht, so wie seine Feinde von ihm entfernt; den Talenten, dem Gemeinsinn, den Kenntnissen aller Art einen herrlichen Wirkungskreis gegeben und ihnen zugleich als Pflanzschule gedient; die Gesetzgebung und die Be-



steurung, vielseitig berathen, wäre planmäßig vervollkommnet worden. Aber um diese heilsamen Resultate hervorzubringen, hätten die Generalstände nach der alten Verfassung, mit einigen Modificationen, die ihre Wesenheit nicht verändert hätten, zusammengesetzt und in ihren gesetzmäßigen Schranken festgehalten werden müssen. Der Entschluß des Königs, die Generalstände zu versammeln, war also an sich keine Revolution und hätte auch zu keiner geführt, wenn nicht gleich nach diesem Entschluß die Leidenschaften sich der Sache bemächtigt und die Mißgriffe der Regierung, so wie die Verbrechen der Regierten die verderblichsten Begebenheiten veranlaßt, hervorgerufen und beflügelt hätten.

Der König versprach förmlich, die Generalstände baldmöglichst zu versammeln. Ein zweckmäßiger, ja ein nothwendiger Entschluß, der, weit entfernt, die Revolution herbeizuführen oder sogar schon zu beginnen, wie Mehrere behaupten, Frankreich von allen eingewurzelten politischen Uebeln vermöge umsichtiger Reformen, hätte heilen können, und geheilt haben würde, wenn die Regierung nicht bei der Ausführung dieser großen Maßregel Fehler auf Fehler begangen hätte. Um die Zusammenberufung der Stände heilsam und segensreich zu machen und den Gefahren derselben zu entgehen, hätten der König und die Regierung Einsicht und Vorsicht mit Kraft und Festigkeit vereinigen, und bei den vor dem Zusammentritt der Versammlung zu treffenden Vorkehrungen, so wie bei der Leitung dersel-

ben, Fürsorge tragen müssen, daß dieses Werkzeug des Guten sich nicht in eine verderbliche Waffe gegen alles Gute verwandle. Sobald man das Gegentheil that, nicht die möglichen Begebenheiten im voraus berechnete, um sie zu beherrschen, die Mittel der Regierung überschätzte und die Macht der Umstände verkannte; sobald man die sogenannte öffentliche Meinung über die Maßen fürchtete und sich von dieser Furcht hinreißen ließ, konnte die Versammlung der Stände leicht verderblich werden. Was war gefährlicher, als freiwillig eine gesetzmäßige Gewalt hervorzurufen, bei der allgemeinen Gährung der Gemüther eine solche in das Leben treten zu lassen, und sich unvorbereitet und unbewaffnet derselben entgegen zu stellen? Es war voraus zu sehen, daß sie angriffsweise gegen die bestehende Ordnung handeln könnte und handeln würde, wenn der Thron nicht zu rechter Zeit die nöthigen Maßregeln, sich zu schützen und zu vertheidigen, ergriff, und die furchtbare Offensivkraft, die sich gegen ihn bilden konnte, nicht suchte in ihrem Keim zu lähmen und in ihren Elementen zu schwächen. War die Regierung einem solchen Verfahren nicht gewachsen; war sie sich nicht der nöthigen Ueberlegenheit bewußt; wollte sie oder konnte sie einen solchen Plan nicht ausführen, so hätte sich der König hüten müssen, die Generalstände zusammen zu berufen, denn er gab dadurch allen Leidenschaften und den Absichten seiner zahlreichen Feinde einen rechtmäßigen Stützpunct, der ihnen eine überschwänkliche

Macht nothwendig verleihen mußte. Ohne einen solchen organischen Kern, der den zerstreuten Gährungsstoffen ein Verbindungs- und Vereinigungs-Mittel darbot, wäre freilich die Reform des Staats schwerlich erfolgt, aber eine Revolution hätte nie Statt gefunden. Aufruhrscenen in einzelnen Theilen des Reichs wären nicht ausgeblieben, aber die Umwälzung desselben wäre unmöglich gewesen.

Von Allem, was bei so bewandten Umständen hätte geschehen und gethan, oder nicht geschehen und nicht gethan werden sollen, wurde grade das Gegentheil gewählt und ausgeführt. Man kann mehrere Momente bezeichnen, wo die Regierung dem Uebel, welches Frankreich bedrohete, hätte vorbeugen können, während sie es durch Mißgriffe oder Versäumnisse herbeiführte. Ganz einfache Maaßregeln, zur rechten Zeit genommen, hätten das heilsame Mittel der Versammlung der Stände vor einer jeden Ausartung bewahrt, und die Arzenei wäre nie ein zerstörendes Gift geworden.

Nachdem die Generalstände beschlossen waren, mußte der König, und der König allein, indem er die alten Formen und die neuen Verhältnisse reiflich erwogen, jene so weit umwandeln, als es nöthig war, ohne das Grundprincip der ständischen Verfassung, nämlich das gegenseitige Verhältniß der Stände, ihre Sonderung und ihre Stellung zum Throne, aus der Acht zu lassen. Statt dessen lud man förmlich alle Franzosen ein, die Fragen über die Zusammensetzung der Stände

ihren gesetzmäßigen Wirkungskreis vor ihren Richterstuhl zu ziehen, zu beantworten und ihre Meinungen bekannt zu machen. Diese Einladung war eine förmliche Aufforderung zum Kampfe der Partheien. Durch diesen Schritt beurkundete die Regierung öffentlich, laut und unverhohlen ihre Verlegenheit, ihre Unschlüssigkeit, ihre Schwäche. Sie brachte ein allgemeines Aufgebot der Gedanken, der Ansichten, der Leidenschaften zu Stande. Was noch im Stillen gährte, brausete nunmehr fürchterlich auf. Die Liberalen lernten sich kennen, erstaunten und freueten sich über ihre Anzahl, und durch Wahlverwandtschaften krystallisirten sie sich zu einem Ganzen. Diese Parthei wagte ungeahndet die kühnsten Pläne und die unverschämtesten Aeußerungen. Die Monarchische trat grell und abstechend gegen sie auf. Nachdem sie beide sich einmal gegen einander ausgesprochen, ihre Grundsätze und ihre Absichten öffentlich gebeichtet hatten, wurde zwischen ihnen der Krieg rücksichtslos geführt.

Mit diesem Fehler verband man einen andern, der den ersten noch verderblicher machte, weil er dessen Folgen einen größern Spielraum gab. Um den Ränken bei den Wahlen der Deputirten vorzubeugen, die Bildung der Partheien zu vermeiden oder zu hemmen, und die ohnehin schon große Bewegung der Gemüther nicht noch mehr zu steigern, wäre es höchst wichtig gewesen, nur eine sehr kurze Zeit zwischen den Convocatorien der Stände und der Versammlung derselben verfließen zu lassen. Statt dessen ließ man zwischen beiden

den Begebenheiten fünf Monathe verstreichen, die für die Pläne der Schlechtgesinnten nicht verloren gingen. Die Leidenschaften wurden durch Schrift und Rede immer mehr erregt; die giftigsten Verleumdungen gegen das königliche Haus, den Adel und die Geistlichkeit verbreitet; die Erwartungen, die Hoffnungen, die Forderungen kannten keine Schranken, und die Idee, daß dem Staate nur durch eine gänzliche Umgestaltung geholfen werden könne, faßte immer mehr Wurzel in der öffentlichen Meinung, und anstatt zweckmäßigen Reformen die Bahn zu bereiten, sperrte sie ihnen immer mehr den ruhigen, gesetzmäßigen Weg, auf welchem allein sie möglich waren und gedeihen konnten.

Leider waren die Räthe des Königs unter sich und mit sich selbst uneinig, wie es mit den Formen der Zusammensetzung und der Berathung der Stände sollte gehalten werden. Es war höchst nothwendig, sich, in so weit die veränderten Eigenthums- und Personen-Verhältnisse es nur immer erlaubten, an den alten Formen zu halten. Der König allein hatte das Recht, den Ausspruch zu thun. Statt dessen, nachdem die Meinung durch eine Unzahl von Flugschriften gegen die alte Verfassung eingenommen worden war, berief der König die Notabeln, um sie über die Formen der Zusammensetzung der Stände zu befragen. Man konnte im Voraus wissen, daß sie sich für die Lieblings-Idee der Mehrheit, dem dritten Stande eine eben so starke Repräsentation wie den beiden anderen zusammengenommen, zu geben, erklären würden, sey es, daß

auch sie von der Neuerungssucht ergriffen seyn würden, sey es aus Furcht oder aus Rücksicht für die Stimme der Hauptstadt und die Meinung des Tages. Die Verdoppelung des dritten Standes ward beschlossen. Durch diese Maßregel wurde seinen Anmaßungen ein neuer Schwung verliehen; er erhielt ein entschiedenes Uebergewicht, und dieser Beschluß bewies schon, daß der Hebel aus den Händen der Regierung in die seinigen übergegangen war oder übergehen würde. Wollte man in der ständischen Versammlung ein starkes, Alles überwältigendes Eroberungs-Princip bilden, welches allen bestehenden wohlerworbenen Rechten mit dem Umsturz drohe, so konnte man kein zweckmäßigeres Mittel ersinnen. Allein, bei der vorhandenen Stimmunig wäre die Hauptsache gewesen, ein Erhaltungs-Princip der Grundvesten des Staats, der Obergewalt des Königs und des rechtmäßigen Besitzes aufzustellen, ohne den nothwendigen Verbesserungen eine Hemmkette anzulegen. Die Verdoppelung des dritten Standes machte dieses beinahe unmöglich. Denn es mußte den Augen aller Unbefangenen einleuchten, daß diese Verdoppelung unnütz war, wenn die Stände, wie früher, ein jeder für sich stimmen sollten, daß aber, wenn das Gegentheil Statt fände, und die Stände in Eine Versammlung vereinigt und verschmolzen zu stimmen berufen wären, diese Verdoppelung die ganze alte Verfassung mit Vernichtung bedrohete und dem Throne wie den beiden anderen Ständen höchst verderblich werden könnte.

Hatte man diese Grundfehler begangen, so wäre es noch möglich gewesen, einen Theil ihrer nachtheiligen Folgen abzuwehren, wenn man die Vorsicht gehabt hätte, die Stände in einer, von Paris entferntern, Stadt mittler Größe zu versammeln, wo sie ruhig, frei von den Einwirkungen der Salons, der Clubbs, der Vergnügungsörter der Hauptstadt, unabhängig von dem Geschrei und von der physischen Gewalt eines zahllosen Pöbels, ihr wichtiges Werk mit kaltblütiger Besonnenheit hätten führen und ihren heiligen Verpflichtungen entsprechen können. Das Gefährlichste war, sie in Berührung zu bringen, auf der einen Seite, mit den excentrischen Meinungen des gebildeten und verbildeten Theils der Hauptstadt, auf der andern mit der ungebildeten, rohen, wilden, lasterhaften Masse der Bevölkerung derselben. Geschah dieses, so mußte die Versammlung nothwendig, anstatt zu herrschen, beherrscht werden; sie mußte die vorwaltenden falschen Lehren theilen und empfangen; es mußten Verbrechen aus diesen Lehren hervorgehen; die Versammlung und die Hauptstadt mußten auf einander eine stete unheilgebärende Wechselwirkung ausüben, bei welcher die letztere die Oberhand erhalten mußte. Die Stände konnten beinahe der Gefahr nicht entgehen, entweder mit dem Strome der Irrthümer und der Leidenschaften, der in Paris schon hohe Wellen schlug, freiwillig zu schwimmen, oder von demselben fortgerissen und zermalmt zu werden. Die Regierung wähnte, diesen Uebelstand verhindern zu können, indem sie die Stände in Ver

sailles versammelte; allein dieses war der unglückseligste Ausweg; Paris selbst wäre weniger verderblich gewesen. Denn so war die Entfernung groß genug, um die erhitzte Phantasie des Volks mit Verdacht und Mißtrauen gegen das, was in Versailles geschah oder vorbereitet wurde, zu erfüllen und es in alle Verleumdungen gegen den Hof mit hinein zu ziehen. Hinwieder war die Entfernung so klein, daß der wechselseitige Einfluß der Versammlung und der Hauptstadt unvermeidlich und die Gewaltthätigkeiten des Pöbels sehr leicht möglich waren.

Zu diesen Mißgriffen trat nun der Hauptfehler hinzu, daß bei der Eröffnung der Generalstände die Regierung, ohne Vorsicht, ohne einen bestimmten, festen, durchdachten Plan, die wichtigsten Fragen, welche sich nothwendig bei den ersten Berathschlagungen ergeben mußten, und die denselben mit ihrer Beantwortung hätten vorangeschickt werden sollen, unentschieden ließ. Der König allein hatte das Recht und sogar die Pflicht, sie aufzustellen, zu prüfen, zu lösen, und seinen Ausspruch den Ständen in ihrer ersten Versammlung bekannt zu machen. Unter diesen nahm die Frage, ob die Stände abgesondert, jeder für sich, oder vereinigt stimmen sollten, den ersten Platz ein. Sie wurde den Berathungen der Stände selbst Preis gegeben, so sehr es auch einem Jeden einleuchten mußte, daß die Form der Berathung schon entschieden seyn müsse, um über diese Frage zu berathen und zu stimmen; daß dieselbe den ersten Stoff zur Entzweiung

der Stände geben würde, und daß sich daran die gefährlichsten Erörterungen und Ereignisse leicht knüpfen konnten. Allein mit diesem einzelnen, die Form betreffenden Puncte wäre die Sache noch nicht abgemacht gewesen. Der König hätte gleich mit einem Verfassungs-Plan die Stände eröffnen müssen. Hätte ein solcher die Grundzüge der alten ständischen Verfassung, die Jahrhunderte in Frankreich einheimisch gewesen, aufgestellt, und nur die nothwendigen Abänderungen derselben, die der vorhandene Zustand der Cultur, der Bildung, der Eigenthums- und Vermögensverhältnisse angab und forderte, eintreten lassen, so wäre das Meiste beibehalten, den Bedürfnissen der Zeit angepaßt und durch Modificationen das Wesen derselben um so fester begründet worden. Bei der Eröffnung der Generalstände wäre ein solcher Plan mit Freuden aufgenommen worden. Die Partheien hatten sich noch nicht gebildet, noch weniger gegen einander ausgesprochen und feindselig gestellt. Die Deputirten kamen aus den Provinzen, zwar vom Zeitgeiste bewegt und von mancher Meinung gegen das Bestehende eingenommen; aber sie kannten sich noch nicht, und hatten sich noch nicht wechselseitig ausforschen und besprechen können. Sie waren meistentheils der Hauptstadt fremd und noch nicht von den Hauptanführern der öffentlichen Stimme in Paris bearbeitet und bestochen worden; sie waren noch in keine Berührung gekommen mit der Masse der Bevölkerung, und ahndeten nicht, welche

furchtbar zerstörende Kraft in dem Pöbel liege, und wie leicht diese wilde, ungebändigte Masse gegen die gesellschaftliche Ordnung aufgeregt und gemißbraucht werden konnte. Die Schlechtgesinnten unter den Deputirten kannten also diesen ihnen zu Gebote stehenden Stützpunct noch nicht; die Besseren waren noch nicht in dem Fall, diese ihnen zur Zeit noch unbekannte schreckliche Macht zu befürchten; die Einen waren noch nicht kühn geworden, die Anderen noch nicht eingeschüchtert; das Böse schlich noch langsam und vorsichtig im Finstern; das Gute, Gemeinnützige, Vernünftige, wäre es, von der rechtmäßigen Gewalt zur rechten Zeit angeordnet, mit Bestimmtheit und Kraft vorgetreten, würde unstreitig Eingang und Gehorsam gefunden haben. Ein durchdachter, zugleich das Zweckmäßige der alten Verfassung erhaltender und eine progressive Vervollkommnung derselben aufnehmender Plan, hätte er auch nicht die allgemeine Zustimmung gehabt, würde doch wenigstens den wahren Freunden der Monarchie zum Banner und als Vereinigungspunct haben dienen können. Statt dessen gab sich die Regierung durch ihre Unbeholfenheit oder ihren Kleinmuth bloß, ließ die wichtigsten Fragen unberührt und übergab sie blindlings den Leidenschaften oder überließ sie dem Zufall. Statt den Ständen ein gesetzmäßiges, mit fester und geschickter Hand bezeichnetes Geleise anzuzeigen und vorzuschreiben, öffnete sie ihnen eine unbestimmte, unbegrenzte, unermeßliche Bahn, als hätte sie von der

Aufregung der Gemüther, den excentrischen Köpfen und den lasterhaften noch verkappten Demagogen nichts zu befürchten.

Der König suchte durch die Declaration vom 20ten Juni die Sache in das wahre Geleise zu bringen; allein diese Maßregel wurde zu spät ergriffen und auf eine unzweckmäßige Art ausgeführt. Die Lage der Dinge hatte sich sehr verändert; zwei Monathe waren seit der Eröffnung der Generalstände verstrichen; die Gemüther hatten sich über die Frage von der Sonderung der Stände erhitzt; sie waren wechselseitig durch einen anhaltenden Kampf schon erbittert. Die Deputirten, früher einander fremd, hatten sich kennen gelernt und nach ihren Wahlverwandtschaften in Partheien gruppirt. Diejenige, die eine Umwälzung des Bestehenden und eine gänzliche Wiedergeburt von Frankreich träumte und wollte, war sich ihrer Stärke bewußt geworden, und fühlte, daß sie die öffentliche Meinung zum Stützpunct hatte und die physische Gewalt sehr leicht zum Hebel ihrer Pläne brauchen könne. Die königlich-gesinnte Parthei hatte ihre Absichten kund gemacht, und zugleich ihre Unschlüssigkeit und ihre Schwäche offenbart. Doch würde die königliche Sitzung ihre Wirkung und die Declaration ihren Zweck vielleicht nicht verfehlt haben, hätte Necker der Sitzung beigewohnt und der König mit den väterlichen Ermahnungen, die er an die Stände richtete und mit den großartigen Concessionen, die er ihnen machte, Festigkeit und Energie verbunden und gezeigt.

Er war um so mehr befugt und berechtigt, ein solches zu thun, als die Erklärung vom Monath Juni geeignet war, alle Wünsche der Besseren und alle Forderungen der wahren Freunde der Freiheit zu erfüllen. In Hinsicht ihres Zweckes und ihres Inhalts, wo nicht in der Form, war sie in vielen Puncten mit der jetzigen Charte gleichlautend. Die drei Stände wurden zwar beibehalten, aber wesentlich modifizirt. Diese Eintheilung der Repräsentation hatte manche Vorzüge. Nicht allein war sie eine historisch begründete und der Vergangenheit von Frankreich angemessen, sie war zugleich eine, der Erhaltung des Bestehenden und den Fortschritten der Gesellschaft entsprechende Form; sie vermittelte die dem Daseyn eines jeden Staats nothwendige Permanenz mit der eben so nothwendigen progressiven Bewegung desselben. Sie bezog sich auf die alten Rechte, und nahm doch Rücksicht auf die neu gebildeten oder sich bildenden Verhältnisse des damaligen Frankreichs. Alle Vervollkommnungen die das Land bedurfte, wurden möglich, sobald die Stände, wie es in der Declaration angeordnet war, über Gegenstände von allgemeinem Interesse in der Gesammtheit, und über Fragen, welche ihr besonderes Interesse betrafen, ein jeder für sich berathschlagen und beschließen sollten. Man konnte um so mehr alles Gute von dieser Form erwarten, da die beiden ersten Stände auf ihre Steuerbefreiung schon Verzicht geleistet hatten.

Also, trotz der gerügten Mißgriffe und der be-



deutenden Fehler, welche die Regierung sich hatte zu Schulden kommen lassen, war noch nichts unwiederbringlich verloren. Um die Mißbräuche abzuschaffen und den Staat seinem Zwecke näher zu bringen, war die Revolution nichts weniger als nothwendig. Alle erforderlichen Reformen konnten auf dem von Ludwig XVI. angegebenen Wege erzielt werden. Dieser edle und unglückliche König bot den Franzosen die wahre gesetzmäßige Freiheit an. Ordnung und eine lebendige Bewegung der Kräfte hätten, vereinigt, vermöge zeitgemäßer Modificationen die alten Formen verjüngt, die Gegenwart mit der Vergangenheit in Einklang gebracht, eine noch bessere Zukunft langsam vorbereitet und Frankreich alle Vortheile einer wahren Monarchie und die einer echten repräsentativen Verfassung zugesichert. Aber die Mehrheit der ständischen Deputirten, von der irregeleiteten öffentlichen Meinung selbst hingerissen, verschmähten die aus der rechtmäßigen Gewalt hervorgehende politische Organisation. Sie wollten nicht die Freiheit empfangen, sondern dieselbe erobern und erschaffen, und glaubten Alles zerstören zu müssen, in dem Wahn, auf diesen Trümmern Alles nach ihren phantastischen Ideen neu gestalten zu können.

Wir haben die Fehler und die Mißgriffe, welche die Revolution veranlaßt haben, gerügt, und dasjenige nicht verhehlt, was die Regierung verschuldet hat, um das schreckliche Trauerspiel und die an sich so leicht vermeidlichen Ereignisse zu befördern. Was die Fehler



begonnen hatten, entwickelte das wilde Verfahren der *Leidenschaften*; planmäßige Ruchlosigkeit und alle Arten von Verbrechen vollendeten es.

Das frevelhafte Verfahren der Mehrheit der Deputirten und die Gewaltthätigkeiten des Pariser Pöbels im Monath Juli entschieden die Revolution; alle Begebenheiten, die diesen unglückgebärenden Tagen folgten, waren nur die entwickelten Früchte derselben und müssen als die Corollarien der Handlungen, welche diese Tage bezeichnen, betrachtet werden. Man kann mit Wahrheit sagen, daß in Hinsicht der Grundsätze und des Zwecks die ganze Revolution vollendet dastand, als die Deputirten des dritten Standes, mit einigen von den anderen Ständen verstärkt, sich National-Versammlung nannten und sich als solche aussprachen. Indem sie es thaten erklärten sie durch die That, daß die alte Verfassung umgestürzt war; daß die königliche Gewalt nicht die oberste im Staate wäre, sondern einer andern, höhern, weichen müsse; daß es eine andere Quelle der politischen Rechte und der Gesetzgebung gäbe, als die bestehende geheiligte monarchische Ordnung der Dinge in Frankreich seit so vielen Jahrhunderten. Sie hatten ihre Berufung, ihre Zusammensetzung, ihr Dasein, ihre Rechte, ihre Wirksamkeit einzig und allein dem Willen des Königs zu verdanken. Wäre dieser Wille kein entscheidender, gebietender, rechtmäßiger, souveräner Wille gewesen, so hätten sie selbst nicht rechtmäßig auftreten können, wären, aus dem Nichts hervorgegangen,



in das Nichts zurückgekehrt. Ihre Rechte ergaben sich aus ihren Pflichten und gründeten sich auf dieselben, und beide waren nur eine Emanation der königlichen Gewalt; der König allein konnte die ersten beschränken, die anderen bestimmen. Doch beide überschreitend richteten sie ihre bedingte, entlehnte, übertragene Gewalt gegen den Thron, von dem sie Alles empfangen hatten, und setzten ihre Pflicht darin, ihr vermeintlich ursprüngliches Recht über alle anderen zu erheben und dieselben zu vernichten. Dieses frevelhafte Verfahren zu rechtfertigen, stellten sie die Lehre der Volks-Souveränität auf, als die einzige, ewige, reine Quelle einer jeden rechtmäßigen Gewalt; ein Princip, welches in seiner furchtbaren Unbestimmtheit keine Schranken, keine feste Richtung, keine Norm, keinen Halt anerkennt noch anerkennen kann; eine Allmacht, die, an nichts gebunden, durch nichts geregelt, Alles erschaffen und Alles zerstören kann, ohne sich selbst oder Anderen Rechenschaft von ihren steten Zer- und Zusammensetzungen geben zu können noch zu brauchen; eine Allmacht der Willkühr, die wie Saturn Kinder erzeugt, um sie zu verschlingen; eine Allmacht die einem abstracten Wesen, das allenthalben und nirgends ist, inwohnt und unter dem Namen Volk nach Belieben construirt wird.

Merkwürdig bleibt es, daß die Stände, welche sich eigenmächtig in eine Nationalversammlung verwandelten, indem sie dies thaten, indem sie um ihre Usurpation zu beschönigen die Volks-Souverä-

nität vorschützten, den ausgesprochenen Willen der Masse der Nation, die sie als ihre Deputirten erwählt hatte, mit Füßen traten. Denn die große Mehrheit hatte ihnen in den ihnen verliehenen Mandaten zwar aufgetragen, die Reform vieler Mißbräuche und die Einführung mancher Verbesserung zu fordern oder zu bewerkstelligen, aber zugleich ihnen aufgelegt, das monarchische Princip und die ständische Verfassung aufrecht zu erhalten. Die Nationalversammlung beging also ein Verbrechen der beleidigten Majestät, nicht allein gegen den König, sondern, um ihre Sprache zu reden, gegen die Nation selbst, indem sie eine Stelluug sich anmaßte, die ihr weder von Gott noch von den Menschen angewiesen worden war. Aus diesem Verbrechen ergaben sich alle Ungerechtigkeiten, welche die Nationalversammlung einander mit einer schrecklichen Consequenz und Schnelligkeit folgen ließ. Aus dem bodenlosen Grundsatz der Volks-Souveränität floß unaufhaltsam wie aus einem brennenden Vulcan der Lavastrom, der, Frankreich überschwemmend, alle bestehenden Rechte der Regierung, des Königthums, der Gesammtheit und der Einzelnen verschüttete. Mit diesem vermeintlichen Grundsatz vernichtete die National-Versammlung alles Bestehende, machte aus Frankreich eine leere Fläche, und baute auf derselben mit kindischem Wohlgefallen das Kartenhaus der neuen Verfassung auf, einer Verfassung, die in sich selbst zerfallen mußte,

und in der That zerfiel, um anderen eben so ephemeren Gestaltungen Raum zu geben.

War auf diese Art die Revolution in Hinsicht ihrer Grundsätze, an dem Tage wo die Stände sich als Nationalversammlung erklärten, vollendet, so war sie es auch in Hinsicht der Mittel an dem Tage, wo das Volk mit bewaffneter Hand die Bastille einnahm. Dieser erste Versuch, durch physische Gewalt und förmliche Empörung den falschen, verderblichen Lehren und Beschlüssen der Gesetzgeber von Frankreich die Hand zu bieten und jeden Widerstand, so wie jedes Hinderniß, die sich ihren luftigen Theorien entgegensetzten, zu brechen, wurde bald erneuert und ins Große getrieben. Als der Pöbel einmal unschuldiges Blut vergossen hatte, wurde er blutdurstig, und man konnte ihn fortan zu allen möglichen Missethaten verleiten, anfeuern und hinreißen. So trat die Revolution wie ein bewaffneter Riese auf, dessen Kopf von den Dünsten einer nebelichten Philosophie erfüllt und betäubt war, und dessen eiserner Arm Alles niederschmetterte, was der Verwirklichung seiner phantastischen Träume im Wege stand. Zwei Jahrhunderte hatten ihm freilich den Weg gebahnt und ihm Stoff vorbereitet. Aber die Fehler der Regierung veranlaßten seine Geburt, Irrthümer aller Art, aber freiwillige, von Stolz und Ehrsucht eingegebene Irrthümer, beförderten schnell sein Wachsthum, Verbrechen unter mannigfaltiger Gestalt entwickelten seine Kraft und

bezeichneten alle seine Schritte, bis er unter ihrer aufgethürmten Last erlag und seinen wilden Lauf endigte.

Um gerecht zu seyn, auch gegen Die, welche Ungerechtigkeiten aller Art ohne Rückhalt und ohne Schaam begangen haben, muß man freilich gestehen, daß, nachdem die ersten Frevel der Nationalversammlung durch ihre verderblichen Lehren und selbstsüchtigen Leidenschaften freiwillig veranlaßt waren, und die ersten Verbrechen des im Anfange verleiteten und verführten, später furchtbaren und gebietenden Volks verübt worden, die dominirende Parthei in der Nationalversammlung nicht mehr herrschte, sondern tyrannisch beherrscht wurde, von den Umständen die Bewegung empfing, statt diese zu zügeln und zu leiten, und so auf dem abschüssigen Boden, auf welchen sie sich gestellt hatte, keinen Halt mehr findend, immer tiefer und schneller in den Abgrund des Irrthums und des Wahns verfiel. Auch der wilde losgelassene Pöbel befreundete sich immer mehr mit der ihm zu Theil gewordenen Ungebundenheit und gewöhnte sich an die schauderhaftesten Scenen; durch seine Missethaten kühner geworden, wagte er das Unglaubliche, und erstaunte am Ende vielleicht selbst über seine Fortschritte im Bösen. Der Grundirrthum, von welchem man ausgegangen, gebar neue Irrthümer; die Leidenschaften wurden immer heftiger, ihre Excesse selbst gaben ihnen Nahrung, verbreiteten über alle Stände ihr verzehrendes Feuer und erzeugten immer neue Leidenschaften. So entstand freilich im

Laufe der Revolution aus den freiwilligen Fehlern und Verbrechen eine Art von Nothwendigkeit, die als rächende Nemesis die Urheber der Umwälzung unwillkührlich mit sich fortriß; das erschaffene Werkzeug der Pöbels-Gewalt meisterte den Meister und die Nation, theilte sich in zwei Hälften, deren eine auch das Schrecklichste mit Frechheit und einer höllischen Freude verübte, während die andere auch das Schrecklichste mit Geduld ertrug und mit einer stumpfen Passivität über sich ergehen ließ. Wahr ist es, daß auch die Verruchtesten in der National-Versammlung vielleicht zurückgebebt wären, wenn man ihnen bei ihrem Beginnen die Folgen ihres frevelhaften Wagestücks gezeigt hätte. Robespierre, Danton selber, hätte eine höhere Macht ihnen in einem magischen Spiegel ihr Leben und ihr Ende im Anfange der Revolution vorgehalten, hätten Beides als unmöglich von sich gewiesen. Allein diese Art von Nothwendigkeit der Handlungen und ihrer Folgen, die sich aus dem Mißbrauch der Freiheit entspinnt, dient weder zur Entschuldigung noch zur Rechtfertigung der Urheber einer solchen politischen Revolution, sondern auch diese Nothwendigkeit fällt ihnen zur Last, und vermehrt ihre Verantwortlichkeit. Eben weil der Mensch weiß, daß gewisse Handlungen, die es in seiner Gewalt stand zu thun oder zu vermeiden, einmal geschehen und seinen Händen entgangen, wenn sie in die unermeßliche Kette der Begebenheiten eingegriffen haben, nicht mehr von ihm geleitet



werden können, sondern, in unwiderrufliche Begebenheiten verwandelt, sich in unendliche Wirkungen verzweigen, muß der Mensch sich hüten, die ersten frevelhaften Handlungen, welche einen Staat aus seinen Fugen reißen, zu wagen und zu unternehmen. Sind einmal die Dämme, welche die Gewalt des Pöbels und die Leidenschaften Aller zurückhalten, freiwillig durchbrochen, so wird es Denen die es thaten unmöglich, das Toben und die Ueberschwemmung der Wellen in gewissen Grenzen festzuhalten, wenn sie auch, über ihr eigenes Werk erschrocken, es gern versuchen möchten. Wenn wir unsere Pflicht erfüllen und das thun, was die ewigen Gesetze gebieten, so können wir den Folgen unserer Handlungen mit Ruhe entgegensehen und sie einer höhern Macht überlassen; es geschehe was da wolle, wir haben, was uns oblag und von uns abhing, gethan; für das Uebrige sind wir nicht verantwortlich. Allein die nicht zu berechnenden, nicht zu leitenden Folgen unserer Handlungen sind es, die uns mit Schrecken erfüllen und uns mit Macht zurückhalten müssen, wenn wir im Begriff sind, etwas Frevelhaftes zu begehen und uns über Pflicht und Recht wegzusetzen.

Merkwürdig bleibt es, daß Ludwig XVI., der durch die Fehler seines Charakters und durch die Mißgriffe seiner Räthe die Revolution veranlaßte, das Schicksal Karls I. gehabt hat, und zwar aus den entgegengesetzten Ursachen. Karl verkannte die Wünsche und die Bedürfnisse seines Volks, er verkannte nicht weniger



niger die Veränderungen, die der zunehmende Wohlstand und die Ausbildung des dritten Standes in allen Verhältnissen hervorgebracht hatte. Anstatt die Befugnisse der Parlamente, durch deren Organ sich die öffentliche Meinung aussprach, zu beachten und zu ehren, versuchte er ohne Parlamente zu regieren, bis die Nothwendigkeit ihn zwang, zu denselben wieder seine Zuflucht zu nehmen, wo er dann in ihnen nur gereizte Feinde vorfand. Ludwig XVI. zog die Generalstände aus einer langen Vergessenheit hervor. Indem er es that, glaubte er den Wünschen seines Volkes zu genügen und dessen Bedürfnissen abzuhelfen. Auch nachdem die undankbaren, irregeleiteten, verwilderten Generalstände ihren Anmaßungen und ihren Einschreitungen gegen die königliche Gewalt keine Grenze setzten, gab Ludwig ihren Foderungen nach. Karl, und mit ihm die Verfassung von England, waren gefallen, weil er den Widerstand da anbrachte, wo Nachgiebigkeit zweckmäßig und nöthig gewesen wäre. Ludwig fiel, und mit ihm Frankreich, weil er noch da Nachgiebikeit zeigte, wo Widerstand allein gerecht und heilsam gewesen wäre. In den ersten funfzehn Jahren seiner Regierung trieb Karl die Festigkeit bis zur Hartnäckigkeit; Ludwig, vom Anfange bis zu Ende der seinigen, die Milde bis zur Schwäche. Karl widerstrebte auch nothwendigen Reformen, weil er meinte, daß der Engel der Reform den Teufel der Revolution immer hinter sich hätte; Ludwig bot auch der Revolution nicht die Spitze, weil er, in seiner wohlwollenden

unbegrenzten Gutmüthigkeit, hoffte, daß der Teufel der Revolution am Ende doch den Engel der Reform nach sich ziehen werde.

Ludwig verkannte eine große Wahrheit, die man mit Recht als die Grundlage der Moral der Könige betrachten kann, nämlich, daß die Rechte des Thrones auf dessen Pflichten gegründet sind, und daß man sich von den letzteren losspricht, wenn man auf die ersteren Verzicht leistet. Gewissenhaft, wie er es war, würde er nicht eine gefährliche Nachgiebigkeit gezeigt haben, wenn er von diesem Grundsatz durchdrungen gewesen wäre. Allein er opferte die rechtmäßige Gewalt des Thrones auf, als handle es sich um eine ihm persönliche Angelegenheit, und bald blieb ihm nicht mehr die zur Sicherstellung des Staats nothwendige Macht übrig.

Ueber den

Einfluß der Freiheit

auf den Flor

der Litteratur und der Künste.

Satz. Die Freiheit ist die erste und nothwendige Bedingung der Fortschritte der Künste und der Wissenschaften; ohne sie gibt es keine höhere Cultur.

Gegensatz. Die Freiheit und die Formen, welche dieselbe zu begründen und zu verbürgen scheinen, haben gar keinen Einfluß auf Entwickelung des Genies und die Ausbildung der Geistes-Werke eines Volks.

12

Die wahre Freiheit ist an sich ein so edles, köstliches Gut, sie entspricht dermaßen den Bedürfnissen der menschlichen Natur und hat so viel Herrliches bewirkt, daß sie füglich übertriebenes Lob entbehren kann. Es schadet ihr weit mehr als es ihr frommt, wenn man ihr dasjenige zuschreibt, was sie gar nicht, oder wenigstens nicht ausschließlich hervorbringt.

Die Entwickelung der Menschheit im Menschen hängt von der Ausübung und der harmonischen Thätigkeit aller seiner Kräfte ab. Keine Thätigkeit gibt es ohne Bewegung, keine Bewegung ohne Spielraum, und für gefesselte oder eingeengte Menschen kann es keinen Spielraum geben.

So weit ist man einig; eine gewisse Freiheit ist unumgänglich nothwendig, wenn der Mensch die Menschheit in sich entfalten und nicht zur Thierheit herabsinken soll. Allein, von welcher Freiheit hier die Rede sey, worin diese Freiheit bestehe, und ob sie die erste, ja die einzige Bedingung der Entwickelung sey, das ist die Hauptfrage, auf welche es hier ankommt.

Die persönliche Freiheit, oder das Vermögen seinen Neigungen und seinen Anlagen in Hinsicht der Bestimmung seiner Thätigkeit folgen zu können, ist

hier unstreitig das wichtigste. Wer sich in einer Lage befindet, wo er ungehindert, seinem Geschmack und seinen Talenten gemäß, gegen die Bedürfnisse geschützt, von den Umständen begünstigt, gegen eine jede willkührliche Beschränkung von Außen gesichert, nur vom Gesetz beschränkt seine Kräfte und seine Zeit anwenden kann, der ist persönlich frei und kann am leichtesten in der Bahn der Entwickelung fortschreiten.

Die Natur, das Glück, der Zufall, der Charakter tragen das ihrige zum Besitz einer solchen persönlichen Freiheit bei. Die Natur gibt die Anlagen, das Glück die Unabhängigkeit von allen beschränkenden Verhältnissen, der Zufall die Umstände. Der Charakter gibt auch hier den Ausschlag, denn er allein macht, daß alle anderen Bedingungen gehörig benutzt werden, und er kann sie sogar gewissermaßen ersetzen. Er allein macht, daß wir von den anderen Menschen wenig wünschen, erwarten, fordern, und er erhebt uns über alle künstlichen oder eingebildeten Bedürfnisse, in Ermangelung der Mittel, ihnen zu fröhnen.

Allein persönliche Freiheit ist ohne Sicherheit der Person und des Eigenthums nicht denkbar. Herrscht Willkür oder Gesetzlosigkeit in der Gesellschaft, so ist Sicherheit unmöglich und alle oben erwähnten Bedingungen der persönlichen Freiheit sind ungenügend. Bürgerliche Freiheit sichert allein die persönliche Freiheit, obgleich beide verschieden sind und nicht in einander fallen. Das Wesen der bürgerlichen

Freiheit bestehet in der Herrschaft vernunftmäßiger Gesetze, und solche Gesetze sind immer der Ausspruch der allgemeinen Gerechtigkeit, welche die Kraft eines Jeden beschränkt, um die Kräfte Aller zu beschützen, und das Recht des Einen mit den Rechten seiner Nebenmenschen in Einklang zu bringen.

Also, wo bürgerliche Freiheit auf festen Grundlagen ruht, da bringt die persönliche Freiheit, unter diesem Schilde sich ruhig entfaltend, die herrlichsten Früchte hervor. Wo es keine bürgerliche Freiheit gibt, wo vielmehr Willkühr und Ungebundenheit Eines oder Mehrerer Statt finden, da kann es nur Bedrückung oder Furcht vor Bedrückung geben, und also Unterdrückung der Thätigkeit, Lähmung der Kräfte und Stockung in der Entwickelung der Fähigkeiten und der Talente.

Es ist nicht zu leugnen, daß die bürgerliche Freiheit eine Gewährleistung fordert, um selbst gesichert zu erscheinen. Eine solche gewährt zwar die Persönlichkeit der Regierenden, aber diese Persönlichkeit muß unterstützt werden, vermöge Institutionen, welche die Vernunftmäßigkeit und die feste Handhabung der Gesetze erleichtern und befördern. In solchen Institutionen besteht die wahre politische Freiheit: sie ist nicht der Zweck der bürgerlichen Gesellschaft, aber das Mittel, die bürgerliche Freiheit zu begründen, und diese letztere selbst soll zum höchsten Zweck, nämlich zur höchst möglichen persönlichen Freiheit der Einzelnen, führen und dienen.

Also hängen die persönliche, die bürgerliche, die politische Freiheit zusammen, und bedingen alle drei die Entwickelung und die Fortschritte des menschlichen Geistes bei einem Volk; die erste aber ist hier unstreitig die bedeutendste. Nach ihr bleibt immer die Sicherheit, und folglich der Schutz, die Hauptsache; die politische Freiheit kann hier nur als untergeordnete Bedingung, oder als Mittel zum Zweck, betrachtet werden. Unter dem Namen der politischen Freiheit kann sogar sehr leicht ein Zustand der Dinge eintreten, der der Entwickelung der schaffenden Kraft des Geistes entgegenwirkt. Eine stäte Gährung der Gemüther, immer wiederkehrende oder zu befürchtende Bewegungen, ausschließliche Beschäftigung mit den Gefahren des Gemeinwesens, können leicht den Künsten und den Wissenschaften nachtheilig, ja tödtlich werden. Alles was man thun muß, um die politische Freiheit zu erwerben und zu erhalten, ergreift und beherrscht dermaßen die Menschen, daß sie oft Zeit und Sinn, Mittel und Kraft zu höherer Bildung und zum ruhigen Schaffen von Geisteswerken verlieren.

Aber so groß auch der Antheil seyn mag, den man der Freiheit in Hinsicht der Belebung der geistigen Cultur zuschreibt, so gibt es unstreitig andere, entscheidendere Bedingungen derselben, und unter diesen gebührt der Macht und dem Reichthum eines Volks der erste Rang. Ein armes, kleines, ohnmächtiges Volk wird es in den Wissenschaften und

den Künsten nie weit bringen, sollte es auch die höchst mögliche politische Freiheit genießen. In einem reichen und mächtigen Staate, wo Alles nach einem größern Maßstabe sich gestaltet, kann der menschliche Geist seinen Culminirpunkt erreichen, auch ohne die Bedingung der politischen Freiheit, vorausgesetzt, daß die Sicherheit der Personen und des Eigenthums und die Handhabung der öffentlichen Ruhe, unter der Aegide einer vernünftigen Gesetzgebung und einer kräftigen Regierung, den gehörigen Schutz findet.

Die Geschichte aller glänzenden und schönen Epochen der Entfaltung des menschlichen Geistes unterstützen diese Ansicht, und beweisen die Wahrheit der vorausgeschickten Sätze. Athen, zur Zeit Solons und des ersten Krieges gegen die Perser, hatte unstreitig mehr Freiheit, als in den späteren Zeiten. Die Republik siegte bei Marathon und Salamis vermöge des Heldensinnes ihrer Bürger und der herrlichen Gesinnungen ihrer Feldherren, aber die Republik war arm, und das Genie, das später sich in einer so reichen Fülle offenbarte, fand damals in dem Leben des Staats weder die Mittel und die Gelegenheit, noch die nöthige Muße und den thätigen Trieb, um das Schöne und Erhabene hervorzubringen. Mit Perikles hebt die Glorie Athens an, mit Alexander dem Großen endigt sie, und in diesem Zeitraume wurde die Freiheit zerstört und zu Grabe getragen. Die Kunst, mit welcher Perikles während seiner vierzigjährigen Verwaltung des Gemeinwesens,

unter republicanischen Formen, mit welchen sein besonnener Geist ein leichtes Spiel trieb, seine Alleinherrschaft gründete und ausübte und durch seine hohe Persönlichkeit alles Andere dem Volke vergessen machte, schwächte allmählig den Sinn für Freiheit. Nach dem Tode dieses großen Staatsmannes nahmen die inneren Zerrüttungen und die wüthenden Kämpfe der sich befehdenden Partheien ihren Anfang. Die Freiheit ging in diesen Kämpfen unter, und der Ausgang des Peloponnesischen Krieges brachte sogar Athen um seine Unabhängigkeit. Einen Augenblick schien Thrasybulus beides seinem Vaterlande zurückzugeben, aber der Gemeinsinn war verflogen, die Verfassung konnte nicht Wurzel fassen. Die Stimme des Demosthenes selbst vermochte nicht die ausgestorbenen hohen Gesinnungen zurückzurufen; die beharrliche List, die fein ausgesponnenen Ränke Philipps von Macedonien, die Alles zermalmende Kraft und der Alles überstrahlende Ruhm Alexanders vollendeten den Ruin der Freiheit. Der Name der Republik blieb, die Sache verschwand. Allein während dieses ganzen Zeitraums und zumal in der ersten Hälfte desselben, obgleich es kein politisches Leben mehr gab, wurde Athen der Mittelpunkt der Cultur, der Sitz der ausgezeichnetesten Geister, die Pflanzschule aller Talente. Plato und Aristoteles, Sophokles und Euripides, Phidias und Praxiteles, Menander, Philemon und Aristophanes, Aeschines, Lysias, Demosthenes, verherrlichten diese Periode,

und ihre unsterblichen Werke bleiben unübertroffen. Diese merkwürdige Erscheinung war die Frucht der Macht und des National-Reichthums; der Macht, die Athen seinen Siegen über die Perser zu verdanken hatte und die der Republik die Hegemonie in Griechenland verschafften; des Reichthums, den sein Handel, seine Flotten, seine Oberherrschaft zur See ihm zuführten und lange sicherten. Diese Ursachen, die immer kräftiger wirkten und immer mehr gediehen und zunahmen, während die politische Freiheit abnahm, brachten nicht das Genie hervor, vereinigten aber alle Bedingungen, von welchen seine Entfaltung und Entwickelung abhängen.

In den männlichen, kräftigen, heroischen Jahrhunderten der Römischen Republik, wo aus der Armuth Gemeinsinn, aus ihm rohe aber strenge Tugend, und aus der letztern Freiheit hervorging, war Rom in Hinsicht der geistigen Cultur sehr zurück. Das Volk fühlte das Bedürfniß derselben nicht, und das Genie schlummerte aus Mangel an bildenden Mitteln und an Veranlassung, oder richtete seine Thätigkeit auf das öffentliche Leben. So lange der Senat, und in ihm das aristokratische Princip, die Oberhand behielt, so lange das Volk von ihm zwar befragt aber zugleich geleitet und beherrscht wurde, regierte das Gesetz, und unter ihm blüheten die Unabhängigkeit des Staats und die Sicherheit der Einzelnen. Die kühn unternommenen und glücklich bestandenen Kriege, die Eroberungen die sie mit sich führten, der Reichthum

der eroberten Länder, der die Beute des Staats wurde und die Macht der Republik gründete, erzeugten Luxus und Ueppigkeit, fachten alle Leidenschaften an, verdarben die Sitten der höhern Classe, verwilderten die der unteren, machten diese käuflich und gaben jener die Mittel sie zu erkaufen. Grade zu der Zeit, wo die politischen Rechte der Masse des Volks hätten enger beschränkt werden müssen, erhielt dasselbe ein entschiedenes Uebergewicht, und das demokratische Princip überflügelte und lähmte die Gewalt der Aristokratie. In den Stürmen der kämpfenden Partheien trachteten die Reichen und Mächtigen nach der Herrschaft. Die bürgerlichen Kriege folgten auf einander mit einer furchtbaren Schnelligkeit und mit allen den Gräueln, die von solchen unzertrennlich sind. Gesetzlosigkeit führte zur Ungebundenheit, aus dieser entstand eine sich selbst verzehrende Anarchie, die, wie immer, mit dem Militair-Despotismus endete. Dieser Zustand der Dinge fing nach dem dritten punischen Kriege an. Augustus gründete die Alleinherrschaft. Von Freiheit konnte nicht mehr die Rede seyn. Die Formen, welche früher ihre Herrschaft sicherten, überlebten sie, und die Tyrannei verbarg sich hinter ihnen, oder bediente sich ihrer als Werkzeuge der Willkühr. Rom beherrschte noch die ganze civilisirte Welt; die Macht stand unerschüttert, die Schätze aller Länder flossen nach Italien und speiseten den Luxus der schwelgenden Großen des Reichs und den Hunger des müßigen und trägen Volks. In

diesem Zeitpuncte hob das goldene Zeitalter der Römischen Litteratur an, welches zugleich schöne Blüthen und herrliche Früchte trug. Lucretius und Cicero gingen zwar dem Jahrhunderte des Augustus voraus, allein auch sie lebten in den verhängnißvollen Zeiten der Auflösung der Republik. Alle die unsterblichen Werke der Dichter, der Geschichtschreiber, der Philosophen, die einen so blendenden und trügerischen Glanz auf die Regierung des August werfen, kann man wahrlich nicht dem belebenden Hauch der Freiheit zuschreiben; diese war längst verflogen. Allein Macht und Reichthum, Muße und Bedürfniß eines feinern Genusses beförderten die Cultur der Wissenschaften und der Künste. Dieselben Ursachen, welche die Moralität immer mehr untergruben, gaben dem Geiste einen Schwung und eine Richtung, die, ihn von dem öffentlichen Leben immer mehr entfernend und dem Gemeinsinn entfremdend, die höheren Regionen der Kunst und ihren glücklichen Anbau als ein Mittel das verlorene Gut zu vergessen und als eine Art von Entschädigung ihm zuwiesen. Die Geschichtschreiber erzählten mit Würde und Begeisterung die Heldenthaten der Voreltern, als die entartete Gegenwart sich unfähig fühlte dieselben nachzuahmen. Die Dichter entrissen die Gemüther dem drückenden Gefühl der Wirklichkeit durch die idealische Welt, die sie hervorzauberten, und durch die Gesänge, in welchen sie Gesinnungen und Handlungen priesen, welche besseren Zeiten angehörten. Die Philosophen such-

ten theils die Sinnlichkeit und die Selbstsucht zu rechtfertigen und gewissermaßen zu veredeln, indem sie ihnen den Anstrich von Lebensweisheit gaben und sie auf Maximen zurückführten, denen Epikur den Namen gab; theils, wenn sie mehr Tiefe des Geistes und mehr Hoheit des Charakters besaßen, versuchten sie durch die Lehre der stoischen Schule die verweichlichten Römer wieder zu stählen. Diese allgemeinen Umrisse der Römischen Cultur reichen hin, um zu beweisen, daß sie nicht durch die politische Freiheit bedingt wurde. Denn gerade zu der Zeit, wo August die öffentliche Freiheit mit anscheinender Schonung langsam mordete, begann das Treiben, Schaffen und Vollenden der genialischen Schriftsteller, die uns noch heute als Muster gelten. Lucan, Seneca, Tacitus, Quinctilian, Sueton gehören einer spätern Zeit, der Zeit des vollendeten Despotismus.

Nach einer langen Stockung aller geistigen Thätigkeit und nach einer tiefen Finsterniß ging das Leben und das Licht in Italien auf; dieses vor allen gesegnete Land wurde zweimal vom Himmel zu der Ehre berufen, Europa zu belehren und zu erleuchten. Die herrlichste, ja in der neuern Geschichte Italiens einzig schöne Periode in Hinsicht der bürgerlichen und politischen Freiheit, war unstreitig die Zeit, die zwischen dem Ende des eilften und der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts verfloß. Nord- und Mittel-Italien waren damals mit einer Menge kleiner Freistaaten besäet, welche ihren Ursprung in dem

großen Kampfe der geistlichen und weltlichen Macht, den immer wiederkehrenden Fehden der Päpste und der Kaiser fanden. Sie erhielten die Freiheit von den Ersteren oder errangen sie von den Letzteren. Der Land- und Seehandel gaben diesen kleinen Gemeinwesen Nahrung, Gedeihen und Kraft. Ihre Lage am Meer oder längs den Ufern sich in dasselbe ergießender Ströme begünstigten das schnelle Wachsthum ihrer Macht und ihrer Reichthümer. Doch vergaßen und vernachläßigten sie nicht die Uebung in den Waffen, die allein ihre Unabhängigkeit beschützen konnten. Es erschienen in dieser glorreichen Periode der Freiheit und des Gemeinsinnes der Italienischen Republiken nur einige ihrer großen Dichter, die allein dastehen, wie von selbst entstanden, ohne Vorgänger und ohne Nachkommenschaft; denn erst viel später übten sie einen heilsamen und belebenden Einfluß auf die ihnen verwandten Gemüther aus. Dante, dessen riesenhaftes Genie am Eingange der Geschichte von Italiens Litteratur hervorragt, hatte seine originelle Richtung, so wie sein unnachgeahmtes Gepräge, der ernsten, strengen, religiösen, übersinnlichen Tendenz, die in dem innern Wesen seines Geistes ihre Wurzel hatte, zu verdanken. Die politischen Stürme seiner Vaterstadt, Florenz, deren Opfer er wurde, haben zu manchen Stellen in der Hölle, dem ersten seiner Gedichte, Stoff und Ton gegeben. Ein gerechter Zorn hat ihn zur Rache verleitet und das Bedürfniß, gewisse Namen zu brandmarken, hat ihm meh-

rere seiner Dichtungen eingegeben. Aber die Freiheit war nicht das belebende Princip seines Genies; die Tyrannei der Guelfen brachte vielmehr den edlen Ghibellin um sein Glück und um seine persönliche Freiheit, und wirkte nachtheilig auf die Entfaltung seiner herrlichen keiner andern ähnlichen Individualität.

Petrarca hat sich wenig um die politische Freiheit bekümmert, und weder von ihren Stürmen gelitten, wie Dante, noch von ihren Wohlthaten viel genossen. Seine idealische Liebe zur Laura, seine Begeisterung für die Platonische Philosophie und seine schwärmerische religiöse Stimmung, sind der Gegenstand so wie die Seele seiner Gedichte. Nur einige schöne Canzonen athmen vaterländische Gefühle und sprechen mit Feuer und Kraft den Wunsch, Italien von der Herrschaft der Fremden befreit zu sehen, aus. Auch verweilte er nur kurze Zeit in Toscana, wo er geboren und erzogen wurde, und verlebte den größten Theil seines Lebens mitten unter seinen Büchern auf einem Landsitz unweit Padua. Boccaccio's spielende Muse und leichtfertige Phantasie gingen auch aus seinem Innern allein hervor, und erborgten wenig von den äußeren Umständen und von den Formen der bürgerlichen Gesellschaft, die ihn umgab. Mehr als hundert Jahre nach diesen unsterblichen Schriftstellern, die einzeln erschienen, wie Leuchtthürme in der Nacht oder fruchtbare Oasen in der Wüste, erhebt sich die Masse von Feuer und Licht, die in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahr-

hunderts

hunderts Italien überströmte und von dort aus das übrige Europa erhellte. Um diese Periode durch ihre Heroen zu bezeichnen, braucht man nur Michael Angelo, Raphael, Ariost und Tasso zu nennen. Allein das Auftreten der Cinquecenti fällt nicht mit dem politischen Leben und dem Flor des Gemeinwesens in Italien zusammen. Die kleinen Republiken waren verschwunden und hatten sich in Fürstenthümer verwandelt oder sich verloren. Italien war durch die Kriege der Mächte Frankreich und Spanien, die sich um den Besitz des schönen Landes stritten, getheilt, zerstückelt und zerrissen. Venedig, Genua, Lucca und einige weniger bedeutende Freistaaten, hatten allein die Stürme der Zeit überstanden; einige derselben hatten sich vergrößert. Reichthum und Luxus überlebten die schönere Periode und wirkten wohlthätig auf die Entwickelung der Wissenschaften und der Künste. Die Drangsale des Griechischen Kaiserthums, die Eroberung Constantinopels, die Einwanderung der gelehrten Griechen, die in Italien einen Zufluchtsort suchten, trugen das ihrige zur Belebung der Geister bei. Die begeisterte und zugleich besonnene Vorliebe der Mediceer, des Hauses Este und vieler anderer Fürsten und adeliger Geschlechter, für die Werke der Phantasie, des Verstandes, der schöpferischen Hand der Kunst, erweckten, beschäftigten und belohnten alle Talente. Diese Umstände erklären das glänzende Phänomen, welches Italien damals darbot, und

man muß geflissentlich sich täuschen wollen, wenn man es von der Freiheit ableiten will.

Die Regierung Ludwigs XIV. in ihrer ersten Hälfte überstrahlt alle Perioden der neuern Geschichte durch den Glanz, den große Geister aller Art auf den Thron des Königs warfen. Es drängten sich um denselben, neben den geschickten Feldherren, die seine Waffen mit Ruhm bekränzten, und den in allen Theilen der Staatsverwaltung eingeweihten Männern, welche den National-Reichthum und die Nationalkräfte entwickelten, Dichter, Weltweisen, Redner, Historiker, die in der Französischen Litteratur unübertroffen stehen und es mit einer jeden andern Periode der Geschichte aufnehmen können. Sie haben den Geschmack der Franzosen errathen, ausgesprochen und gebildet. Der beste Beweis von ihrer echten Nationalität ist wol, daß sie noch heut zu Tage ihnen als unerreichte Muster in jedem Fache des künstlerischen Schaffens gelten. Auch auf die Bildung des übrigen Europa und die Gestaltung der Litteratur bei anderen Völkern, haben sie einen unverkennbaren Einfluß gehabt. Die Fortschritte einer vernünftigen und umsichtigen Gesetzgebung gründeten damals in Frankreich die allgemeine Sicherheit der Personen und des Eigenthums. Eine wachsame, thätige, strenge Handhabung der Gesetze verschaffte ihnen Achtung und Gehorsam. Die Bewunderung, die man für den König hegte, der gerechte Stolz, den die Macht von Frankreich auch den Einzelnen eingab, und die Gewalt der Sitte, die dem gesetzlichen

Zwange den Anschein von Freiwilligkeit verlieh, entfernten von den Gesinnungen wie von den Handlungen einen jeden sklavischen Anstrich. Allein so ungezwungen auch die Bewegungen der Staatsbürger in der ihnen angewiesenen oder zugefallenen Sphäre waren, so gab es doch zu der Zeit keine politische Freiheit mehr für Frankreich. Die Vertretung der National-Bedürfnisse und Interessen, die vormals in den Allgemeinen Ständen des Reichs Statt fand, hatte längst aufgehört; obgleich nicht aufgehoben, war sie doch seit den ersten Jahren der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. in Vergessenheit gerathen. Die Freiheiten der verschiedenen Provinzen, der einzelnen Städte, der großen Corporationen des Adels, der Geistlichkeit und der Parlamente blieben zwar im Allgemeinen unangetastet, bildeten aber nur schwache Dämme gegen die Willkür der Regierung, denn die Behörden verstanden die Kunst, diese Freiheiten selbst zu benutzen, um der königlichen Gewalt mehr Spielraum zu geben und ihr reichhaltigere Mittel zu verschaffen. Der Name des Königs und dessen Wünsche übten eine zauberische Kraft über die Gemüther aus; die Provinzen und die Städte brachten ihm gern Opfer; der Adel verließ seine Landsitze, buhlte um die Gunstbezeugungen des Thrones, und schien die Vergnügungen der Hauptstadt seiner frühern Unabhängigkeit vorzuziehen. Die Geistlichkeit hatte, durch die eigene Stellung der gallicanischen Kirche, mehr vom Könige als vom Papste zu hoffen und zu fürch-

ten, und war also dem Erstern ergeben. Die Parlamente hatten zwar das Recht, Vorstellungen über die ihnen vorgelegten Gesetze zu machen, behalten, allein nur nach vollzogener Eintragung derselben in ihre Verhandlungen durften sie mit ihren Vorstellungen vortreten. So trug Alles dazu bei, allmählig die königliche Herrschaft zu begründen, zu erweitern und allen Schranken zu entrücken. Es war in allen Theilen des Staats mehr Ordnung aber weniger Freiheit, mehr Sicherheit aber weniger Einfluß der Einzelnen in das allgemeine Leben, mehr Einheit und Hoheit des Staats aber weniger Mannigfaltigkeit der Formen und Individualität der Personen, als unter den Vorgängern Ludwigs XIV. Man hätte also Unrecht, den Schwung des Geistes, die Fruchtbarkeit der Phantasie, die Tiefe des Gemüths, die Schärfe des Verstandes, welche die Französische Literatur in dieser Periode auszeichnen, der Freiheit in dem heutigen Sinne des Worts zuzuschreiben; die Macht des Staats, der National-Reichthum, Schutz und Belohnung von Oben, Liebe und Bewunderung des Schönen in allen Classen, und das Zusammenwirken aller die Cultur befördernden Umstände, verbunden mit einer seltenen Freigebigkeit der schöpferischen Natur in Erzeugung großer Geister, brachten das Jahrhundert Ludwigs XIV. zur Reife.

Die Verfassung, welche die politische und bürgerliche Freiheit und zumal die Ueberzeugung von dieser Freiheit in den Gemüthern der Einzelnen in England

gegründet hat, hat sich langsam gestaltet, allmählig ausgebildet, ist aus der Geschichte hervorgegangen; ihre Vorbereitungen sind das Werk der Zeit, weit mehr als eine Schöpfung des menschlichen Geistes. Früh schon existirten die Formen derselben, aber lange leblos und ohne den sie später bewegenden Geist. Ihre Elemente lagen zerstreut und ungekannt, die Keime ihrer Bestandtheile schlummerten in der Verborgenheit, und als sie aus ihrem Dunkel hervortraten und sich entfalteten, dienten sie öfters dem Despotismus zum Deckmantel, zum Werkzeug, zur Schutzwehr, bevor sie die Freiheit herbeiführten und sicherten.

Erst im siebzehnten Jahrhundert entwickelten sich die Keime der bürgerlichen und politischen Freiheit, die in den Formen der Verfassung lagen. Nachdem die Vorgänger der Elisabeth das Parlament nur dazu gemißbraucht hatten, um den Launen der Willkür und der Leidenschaft den Stempel der Gesetzmäßigkeit aufzudrücken, und Elisabeth dieselben benutzt, um den Despotismus ihres Genies ohne Widerstand in größtentheils gemeinnützigen aber öfters gewaltsamen Maßregeln auszusprechen und durchzuführen, traten die unter dem engherzigen, pedantischen Jacob I. vorbereiteten und unter dem edlen aber zu unrechter Zeit bald hartnäckigen bald schwachen Karl I. ausbrechenden Unruhen ein und die bürgerlichen Kriege, welche den Baum der Freiheit unter Stürmen aufwachsen ließen. Aber erst

gegen das Ende des Jahrhunderts, durch die zweite Revolution, welche England die glückselige nennt, erhielt der Baum seine Krone, gewann er feste Haltung, und fing an, herrliche Früchte zu tragen. Die genialischen Geister, die dem Nationalgeiste seinen Schwung, seine Richtung gaben, und dessen Bildung vorbereiteten, sind dieser letzten schönen Periode der Freiheit vorangegangen und übten ihre Gewalt auf die Gemüther im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts aus, als die Königliche Gewalt, noch unbeschränkt, Alles unterdrückte oder überwog. Baco, der Schöpfer der Englischen Philosophie, zu dessen Fahne die besten Köpfe sich bis auf den heutigen Tag bekennen, Shakspeare, dessen riesenhafte, originelle, Alles überfliegende Größe troß seinen wilden Auswüchsen durch seine Fehler wie durch seine Schönheiten das Ideal des National-Geistes darstellt, haben in den Zeiten Elisabeths und Jacobs I. gelebt. Milton, der mehr Geschmack und Vollendung, seiner schöpferischen Kraft unbeschadet, besitzt, und Buttler, der in seiner eigenthümlichen Mischung von Ernst und Laune, von Phantasie und Verstand, mit Bildern, die er aus der Tiefe seines Gemüths holte, ein leichtes Spiel trieb, haben das Gedeihen und den Wachsthum der wahren Freiheit nicht gesehen. Später hat freilich die Englische Litteratur in Hinsicht eines geläuterten Geschmacks und einer strengern Correctheit sich ausgezeichnet, allein wenn die Fülle und die Kraft des Genies den Ausschlag geben

und den Vorzug entscheiden soll, so hat die frühere Zeit ein entschiedenes Uebergewicht.

Die Deutsche Litteratur hat sich in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts schnell, vielseitig und mit ihrem eigenthümlichen Charakter, ohne alle Beziehung auf politische Freiheit, mit wahrer Freisinnigkeit und echter Nationalität entfaltet. Keine Litteratur ist von allen äußeren Bedingungen unabhängiger gewesen und hat den äußeren Verhältnissen weniger zu verdanken. Was Dante für Italien, Shakspeare für England, für die Ausbildung der Sprache in ihren unsterblichen Gedichten gethan, indem sie dieselbe errathen, gestaltet, bereichert haben, hat Luther in Deutschland durch seine Uebersetzung der heiligen Schrift geleistet. Aber bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war diese große Revolution, die mit unserer Sprache vorgenommen worden, frucht- und wirkungslos geblieben. Von diesem Zeitpuncte an entwickelte sich die Deutsche Litteratur aus eigener Kraft im Schooße und in der Mitte der Nation selbst, ohne von den Umständen besonders begünstigt zu seyn. Doch muß man nicht unbemerkt lassen, daß die Erhebung des Hannöverschen Hauses auf den Englischen Thron mannigfache Berührungen zwischen Deutschland und England herbeiführte, und daß die Englische Litteratur wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Deutschen Genius auf denselben einen wohlthätigen Einfluß gewann. Aber es ist nicht zu verkennen, daß grade zu der Zeit, wo Deutsch-

lands Litteratur die Fesseln des ihm fremdartigen Französischen Geschmacks abstreifte und sich eine eigene Bahn brach, die Gewerbsamkeit und der Handel den Reichthum und den National-Wohlstand vermehrt hatten. Die Macht von Deutschland in Europa war indeß verschwunden; es bildete nicht mehr eine wahre politische Einheit, der Gemeinsinn war mit dem Gemeinwesen verfallen; die heilsame Gewalt der Stände, die lange die Freiheit gesichert hatten, war in Vergessenheit gerathen, die Fürsten herrschten unbeschränkt und die Persönlichkeit derselben mußte und sollte allein ersetzen, was mit den Institutionen verloren gegangen war.

Dieser kurze Umriß der Geschichte der Litteratur in mehreren Ländern Europens beweiset hinlänglich, daß die Ausbildung des Geistes und die Fortschritte der Litteratur so wie der Wissenschaften und der Künste noch anderen wesentlichen Bedingungen als der der politischen Freiheit unterworfen sind. Die politische Freiheit, dieser Abgott des Zeitalters, soll allein alles Schöne und Gute hervorzubringen vermögen. Allein, ohne ihre Wohlthaten zu verkennen, muß man vermeiden, durch Ueberschätzung derselben in Einseitigkeit zu verfallen, und darnach trachten, der Wahrheit gemäß und der Geschichte getreu, die Erscheinungen der geistigen und moralischen Welt auf ihre wahren Ursachen zurückzuführen.

Diejenigen, die der politischen Freiheit allein die Entwickelung der Völker und die Fortschritte der

Cultur zuschreiben und den Stillstand der geistigen Bewegung aus dem Despotismus allein herleiten, entnehmen ihren Hauptbeweis aus der Geschichte von Asien. In diesem Welttheile findet man in der That Völker, die, seit Jahrtausenden, zum Theil nie aus der Unwissenheit und der Barbarei getreten sind, zum Theil einen gewissen Grad der Cultur früh erreicht, allein in demselben beharrt und sich nie über ihn erhoben haben. Das Phänomen hat freilich etwas Auffallendes, aber statt es aus dem politischen Despotismus, der in Asien immer zu Hause gewesen ist, zu erklären und ihn als die einzige Ursache dieser Unbeweglichkeit anzugeben, wäre es der Wahrheit angemessener, ihn selbst mit sammt der Barbarei als zwei Wirkungen einer tiefer liegenden Ursache zu betrachten.

Einmal, kann hier nicht von den Ländern Asiens die Rede seyn, die nördlich von der großen Kette des Himalaja liegen, den Kaukasus und den Ural im Westen haben. Diese unermeßlichen Steppen oder Wüsten sind von der Natur zur Barbarei verurtheilt, weil ihre Bewohner zum nomadischen Leben verdammt sind und der Ackerbau, die Quelle aller Cultur, ihnen versagt ist. Es sind also nur die Völker zu betrachten, die das südöstliche, südliche und südwestliche Asien bewohnen. Japan, China, Cochinchina, Pegu, Siam, Indien mit den Inseln seines Archipels, Persien und die schönen Länder, die zwischen dem Persischen und Arabischen Meerbusen, dem Mittelländischen Meere und dem Kaukasus liegen; dies sind

diejenigen, wo der Despotismus einheimisch ist und die Cultur so ziemlich stereotypisch auf demselben Puncte still steht. Woher diese Erscheinung? Hier etwas zur Lösung des Problems.

Ein Blick auf die Landkarte beweiset, daß, im Gegensatz zu Europa, Asien verhältnißmäßig nur wenige große Flüsse hat, und daß das Meer Asien umfließt, ohne die Menge von Einschnitten, Buchten und Busen zu bilden, die Europa vor allen Welttheilen auszeichnet. Es ist einleuchtend, daß, je weniger das feste Land von Flüssen und von Meeren durchschnitten ist, um so schwieriger die Communicationen zwischen den Völkern in physischer und geistiger Hinsicht werden. Von der Anzahl und der Leichtigkeit der Communicationen hängen der Austausch der Ideen und der der Waaren ab. Die Fortschritte der Production, der Cultur des Bodens, der Gewerbsamkeit, stehen immer im Verhältniß mit den Märkten, wo der Ueberschuß der Production über die Consumtion abgesetzt werden kann, und die Marktplätze erweitern oder beengen sich nach dem Maßstab der Communicationen. Nun werden zu allen Zeiten und in allen Zonen, wie wir es gesehen haben, die Cultur und die Entfaltung des Geistes durch den Reichthum bedingt und durch das wechselseitige Einwirken der Völker auf einander befördert. Ihre Isolirung, die von jeher in Asien Statt gefunden hat, ist also die erste Ursache des Zurückbleibens dieses Welttheils gegen Europa auf der Bahn der Entwickelung.

Hierzu gesellt sich eine andere, die auch von klimatischen Bedingungen abgeleitet werden muß. Die Polygamie hat in allen obenbenannten Ländern tiefe, alterthümliche, ausgebreitete Wurzeln geschlagen; man findet sie allenthalben. Aus der Vielweiberei, welche die Religionen von Asien weit mehr geheiligt als eingeführt haben, gehen nothwendig die Sklaverei der Frauen, die Vernachläßigung der Kinder, die Vermehrung der männlichen Sklaven und ihre Verstümmelung hervor. Der Hausherr herrscht unbeschränkt in der Familie. Er allein hat Rechte, die Anderen haben nur Pflichten; er allein befiehlt, sie gehorchen, und seine Willkür tödtet in dem Umfange des Hauses eine jede Freiheit. So entstand von den ältesten Zeiten her der Despotismus in Asien, und aus den Familien ging er ganz natürlich in den Staat über; man kannte von Kindheit an keine andere Form, man war daran gewöhnt; die unbeschränkte Herrschaft des Kaisers oder Königs war nur die Spitze der gewaltigen Pyramide, der Schlußstein des großen Gewölbes. Man setze hinzu, daß die Gründung der Asiatischen Staaten immer aus der Eroberung sich herleitet. Durch Gewalt wurde die Eroberung gemacht, durch Gewalt wurde sie befestigt. Das eroberte Volk erträgt um so leichter die Unterdrückung die vom erobernden Volke ausgeht, als es in seinem Innern nichts anders seit Jahrhunderten als die Herrschaft der Willkür kannte. Auf diese Art haben sich in Asien alle Arten von Despotismus die Hand gebo-



ten und sich wechselseitig unterstützt. Die Trägheit der Gemüther; die Gleichgültigkeit, die von ihr ausgeht und nur durch sinnlichen Genuß unterbrochen wird; der Muth zu leiden, oder die Geduld, die, statt des Bedürfnisses und des Muthes zu handeln, das Charakteristische der Asiatischen Völker ist, haben das Ihrige zur Aufrechthaltung des politischen Despotismus beigetragen, und, selbst von klimatischen Ursachen bedingt, haben sie ihn seit ewigen Zeiten bedungen. Wie hätte aus dem häuslichen Despotismus, der Alles hemmt, lähmt, unterdrückt, die Entwickelung der geistigen Kräfte hervortreten können! Und wäre sie durch ein Wunder zum Vorschein gekommen, wie hätte sie sich unter dem eisernen Arm der Sultane erhalten können! Der totale Mangel an Leben und an freier Bewegung in den Familien und in den einzelnen Haushaltungen hat also die politische und bürgerliche Freiheit im Staate unmöglich gemacht. Die Barbarei und der Despotismus rühren von denselben Ursachen her. Sie sind Beide Kinder derselben Mutter, haben sich aber wechselseitig bestärkt und Alles in Asien unbeweglich gemacht. Die Eintheilung des Volks in geschlossene und nicht zu überschreitende Classen, die Eigenheiten der Schrift und der Sprache, ja die Natur der Religionen selbst die Asien beherrschen, sind mehr oder weniger Wirkungen dieser Unbeweglichkeit gewesen, bevor sie dazu mitwirkten, dieselbe fester und dauerhafter zu begründen.

Ueber den Begriff der Rechtmäßigkeit,

im Staatswesen und in der Gesetzgebung.

Satz. Die politischen Gewalten sind nur dann rechtmäßig, wenn sie aus dem Nationalwillen hervorgehen. Dasselbe gilt von recht- und zweckmäßigen Gesetzen. Alles ist in der Gesellschaft das Werk der Menschen, und es ist Wahn oder Trug, wenn man die souveräne Gewalt von Gott herrühren läßt.

Gegensatz. Die gesellschaftliche Ordnung, so wie sie thatsächlich in den verschiedenen Ländern besteht, ist Gottes Werk; von ihm allein haben die alten Formen und Gesetze ihre Kraft erhalten, und sie abändern, verdrängen, durch andere ersetzen, ist ein wahrer Frevel.

Es gibt Wahrheiten, die man aus anderen ableiten und beweisen kann und soll; es gibt andere, die unserem ganzen Wissen zur Grundlage dienen und die als Urthatsachen keinen Beweis zulassen, sondern jedem Unbefangenen einleuchten sobald sie gehörig ausgesprochen werden.

Ein jeder Versuch, sie zu beweisen, muß nothwendig fehlschlagen, weil er voraussetzt, daß es noch höhere Principien als sie selbst gibt, und wenn etwas dieselben verdunkeln oder erschüttern könnte, so wären es grade solche Versuche. Gewisse Forschungen sollten nie angestellt, gewisse Fragen nie aufgeworfen worden seyn, weil sie zu nichts führen, als Zweifel aufzustellen über das an sich Unzweifelhafte.

Von dieser Art ist unstreitig die Frage über den Ursprung der Gesellschaft, der bürgerlichen Ordnung und der sie bindenden Gewalt. Nichts ist gefährlicher, als die Wurzeln eines alten Baumes, der mit dem Boden verwachsen ist, aufzudecken und sie in die Eingeweide der Erde zu verfolgen, um zu sehen, wie weit der Baum um sich gegriffen hat, und worauf er eigentlich steht. Ein solches Unternehmen führt in der Regel das Verderben des Baumes mit sich. So geht es auch mit den Forschungen, die

man anstellt, über die Wurzeln der politischen Gewalt, die Alles im Staate zusammenhält. Wenn aber einmal diese Fragen zur Sprache gekommen sind, so muß man ihre Erörterung nicht scheuen, sey es auch nur um zu beweisen, daß sie in ihrem heiligen Dunkel hätten bleiben sollen, daß die Gesellschaft, so wie die Religion ihre Mysterien hat, und um Dasjenige wieder als Thatsache zu begründen was aus Begriffen allein sich nicht erklären läßt, weil es nach Begriffen nicht entstanden war.

Die Bedürfnisse und die ursprünglichen Triebe des Menschen machen aus ihm ein geselliges Wesen, welches nur in der Gesellschaft Seinesgleichen leben kann. Allein, sich selbst überlassen, vermag er wenig oder nichts, und unterliegt dem Kampfe mit der Natur oder dem Kriege mit seinen Nebenmenschen, die wie die Naturkräfte ihn anfeinden und gegen ihn wirken, wenn sie es nicht mit ihm halten und zu gemeinsamen Zwecken sich nicht mit ihm verbinden. Der Mensch wird in der Familie geboren und erzogen. Sie ist die erste Bedingung seines Daseins. Aus der Familie und dem Nebeneinandersein mehrerer derselben entstehet die bürgerliche Gesellschaft, und allmählig geht aus diesen Keimen das Allgemeinste dieser Art, der Staat, hervor.

Der Staat hat denselben Ursprung, den die Sprachen haben. So wie diese letzteren aus dem Bedürfniß und aus der Fähigkeit des Menschen, seine Gedanken und seine Gefühle mitzutheilen, sich

von selbst erzeugt und gebildet haben, so auch haben sich die Staaten aus dem Bedürfniß und aus dem Triebe der Geselligkeit entwickelt. Aus Absicht, mit klarem, vollem Bewußtsein, nach Begriffen und Grundsätzen, sind eben so wenig ursprünglich die Staaten als die Sprachen von einigen Wenigen gestaltet worden; man kennt eben so wenig die Begründer der ersten bürgerlichen Gesellschaft als die Schöpfer der ersten Sprachen; beide sind das langsame Werk der Jahrhunderte, die schweren Geburten der kreißenden Zeit. Wann, wo und wie sie entstanden sind, warum und auf welche Art sie den ihnen eigenthümlichen Charakter angenommen oder erhalten haben, ließe sich nur aus den Umständen, den Begebenheiten, den physischen und geistigen Bedingungen, den Ort- und Zeit-Eigenheiten, die auf die ersten Menschengeschlechter eingewirkt haben, erklären. Allein alle diese Thatsachen liegen tief verborgen in der Nacht der Urwelt, sie sind völlig unbekannt und werden es ewig für uns bleiben.

Aber welches auch die Geschichte des Ursprungs dieses oder jenes Staats, dieser oder jener Sprache, welches auch die bedingenden Ursachen gewesen seyn mögen, denen die erste bürgerliche Gesellschaft und die erste Sprache ihre Elemente, ihren Bau, ihre Form und ihre Farbe zu verdanken gehabt, so tragen doch alle das Gepräge der menschlichen Natur, aus welcher sie hervorgegangen sind, und entsprechen mehr oder minder ihrer Bestimmung. Also sind für uns

die Staaten und die Sprachen ursprüngliche gegebene Thatsachen, die der Mensch zwar hervorgebracht hat, die ihm aber von einer höhern Macht eingegeben wurden, und die nicht von ihm nach einem besonnenen, berechneten Plan, im vollen Bewußtsein des Zwecks und der Mittel erzeugt worden sind.

Erst später, als das methodische Denken im Menschen erwacht war und der zergliedernde Verstand die Sprachen zur Prüfung und Untersuchung gezogen hatte, musterte und ordnete der Mensch den Schatz, der in den Sprachen niedergelegt war, und bemerkte, daß die ihm vorhergehenden Geschlechter, ihnen selbst unbewußt, eine Art von Regelmäßigkeit in die Wörter, ihre Zusammensetzung, ihre Verbindung und den Bau der Perioden hatten eintreten lassen. Er faßte diese Regeln auf, schrieb sie nieder, brachte sie unter sich in Zusammenhang, gab sich Rechenschaft von seinen Wortfügungen, nahm die Anomalien der Sprache wahr, und die Grammatik erschien. Noch später wurden die Sprachen mit den Anschauungen, den Gedanken, den Gefühlen, den Fähigkeiten, den Thätigkeiten und dem Verfahren der Seele in ihren Verrichtungen, zusammen gehalten, um zu sehen, in wie fern sie den Bedürfnissen unsers Geistes angemessen wären. Man verfeinerte, vervollkommnete, bildete dieselben, aber immer auf eine Art, die ihrem eigenen Genius und der menschlichen Natur entsprach.

So wie den Sprachen, erging es auch der bür-

gerlichen Gesellschaft, und die Geschichte der ersteren ist ganz gleichlaufend mit der der verschiedenen Staaten. Nachdem diese letzteren aus den Umständen und den Bedürfnissen der Völker hervorgegangen waren, und eine mehr oder minder feste und zweckmäßige Ordnung der Dinge nach den Oertlichkeiten sich gebildet hatte; nachdem schon Jahrhunderte lang die Staaten kräftig geblüht und gelebt hatten, und zum Theil entkräftet und abgelebt waren, untersuchte man ihren Ursprung, die Natur ihrer Verfassung, die Vernunftmäßigkeit ihrer Gesetze, und forschte in der menschlichen Natur nach den Principien, welche die Rechtmäßigkeit der bürgerlichen Verhältnisse begründet hatten; man suchte die Normen auf, welche die Gewohnheiten, die Formen, die Maximen der verschiedenen Staaten herbeigeführt hatten und zu ihrer Beurtheilung, Rechtfertigung und Vervollkommnung dienen konnten. So entstand das besondere Staatsrecht eines jeden Staats.

Aus der Vergleichung der Sprachlehren wurde eine Art von allgemeiner Sprachlehre gebildet, welche die allgemeinen Grundzüge aller Sprachen aufstellte, ihre Aehnlichkeiten verglich, und sie auf die Urgesetze des Denk- und Gefühlvermögens des Menschen zurückführte und bezog. Aus der Vergleichung des Organismus der verschiedenen Staaten, der ihnen eigenthümlichen Einrichtungen, der Natur der Verhältnisse, der politischen Gewalten in einem jeden, gestaltete sich eine allgemeine Staatswissenschaft, welche

das Gemeinsame aller Staaten in Hinsicht ihrer Recht-, so wie ihrer Zweckmäßigkeit enthalten und zum Maßstabe aller dienen sollte. Allein diese allgemeine Staatswissenschaft, wie die allgemeine Grammatik, blieb immer ziemlich inhaltleer und ein Gegenstand der logischen Kunst weit mehr als eine Quelle des praktischen, wirklichen Lebens. Beide waren nur Versuche, die Thatsachen in Begriffe, die Begriffe in Regeln, die Regeln in Grundsätze zu verwandeln. Indem man sich von allen Eigenthümlichkeiten der Sprachen und der Staaten bei dieser Arbeit losriß und von ihrer Individualität rein abstrahirte, stieg man zwar immer höher, aber man verstieg sich auch zu solchen allgemeinen Begriffen, die in der That kein Leben und keine Wirklichkeit bedingen konnten. Die vermeintlichen Urbegriffe und Grundsätze verwandelten sich am Ende in bloße Fächer, die wenig oder gar keinen Stoff mehr enthielten. So viel ist gewiß, daß nach der allgemeinen Staatswissenschaft kein Staat der Welt erschaffen worden sey oder auf die Dauer erhalten und regiert werden kann, eben so wenig als man es je versuchte, nach der allgemeinen Grammatik eine Sprache zu erfinden oder nach derselben seine eigne Sprache zu reden und zu schreiben. Das Besondere bleibt immer die Hauptsache und gibt allein den Ausschlag. Das Leben ist immer ein individuelles; die Wirklichkeit hat immer einen ganz bestimmten Charakter. Das Allgemeine kann kein wahres Seyn haben, weil es seine Unbestimmtheit

nie verliert, ohne als Allgemeines zu verschwinden und in ein besonderes Individuelles überzugehen. Bei der Pflege der Theorie muß man nie vergessen, daß die Thatsachen ewig die Grundlage des menschlichen Wissens und der alleinige Stützpunct der Vernunft bleiben werden. Der Staat ist eine Thatsache gewesen, bevor er ein Begriff wurde, so wie die Sprachen Thatsachen waren und gesprochen worden sind, bevor man wußte, wie und warum man so und nicht anders sprechen sollte.

Diese einfachen und handgreiflichen Grundsätze hat man in unserem Zeitalter nur zu leicht vergessen. Man hat in der Politik das Letzte zum Ersten erhoben und so die Pyramide des Staats umgekehrt und auf die Spitze gestellt, in dem Wahn, denselben durch ein solches Verfahren fester zu begründen. Man hat aus der Acht gelassen, daß die Staaten gegeben waren, und sie wie mathematische Figuren zu construiren gewagt. Statt sich einzig und allein mit der Zweckmäßigkeit des Bestehenden zu befassen, um demselben nachzuhelfen, hat man sich mit dessen Rechtmäßigkeit beschäftigt, und dem Ursprunge der bürgerlichen Gesellschaft mehr Aufmerksamkeit als den leitenden Principien derselben geschenkt.

Dieses vorausgesetzt und vorausgeschickt, wird die Unhaltbarkeit der beiden Extreme in den Sätzen, mit welchen wir es hier zu thun haben, leicht dem unbefangenen Auge einleuchten.

Die Lieblingslehre des Tages, daß eine jede po-

litische Gewalt nur dann rechtmäßig sey, wenn sie aus dem Nationalwillen entsprungen ist, und daß ein jedes Gesetz nur dann rechtmäßig sey, wenn es von einer solchen Gewalt ausgeht, bedeutet im Grunde nichts anderes, als daß das Volk der erste und alleinige Souverän ist, und diese Lehre ist keine andere, als die der ursprünglichen und unveräußerlichen Volks-Souveränität.

Diese Lehre widerspricht den Thatsachen und der Geschichte der Bildung der bürgerlichen Gesellschaft, wie wir sie oben angegeben haben. Die politischen Gewalten und der ganze Organismus des Staats haben sich mit einer Art von Nothwendigkeit aus den Bedürfnissen der Familien und einem dem Menschen inwohnenden Triebe zur Geselligkeit entwickelt und von selbst gestaltet. Durch die Verschiedenheit der Kraft, der Intelligenz, der Umstände, waren die Einen im Fall, Schutz zu wünschen, zu fordern und zu suchen, die Anderen im Stande, den Ersteren einen solchen Schutz zu gewähren und zu verschaffen. Aus diesem Verhältniß ergab sich auf der einen Seite das Recht zu gebieten und zu verbieten, auf der andern die Pflicht zu gehorchen. Diesem Verhältniß drückte die Zeit ihr Siegel auf, die Gewohnheit befestigte es, die Erfahrung seiner wohlthätigen Folgen vermehrte seinen Werth und es trat allmählig die Verjährung ein, die es mit einer Art von Heiligkeit umgab.

Die oben ausgesprochene Lehre widerspricht der Theorie und den Grundsätzen nicht weniger als den

Thatsachen. Kein Volk, im politischen Sinn, existirt ohne eine souveräne Gewalt, die keine andere über sich erkennen, von keiner einen rechtmäßigen Zwang erleiden, noch von ihr zur Verantwortung gezogen werden kann: eine Gewalt welche die einzelnen Menschen zusammenhält, bindet, zur Einheit erhebt und aus ihnen eine moralische Person bildet. Ohne dieselbe gibt es zwar Individuen, die in Hinsicht ihres Wohnorts und ihrer Sprache so wie ihrer Gesichtszüge und ihrer Gestalt, einen gemeinsamen Ursprung verrathen, aber sie hängen keinesweges zusammen, und so lange sie isolirt dastehen, sind sie zwar die Elemente eines Volks, der Stoff eines solchen, aber das Volk selbst tritt erst ins Leben, wenn ein organisches Princip ein Ganzes aus diesen Elementen macht. Dieses organische Princip besteht in der Existenz eines Willens, der den Willen aller Einzelnen beherrscht und ihnen vermöge seiner Aussprüche zur Norm und zum Gesetz dient, mit einem Worte die Souveränität. Dieselbe geht nicht aus dem Volke hervor, sondern das Dasein eines Volks setzt schon das Dasein einer solchen bindenden Gewalt voraus.

Dieser souveräne Wille, das Lebensprincip der bürgerlichen Gesellschaft, kann alle möglichen Formen annehmen und hat sie in der That in Folge der Umstände, welche die Wiege dieses oder jenes Staats umgaben, angenommen: bald hat er in einer einzigen Person seinen Sitz gehabt und sich mit derselben identificirt; bald ist er aus einer Vielheit, bald aus der

Mehrheit der Bewohner eines Landes, bald aus dem Zusammenwirken des Fürsten, der Edlen und der Erfahrensten aus der Masse der Staatsbürger hervorgegangen. Alle diese Formen waren, wo nicht gleich zweck-, doch gleich rechtmäßig, wenn sie aus den obwaltenden Thatsachen und Bedürfnissen sich ergeben hatten, und immer mußte die oberste Gewalt schon unter irgend einer Form Statt finden, wenn von einem Volke im politischen Sinn die Rede war oder seyn konnte.

Dasselbe Resultat ergibt sich aus der gehörigen Zergliederung und nähern Bestimmung der Wörter „Nationalwille" wenn man sie auf einen klaren Begriff zurückführt. Eine Nation ist immer nur ein Aggregat von Individuen, die mit einander Wahlverwandtschaften und vielseitige Berührungen haben. Ein jedes von ihnen hat seinen eigenen Willen. Dieser kann mit dem Willen mehrerer seiner Nebenmenschen zufällig zusammentreffen; allein viel häufiger, ja in der Regel, weichen diese einzelnen Willen so wie die Ansichten der Einzelnen von einander ab, und theilen sich in unzählbare Richtungen und Divergenzen, dermaßen, daß man keine Einheit herausbringen kann; könnte eine solche auch Statt finden, so gäbe es doch kein sicheres Mittel, sie mit Evidenz wahrzunehmen, auf eine anschauliche Art aufzustellen und festzuhalten. In allen Fällen würde es immer eine Mehrheit und eine Minderzahl der Stimmen geben, und worauf würde sich das Recht der

Mehrheit begründen, die Minderzahl zum Gehorsam zu zwingen und deren Willen aufzuheben, wenn es nicht schon einen souveränen Willen gäbe, der dieses zur Entscheidung künftiger Fälle festgesetzt oder bestimmt hätte?

Also, um das Gesagte zusammen zu fassen, die bürgerliche Gesellschaft kann ohne das Dasein einer obersten Gewalt, welche den einzelnen Menschen und Familien, aus welchen die Gesellschaft besteht, Einheit, Bindung und Haltung gibt, nicht einmal gedacht werden. Ein solcher Wille hat sich allenthalben, wo es Staaten gegeben hat und gibt, aus den Bedürfnissen, den Verhältnissen, den Umständen erzeugt. Aus den Staaten gehen die Einheiten hervor, die man Völker nennt. Der Hauptzweck eines jeden Staats liegt wesentlich in der Begründung und Feststellung eines Rechtszustandes, der, mit äußerm Zwang verbunden, das Eigenthum und die persönliche Freiheit Aller beschützt. Die oberste politische Gewalt, aus welcher alle anderen Gewalten fließen, ist also eine rechtmäßige Thatsache, für welche auch eine Verjährung eintritt, und die nur dann als unrechtmäßig erscheint, wenn sie eine rechtmäßige Gewalt umgestoßen hat, um sich selbst an ihre Stelle zu setzen und sich auf ihren Trümmern zu erheben. Die Souveränität ist heilig, wie jeder andere Besitz, und ist es um so mehr als jeder andere Besitz in der Heiligkeit der souveränen Gewalt die allein ihn schützende Aegide findet und, vermöge ihrer, Achtung gebietet und Si-

cherheit erhält. Die Nothwendigkeit eines solchen obersten Willens ergibt sich aus dem Zweck der bürgerlichen Gesellschaft, der unveränderlich und ewig derselbe bleibt, und aus beiden geht die Unverletzbarkeit der Souveränität hervor. Es ist leicht möglich, daß, wenn man bis zum historischen Ursprung eines jeden Staats, so wie zum Ursprung eines jeden Besitzes, hinaufsteigen könnte, manche Umstände sich zeigen würden, die einen Anstrich von Ungerechtigkeit hätten; allein dieses ändert den Grundsatz nicht, und eine solche genetische Untersuchung würde nur dazu dienen, den Besitz zu untergraben und zu erschüttern.

Aus diesen Betrachtungen geht hervor, in wiefern man mit Wahrheit sagen kann, daß der Staat von Gott sey und die Rechtmäßigkeit der obersten politischen Gewalt in ihm seinen Grund habe. Sobald man ein ewiges, unendliches, persönliches Wesen annimmt und an dieses glaubt, so muß man auch annehmen, daß Alles, was im großen All den Natur- und Freiheits-Gesetzen gemäß geschieht, von ihm vorhergesehen, gewollt und angeordnet wird. Aus der Intelligenz und der Freiheit so wie aus den Bedürfnissen des Menschen ergibt es sich, daß er bestimmt sey, in der Gesellschaft zu leben. Eine allgemeine, das ganze Menschengeschlecht umfassende Gesellschaft ist nicht denkbar, denn die wechselseitigen Berührungen in Raum und Zeit wären unmöglich. Einzelne Gesellschaften, kleinere bürgerliche Vereine können allein

in das wirkliche Leben treten. Keine solche Gesellschaft kann bestehen ohne eine oberste Gewalt und einen gesetzmäßigen Zwang, nämlich ohne einen Souverän, der nicht allein die Gesetze ausspricht, sondern zugleich ihre Befolgung sichert. Es gibt im Staate keine höhere Gewalt als den Souverän, denn gäbe es eine höhere, so hätte diese die eigentliche Souveränität. Allein es existirt ein höheres Recht, über alle Souveränität erhaben, das in der unsichtbaren, übersinnlichen Welt seine Quelle hat, das Gesetz Gottes! Die gesellschaftliche oberste Gewalt ist zwar rechtmäßig gegründet, wenn sie aus den Bedürfnissen entstanden, mit dem Volke, dem sie den Ursprung gegeben, sich geschichtlich entfaltet hat, den Stempel der Zeit trägt, die Nationalität hervorgebracht und, sich zugleich mit ihr verzweigend, mit ihr ein Ganzes bildet. Aber sie ist nur dann ehrwürdig in jedem Sinne des Worts, wenn sie gerecht verfährt, das ewige Recht in Ehren hält, vernünftige Gesetze gibt, den wohlerworbenen Besitz beschützt und die Freiheit eines Jeden nur in so fern beschränkt, als die Freiheit Aller es erfordert. Dann beruht in der That die oberste politische Gewalt auf dem Willen Gottes. Er will dieselbe, nicht allein weil sie die erste Bedingung des Daseins der bürgerlichen Gesellschaft ist, und diese zur Bestimmung des Menschen gehört, sondern er will sie, weil sie in ihren Geboten und Verboten seinen eigenen Willen ausspricht und seinen ewigen Gesetzen gemäß handelt. So heiligt die

Gottheit das Werk der Menschen und ertheilt denselben eine hohe Würde und eine lebendige Kraft.

Um dieses in ein noch helleres Licht zu setzen, und zu bestimmen, wie und auf welche Art die gesellschaftliche Ordnung als das Werk Gottes angesehen werden kann, muß man das Reich der Natur mit dem Reiche der Freiheit vergleichen und das Verhältniß beider zur Gottheit betrachten. Im ersten wirken allein die blinden und nothwendigen Kräfte. Der Gedanke und der Wille Gottes scheint Alles unmittelbar zu thun. In diesem Reiche ist der Mensch, wenn er in dasselbe einwirkt, nur ein sehr untergeordnetes Werkzeug. Wenn er säet, wenn er pflanzt, wenn er die Pflanzen veredelt, thut er etwas, aber die Natur thut immer das meiste. Im Gegentheil, in der moralischen und politischen Ordnung, in diesen Haupttheilen des Reichs der Freiheit, sind die vernünftigen Wesen beinahe ausschließlich die alleinigen Federn der Bewegung, die Ursachen von Allem was geschieht oder nicht geschieht, Freilich kann der Mensch nichts gegen seine Natur mit Glück unternehmen oder thun, und diese Natur ist ihm von Gott gegeben. Aber diese Natur veranlaßt und erlaubt eine Menge verschiedener Richtungen, und ist nicht mit engen, festen Schranken, wie die der Thiere, umgeben; freilich empfängt der Mensch den Einfluß und die Einwirkung der ganzen Natur, des Werks Gottes; freilich erbt er von den Geschlechtern die ihm vorangegangen sind den jedesmaligen Zustand der

Gesellschaft, der seiner Thätigkeit Fesseln anzulegen scheint, und Gedanken, Gefühle, Handlungen, die er nicht verkennen noch ganz von sich weisen kann; aber troß dem allen bleibt die Freiheit die vorherrschende Kraft. Gott hat freilich die Wirkungen dieser Kraft auf eine uns unbegreifliche Art in die allgemeine Kette der Dinge aufgenommen; allein er hat sie nicht in das Welt-System gewaltsam eingeengt; sie tritt in dasselbe freiwillig ein. Dem Menschen muß also Alles, was in der moralischen und politischen Ordnung geschieht, zugeschrieben werden; er allein ist dafür verantwortlich. Die gesellschaftliche Ordnung besteht nicht allein für ihn, sondern durch ihn. Wenn in derselben wichtige Veränderungen vorgenommen werden, so muß man, um dieselben zu beurtheilen, untersuchen, ob sie von der rechtmäßigen obersten Gewalt ausgehen; ob sie nöthig und zweckmäßig sind, und in ihren Mitteln und in ihrem stufenmäßigen Gang, so wie in ihrem Zweck, der Vernunft entsprechen. Allein es wäre abgeschmackt und widersinnig zu behaupten, daß sie an sich verderblich oder ungerecht wären, weil sie in die Rechte Gottes eingreifen.

Also das unendliche Wesen hat die bürgerliche Gesellschaft gewollt und angeordnet. Aber Gott hat die Formen derselben der Freiheit und der Wahl der Menschen überlassen, und begnügt sich in dieser Hinsicht, ihnen allgemeine Instructionen in dem Gewissen und in der Vernunft zu geben; er leitet und bindet sie nur durch die moralischen Gesetze, außerhalb

welcher der Mensch sein Heil weder finden kann, noch suchen soll. Es ist dem Plane des Weltalls eben so wenig widersprechend, repräsentative Formen in eine Monarchie, als monarchische Formen in eine Republik einzuführen. Alles kommt darauf an, ob in beiden Fällen die getroffenen Veränderungen zeit- und zweckmäßig sind, wer sie unternimmt, wie, wo und wann sie unternommen werden. Die politischen Formen sind alle erlaubt; keine ist an sich unerlaubt und widerspricht den ewigen Gesetzen, wenn sie aus der rechtmäßigen Gewalt hervorgeht und den Rechtszustand in der Gesellschaft sichert. Allein es ist immer gegen den Plan des Weltalls und gegen die ewigen Gesetze, durch gewaltsame Mittel, unbefugter- und ungerechterweise, die rechtmäßige Gewalt anzugreifen, um neue vermeintlich bessere Schöpfungen an ihre Stelle eintreten zu lassen, die gesellschaftliche Ordnung aufzulösen, um zu versuchen, ihr eine ganz verschiedene Gestaltung zu geben und auf Kosten der wohlerworbenen Rechte ein neues Eigenthumsrecht zu bilden. Dieses heißt das Leben der Gesellschaft in seinen Wurzeln angreifen, Gott und den Menschen Trotz bieten und das Heiligste verhöhnen.

In einem jeden Staate gibt es also keine höhere Gewalt als die Souveränität, und ohne ihre Existenz gibt es keinen Staat. So hat es Gott selbst gewollt, weil es das Wesen und die Natur der bürgerlichen Gesellschaft so mit sich bringt. Allein es gibt ein höheres Recht als das Recht, welches die souve-

räne Gewalt ausspricht, indem sie Gesetze gibt. Dieses Recht ist das ewige Vernunftrecht oder das Gesetz Gottes. Die Worte „rechtmäßige Gesetze" haben also einen doppelten Sinn, je nachdem man sie entweder mit ihrer Quelle oder mit ihrem Gegenstande und ihrer Natur zusammenhält. Im ersten Sinn sind sie rechtmäßig, wenn sie von der rechtmäßigen obersten Staats-Gewalt ausgehen; im zweiten, wenn sie dem höhern Vernunftrecht entsprechen und dem Zweck der Gesellschaft angemessen sind. Um eine jede Begriffsverwechselung zu vermeiden, nennt man diesen letzten Charakter des Gesetzes die Zweckmäßigkeit. In wie fern die Gesetze zweckmäßig sind, sind sie auch vernünftig und gut.

Die bürgerlichen Gesetze können also in Hinsicht ihres Ursprungs rechtmäßig seyn, ohne schon deshalb zweckmäßig zu erscheinen. Ihre Vollkommenheit besteht zwar in der Vereinigung beider Charaktere, allein wenn sie rechtmäßig sind, nämlich, wenn sie die oberste Staatsgewalt ausgesprochen hat, so müssen sie befolgt werden, wenn sie auch nicht zweckmäßig wären oder ihre Zweckmäßigkeit nicht den Augen Derjenigen, die ihnen Gehorsam leisten sollen, einleuchtete. Die Gesellschaft würde sich auflösen und der Staat verschwinden, wenn Jeder nur dann einem Gesetz gehorchen wollte, wenn er von seiner Zweckmäßigkeit überzeugt ist, denn in diesem Fall würde es keinen souveränen Willen geben, sondern der Wille eines jeden Einzelnen würde höher stehen als die oberste Staatsgewalt, und selbst souverän seyn.

Nichts ist also der Wahrheit weniger angemessen, als zu sagen, daß diejenigen Gesetze allein rechtmäßig sind, die aus dem Nationalwillen hervorgehen, und daß in dieser Hinsicht ganz besonders die Stimme des Volks die Stimme Gottes sey. Diese Gemeinplätze können freilich einen richtigen Sinn erhalten und auf bestimmte Begriffe bezogen werden, aber an sich sind sie unbestimmt, unrichtig, und können leicht verderblich werden.

Die Gesetze sollen vernünftig seyn, nämlich mit dem von der ewigen Gerechtigkeit angegebenen Zweck der bürgerlichen Gesellschaft harmoniren; sie sollen verständig seyn, nämlich immer die besten Mittel zu diesem Zweck auffassen, wählen und aussprechen: Vereinigen sie beides in sich, so werden sie der Ausdruck des allgemeinen Willens seyn. Die Stimme des Volks wird ihnen huldigen, und dann, aber auch nur dann, wird diese Stimme die Stimme Gottes seyn. Der Ausspruch der Vernunft wird früh oder spät immer der Ausspruch des Volks werden, denn am Ende erhält die Vernunft immer Recht. Aber man muß, um dieses in das Leben treten zu sehen, einen langen Zeitraum umfassen, denn in dem ersten Augenblick oder in einer kurzen Periode leuchtet öfters das Vernunftmäßige und Verständige eines Gesetzes der Mehrheit nicht ein. Man muß ihr Zeit lassen, Einsicht zu gewinnen und sich durch die Erfahrung über das Gesetz belehren zu lassen; man muß abwarten, daß die Leidenschaften sich gesetzt und

die

die Vorurtheile, die gegen die Wahrheit einnehmen und den Blick trüben, sich gelegt haben. Die Vernunft ist zwar der allgemeine Wille, wenn ein jeder von seinen Privat-Interessen, Neigungen und Zwecken abstrahirt. Aber die Mehrheit der Menschen thut dieses schwerlich und sehr selten. Noch seltener erkennt sie leicht und schnell das Vernünftige als solches an. Der Gesetzgeber muß also, um nicht irre zu gehen, von der Vernunft auf den Willen Aller schließen, und kann dann mit der Zeit auf die Zustimmung Aller rechnen; nur muß er sich hüten, von dem Willen der Einzelnen, sollten sie auch die Mehrheit bilden, auf die Vernunft zu schließen. Thut er dieses letztere, so läuft er Gefahr, in einer gegebenen Zeit-Periode das Wahre und das Rechte zu verfehlen, indem er, statt die Stimme des allgemeinen Interesse, der Vernunft, der Jahrhunderte zu vernehmen, nur die Stimme der Unwissenheit, des Irrthums, des Eigennutzes, die Meinung des Tages hören wird.

Bei einem jeden Volke gibt es zwar immer einen Kern von Staatsbürgern, deren Urtheile und Meinungen vermöge ihres gesunden, geläuterten Verstandes, ihrer Kenntnisse und Gesinnungen, so wie der unabhängigen Stellung wegen, die sie ihrem Besitz verdanken, ein großes Gewicht haben müssen. Sie stehen höher als das übrige Volk, ihre Stimme verdient Achtung; sie fällt in der Regel mit der des Gesetzgebers zusammen, wenn er selbst einen umfassenden Blick und eine wahre praktische Vernunft besitzt,

ja sie können ihm den richtigen Weg bezeichnen, wenn er in Gefahr steht, denselben zu verfehlen. Es ist aber schwer, in dem Gewühl der Leidenschaften und dem Geschrei der Menge, Stimmen dieser Art zu vernehmen, die sicheren Kennzeichen wahrzunehmen an welchen sie zu erkennen sind, und die im Stillen sich aussprechende Meinung der Besseren von der überlauten und betäubenden Meinung der großen Mehrheit zu unterscheiden. Um hier die richtige Auswahl zu treffen, sind nur zwei Mittel vorhanden; einmal, daß der Gesetzgeber, nach reifer Ueberlegung und gründlicher Prüfung aller Umstände, mit sich selbst zu Rathe gehe, und aus den Resultaten der Forschungen seiner eigenen Vernunft die Ansichten und Aussprüche der Vernunft des Kerns des Volkes errathe oder folgere. In den meisten Fällen werden zwar Beide zusammentreffen, aber bei dem reinsten Willen das Beste des Staats zu befördern, und bei aller möglichen Vorsicht, kann der Gesetzgeber das Wahre, Rechte, Gemeinnützige doch manchmal verfehlen und in Einseitigkeit befangen seyn. Das zweite Mittel, zugleich geeignet den Mängeln des ersten abzuhelfen, besteht in dem ständischen Wesen. Es muß den Besseren, Einsichtsvollen, Unabhängigen, Vermögenden, ein gesetzmäßiger Weg geöffnet seyn, als Organ des Gemeinwesens aufzutreten und sich vernehmen zu lassen; es können Formen eingeführt werden, nach welchen sie befragt werden und sich berathen können, um der obersten Staatsgewalt ihre Ansichten mitzutheilen. Sind diese Formen

zweckmäßig, so wird die geläuterte vernunftige Meinung des eigentlichen Volks sich in einer lebendigen ehrwürdigen Gestalt vernehmen lassen, und man wird nicht Gefahr laufen sie mit den unvernünftigen, ungestümen Forderungen der Masse des Volks zu verwechseln, die, von Leidenschaften und sinnlichen Begierden beherrscht, der Bedürfnisse viel, der Begriffe wenig hat, und, festen Grundsätzen fremd, sich hin und her bewegt, so wie der mächtige Augenblick sie treibt.

Auf solche Art werden die Gesetze in einem Staate nicht allein recht-, sondern auch zweckmäßig seyn, und sich durch ihren innern Werth empfehlen. Die Gesetze im Allgemeinen sind nur dann gut, wenn sie, auf der einen Seite, dem Zweck der bürgerlichen Gesellschaft, der in der allgemeinen Bewegung der Dinge immer unveränderlich derselbe bleibt, entsprechen, und auf der andern, wenn sie, den Localverhältnissen, den Zeit- und Ortsumständen genau angemessen, sich aus denselben ergeben.

Aus diesem doppelten Gesichtspuncte läßt sich auch die Meinung, daß gute Gesetze sich selbst machen, mit der entgegengesetzten, daß gute Gesetze nur nach allgemeinen Grundsätzen aus der Vernunft des Gesetzgebers hervorgehen müssen, ausgleichen und versöhnen. Man kann allerdings in einem gewissen Sinn sagen, daß gute Gesetze sich selbst machen, insofern sie aus gegebenen Umständen und bestimmten Verhältnissen herbeigeführt werden. Das Mittel, dem

Bedürfniß abzuhelfen, ist dann schon gewissermaßen in dem Bedürfniß eines solchen Gesetzes enthalten, und eins kommt dem andern entgegen. Aber der Gesetzgeber oder die oberste Staatsgewalt muß dieses Bedürfniß, welches eine neue gesetzliche Bestimmung fordert, ja nothwendig macht, wahrnehmen, die Mittel dasselbe zu befriedigen auffassen, und die Formen aussprechen, durch welche diese Bestimmungen, nachdem sie mit dem allgemeinen Staatszweck zusammengehalten worden, zu einem verpflichtenden Willen erhoben werden. In diesem Sinn macht sich das Gesetz nicht selbst, sondern es wird gemacht.

Bei den in der Kindheit begriffenen, einfachen, aufwachsenden Völkern gibt es beinahe nur Gebräuche, und keine Gesetze; die Gesetze sind Gebräuche, und die Gebräuche Gesetze. Die Verhältnisse und die Bedürfnisse des Volks bringen diese Gebräuche mit einer Art von Nothwendigkeit hervor; sie werden, wie vermöge eines stillschweigenden Vertrags, allgemein geachtet und befolgt, und herrschen über die Gemüther, ohne daß man eigentlich wüßte, woher und warum sie diese Gewalt ausüben.

Allein auch hierin ergehet es den Völkern wie den einzelnen Menschen. Diese letzteren verleben eine geraume Zeit unter der Herrschaft der blinden Gewohnheit und der dunklen Vorstellungen. Aber wenn die Vernunft erwacht, das Bewußtsein zur Besonnenheit gebracht wird und der Mensch über seine eigenen Gedanken, sein Thun und Treiben nachdenkt, gibt er

sich Rechenschaft von seinen Gewohnheiten, Gebräuchen, Handlungen, und sucht die Normen, die ihn bis dahin geleitet haben, aufzufinden.

So auch die Völker. Je mehr sie in der Bahn der Cultur vorschreiten, wollen sie ihren Zustand genau kennen, sichten, beurtheilen und näher bestimmen. Bei der Erforschung dieses Zustandes bringen sie Alles, was sich darauf bezieht, zur Sprache. Es kommt der Moment, wo man die Verfassungen und die Gesetze, die früher in dem Gedächtniß, dem Gewissen, der Ueberlieferung gelebt haben, niederschreibt. Glücklich das Volk, das, zu dieser Epoche gelangt, nichts anderes als die Thatsachen seiner bürgerlichen und politischen Existenz aufzustellen und durch Rede und Schrift festzusetzen braucht. Wenn dieser Zeitpunct eingetreten ist, können freilich manche Thatsachen dieser Art zweckmäßig modificirt, Manches in denselben mit Einsicht und Vorsicht verbessert werden. Wollte man dieses von sich weisen, sich aus Kleinmuth, Beschränktheit und politischem Aberglauben scheuen, an das Werk der Zeit Hand anzulegen, so würde sich nichts vervollkommnen, und das menschliche Geschlecht sich von seinem Beginnen und von seinem Anfange entfernen, ohne Fortschritte zu machen. Allein bei dieser eben so wichtigen als bedenklichen Arbeit muß man nie aus den Augen lassen, daß die Gesetze immer auf etwas Positives gegründet seyn müssen; wirkliche Bedürfnisse müssen sie herbeiführen und auf wirkliche Verhältnisse müssen sie sich beziehen.

Solche Gesetze, sie mögen nun geschrieben oder ungeschrieben seyn, können allein auf eine lange Dauer rechnen, weil sie, auf Thatsachen gegründet, eine historische Wurzel haben und mit dem Volke verwebt und verwachsen sind. Ungeschrieben, im Bewußtsein des Volks aufbewahrt, in das Leben übergegangen, durch tägliche Erfahrung bewährt uud bestätigt, bilden sie einen wesentlichen Theil des Ichs und der Persönlichkeit eines Volks. Ein Jeder kennt sie, weil die Vergangenheit auf ihnen beruht und sie in der Gegenwart beständig vorkommen. Sind sie geschrieben, so werden sie freilich vor der Vergessenheit, in welche sie später gerathen könnten, sicher gestellt, richtiger aufgefaßt, bestimmter angewendet, und es wird um so besser der Willkür der Richter vorgebeugt, indem ein Jeder die Mittel besitzt, ihre Aussprüche mit den Gesetzen zu vergleichen. Früher haben die richterlichen Entscheidungen die Norm, nach welcher ähnliche Fälle entschieden wurden, abgegeben. Einmal niedergeschrieben, bestimmt diese Norm alle späteren Entscheidungen derselben Art. Auch läßt sich nicht leugnen, daß, wenn das Gewohnheitsrecht gesammelt und in Schrift verwandelt wird, seine Mängel, Lücken und partiellen Widersprüche leichter aufgefaßt, gefühlt und gehoben werden.

Dieser letztere Umstand hat zu dem Gedanken geführt, daß es zweckmäßig, nützlich, sogar nothwendig wäre, von den Rechts-Gewohnheiten ganz abzugehen, und statt ihrer die Gesetzgebung eines Volks nach all-

gemeinen Grundsätzen consequent und systematisch durchzuführen, sie zu einer gegebenen Zeit auf einmal gebieterisch ihm zu verleihen, und für alle künftige Zeiten, so wie für alle Theile und Provinzen eines Staats vorzuschreiben. Man freute sich, vermöge einer solchen durchgreifenden Arbeit ein großes regelmäßiges Gebäude aufzuführen, und statt sich mit Bruchstücken zu begnügen, ein vollendetes Ganze zu besitzen. So entstand in den letzten funfzig Jahren die Menge von Gesetzbüchern, die, wie ein aus dem Stegreif ersonnenes philosophisches System, mit einem Mal hervortraten und alle Verhältnisse eines Volks nach einer schulgerechten Theorie zu modeln oder zu bestimmen zum Zweck hatten.

Allein man vergaß bei diesen viel versprechenden Unternehmungen und sanguinischen Hoffnungen, daß fremdartige Theile eines und desselben Staats nicht nach denselben Gesetzen leben und regiert werden können; daß, wenn man die Einheit mit Einseitigkeit verwechselt, und die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse durch Einförmigkeit zu bezwingen versucht, die widerstrebende Mannigfaltigkeit die engen Formen bricht oder sich über dieselben wegsetzt; daß allgemeine Begriffe, bei deren Aufstellung man von allen Individualitäten abstrahirt, von diesen früh oder spät überwältigt werden, ohne in das wirkliche Leben eingreifen zu können; daß es dem menschlichen Geiste nicht gegeben ist, alle möglichen Fälle und Verhältnisse vorherzusehen und zu bestimmen; daß, wenn die Gesetze

von den Gewohnheiten und von dem angestammten Recht sich losreißen, dieselben einem Volke lange fremd bleiben und nur seine Oberfläche berühren; daß, wenn man von der alten Zeit zu einer neuen nicht durch sanfte Uebergänge schreitet, die ältere ihr Recht behauptet, und die neue nur gewaltsam eintreten kann; endlich, daß, da der Gang der Dinge nicht gehemmt werden kann, eine solche aus einem Guß entstandene Gesetzgebung, auf der einen Seite doch nicht unveränderlich bleibt, auf der andern es in einem solchen systematischen Werke viel schwerer wird, partielle Verbesserungen anzubringen ohne das Ganze umzuschmelzen, als bei einer Gesetzgebung, die allmählig sich gebildet hat, und die, theilweise entstanden, auch theilweise verbessert werden kann.

Ueber
die politischen Constitutionen.

Satz. Politische Constitutionen sind das einzige Mittel, den Uebeln, welche die bürgerliche Gesellschaft drücken, abzuhelfen und vorzubeugen. Die politischen Formen eines Staats entscheiden allein über sein Glück oder Unglück. Damit dergleichen Formen aber ihren Zweck erreichen, müssen sie nach allgemeinen Grundsätzen folgerecht entstehen, und nicht ein zusammengestoppeltes Stückwerk seyn.

Gegensatz. Politische Formen sind in der Regel gleichgültig und können oft sehr schädlich werden. Es ist eine Krankheit der Zeit, auf dieselben einen großen Werth zu legen, und von ihnen die Heilung der Gebrechen der Staaten zu erwarten.

Um sich über diese Frage zu verständigen, muß man vor allen Dingen die Begriffe, die dem ganzen Streit zum Grunde liegen, richtig auffassen und bestimmen. Es wird hier, wie bei den meisten streitigen Fragen, mit den Worten ein arges Spiel getrieben. Was heißt eine Constitution oder Verfassung, und wie unterscheidet sie sich von der Verwaltung und von der Regierung?

Das Wort „Constitution" ist von dem menschlichen Körper entlehnt. Die Natur der Organe desselben, ihre wechselseitige Einwirkung auf einander, ihre zweckmäßige Thätigkeit, machen die Constitution eines Menschen aus. Ist ihr Spiel leicht, regelmäßig, und trägt ein jedes Organ das seinige zu einem gesunden Leben bei, so sagt man, daß ein Mensch eine gute Constitution besitzt. Im entgegengesetzten Falle hat er eine sieche, schwache, zerrüttete Constitution, die seine Existenz bedroht.

So ist es auch mit dem Staate. Ein jeder Staat ist ein organisches Wesen, welches die Erhaltung, Freiheit und Sicherheit des Volks zum Zweck hat, und zu diesem Behuf aus verschiedenen Organen zusammengesetzt ist. Ihre Beschaffenheit, ihr Verhältniß zu einander, ihr wechselseitiger Einfluß

bilden die Constitution des Staats. Wenn sie das Leben des Ganzen verbürgt und befördert, und den Zweck der Gesellschaft erreicht, ist sie was sie seyn soll; im Gegentheil, hemmt sie das Leben und bringt sie in den politischen Körper Stockungen und Krankheiten hervor, so verliert sie von ihrem Werthe, indem sie ihr Ziel verfehlt.

Die Haupt-Lebensorgane eines jeden Staats sind die verschiedenen Gewalten, vermöge welcher Gesetze gegeben, angewendet und vollzogen werden, Gewalten die zwar getheilt aber nicht getrennt, verbunden aber nicht vermengt gedacht werden müssen. Man kann die Zusammensetzung, das Verfahren, das Verhältniß der verschiedenen Gewalten auf verschiedene Art construiren. Allein es hat nie ein Staat existirt ohne eine gewisse bestimmte Organisation der gesetzgebenden, richterlichen, verwaltenden, vollziehenden Gewalt. Der eigenthümliche Charakter dieser Organisation bestimmt die Constitution des Staats.

Aus der Constitution geht für einen jeden Staat dessen Verwaltung und Regierung hervor; diese müssen zwar mit ihr in Einklang und Harmonie seyn, aber sie sind demungeachtet wesentlich von ihr verschieden. Das Wort „Verwaltung" wird in der Regel in einem beschränkten Sinn genommen und bedeutet dann die Art, wie das Einkommen und das Vermögen des Staats herbeigeschafft und verwendet wird. Allein man kann es auch in einem

ausgedehntern Sinne verstehen, und dann bedeutet es die Gesammtpflege des Staatslebens. Ein jeder Theil und ein jeder Zweig desselben erfordert eine besondere Behandlungsart. In diesem Sinn hat die Verwaltung mit der Lebensweise und der Diät eines einzelnen Menschen Verwandtschaft.

Die Regierung hingegen bestehet in der Kunst, die Kräfte, die Gesinnungen, die Handlungen der Einzelnen und der ganzen Nation, richtig zu erkennen, zu beherrschen, zu leiten und zu den verschiedenen gesellschaftlichen Zwecken zu gebrauchen, zu lenken oder zu zwingen. Es ist die Art, wie die Menschen, die an der Spitze des Volks stehen, dasselbe nach den Umständen zu bezähmen und zurückzuhalten, oder zu beleben und zu beflügeln verstehen.

Aus dieser Bestimmung und Begrenzung der Begriffe ergibt sich, daß die Verwaltung hauptsächlich auf die Sachen geht, und es mit ihnen zu thun hat, die Regierung mehr auf die Personen, und daß hier das meiste von dem Uebergewicht der Regierenden über die Regierten, von der Wahl der Menschen, denen die oberste Gewalt im Staate einen Theil ihrer Rechte und Pflichten überträgt, und von dem wechselseitigen Einfluß der Personen auf einander abhängt.

Aus dieser Erörterung und nähern Bestimmung der Begriffe leuchtet es schon ein, daß Constitutionen von jeher allenthalben Statt gefunden haben, wo es Staaten gegeben hat, und daß es eben so wenig einen Staat ohne Verfassung als ohne Verwaltung und

Regierung gegeben hat. Allein man muß hier unterscheiden zwischen Verfassungen, die allmählig aus dem Drang der Umstände, der Natur der Verhältnisse, den Bedürfnissen des Volks entstanden sind, und nur als lebendige Thatsachen in das Leben eines Staats eingreifen, und Verfassungen, die, nach allgemeinen Grundsätzen entworfen, abgefaßt und niedergeschrieben, mit einem Male einem Volke aufgelegt und gegeben worden sind.

Ursprünglich haben alle Verfassungen den ersten Charakter gehabt, und sind alle die Kinder der Erfahrung und der Zeit gewesen. Sie gingen nicht aus einer gründlichen und umfassenden Ansicht der Natur und des Zwecks der Gesellschaft, der Mittel, die zu dem Zweck führen konnten, der Hindernisse und des Widerstandes, welche die Leidenschaften den Gesetzen und der Ordnung in den Weg legen konnten, hervor, sondern sie wurden von irgend einer Nothwendigkeit den Regierungen eingegeben und durch die Zeit- und die Ortsverhältnisse bestimmt. Wie wäre es möglich gewesen, eine tiefe Einsicht in den Mechanismus des Staats zu erlangen, mit weitreichender Vorsicht alle Verwickelungen und Fälle, die sich ereignen könnten, in der Entfernung vorher zu sehen, mit Absicht den künftigen Bedürfnissen vorzubeugen oder ihnen zu begegnen? Die Unvollkommenheit der vorhandenen Ordnung wurde erst mit den Gebrechen und den Mißbräuchen, die sie veranlaßte, wahrgenommen; man versuchte durch partielle Verbesserun-

gen ihnen abzuhelfen, und man begnügte sich damit, durch eine neue Einrichtung den Mangel, den man gerade fühlte, zu heben, ohne immer zu überlegen, ob das angewandte Heilmittel nicht eigene Nachtheile mit sich führen und andere Krankheiten des politischen Körpers erzeugen könnte. So entstand freilich eine Art Stückwerk, ein Gebäude, das nicht nach einem zusammenhangenden Plan, einer leitenden Idee errichtet war, und weder durch Einheit noch durch Regelmäßigkeit sich auszeichnete. Aber das Volk war in diesem Gebäude eingewohnt, es gehörte ihm, es war ihm lieb und ehrwürdig geworden, es entsprach dem Zustand und dem Grade seiner Cultur.

Da der Staat aus den Familien und aus der Nothwendigkeit, dieselben durch ein gemeinschaftliches Band zu einer Gesammtheit zu vereinigen, sich gestaltet hatte, und da die väterliche Gewalt eine jede Familie zusammenhielt und beherrschte, so ist unstreitig die monarchische Form die erste gewesen. Als die Erfahrung bewies, daß man aus Sorglosigkeit die Gewalt nicht gebrauchen, aus Leidenschaftlichkeit sie mißbrauchen, oder aus Mangel an Einsicht gegen ihren Zweck anwenden könnte, sah man die Nothwendigkeit ein, die Verwaltung des Staats zu ordnen, sie auf eine gesetzmäßige Art zu leiten, sie mit dem Lichte der Intelligenz zu erleuchten und mit heilsamen Schranken zu umgeben; man ersann mannigfaltige Combinationen, um Vielseitigkeit der Berathung, Einheit der Beschlüsse und eine kräftige Ausführung der-

selben zu sichern. Der auf diese oder jene Art versuchte Mechanismus offenbarte indeß, sobald er im Gange war, seine eigenthümlichen Mängel. Von der Erfahrung belehrt, machte man anderweitige Versuche sowol in Hinsicht der Theilung der organischen Verrichtungen, als des Geschäftsganges. Oefters kehrte man auch wieder zu den früher bestehenden Formen zurück und drehte sich in einem Cyclus von Verfassungsarten herum. Aber da in der Regel alle diese Veränderungen von der obersten Staats-Gewalt ausgingen, so geschahen sie ohne gewaltsame Bewegung, besonnen, rechtmäßig und ruhig.

Solche Verfassungen, die sich aus den Umständen und den Verhältnissen allmählig emporgearbeitet haben, sind gewöhnlich nirgends in Worte und Formeln verwandelt, niedergeschrieben. Um sie kennen zu lernen und sie gehörig zu würdigen, muß man sie im Gange sehen, und nicht von dem todten Buchstaben der Gesetze das erlernen wollen, was nur die Betrachtung des Staats-Lebens selbst geben kann. Solche Verfassungen sind mit der Vergangenheit verbunden, dem Boden entwachsen und treiben historische Wurzeln; alle setzen mehr oder minder die Theilung nicht der obersten Staatsgewalt, aber der Verrichtungen derselben voraus, aus dem sehr einfachen Grunde, daß Einer oder einige Wenige nicht Alles wissen, einsehen, durchschauen, fassen und thun können. Solche Verfassungen existirten in Europa in den meisten Staaten Germanischen Ursprungs, in vielen

Ländern

Ländern waren oder sind sie, ohne förmlich aufgehoben worden zu seyn, durch die Schuld der Machthaber oder die Gleichgültigkeit des Volks in Vergessenheit gerathen; aber sie können leicht mit Modificationen, welche die veränderten Verhältnisse selbst angeben, wieder ins Leben gerufen werden. Es ist in denselben ein großer Schatz von politischer Weisheit niedergelegt, öfters Denen unbewußt, die es gethan haben oder sich desselben erfreuen. In diesen Verfassungen finden sich die wahren Grundsätze der Staatswissenschaft involvirt, und brauchen nur entwickelt und zu einer zeitgemäßen Reife gebracht zu werden, um herrliche Früchte zu tragen.

Wo dergleichen Verfassungen, die sich aus den Verhältnissen herausgearbeitet und mit der Geschichte eines Volks Schritt gehalten haben, noch in voller männlicher Kraft dastehen, können sie leicht allmählig vervollkommnet werden, ohne ihren ursprünglichen Charakter einzubüßen; sie können neue Zweige treiben, während ihr Stamm unverändert bleibt. Da nämlich in einem jeden Volke sich stets neue Verhältnisse erzeugen, sie mögen nun aus National-Thatsachen oder National-Handlungen hervorgehen; da sich andere Verhältnisse der Personen unter sich, oder der Personen zu den Sachen, bilden; da das Eigenthum, in Hinsicht seiner Natur so wie seiner Quellen, seiner Vertheilung so wie seiner Formen, wechselt, müssen solche Verfassungen, ihrem Wesen unbeschadet, einige Abänderungen und neue Anwendungen in sich auf-

nehmen. Ohne daß ihre wesentlichen Grundsätze verändert würden, können die Nebenformen Modificationen erhalten. Solche Verfassungen schreiten mit der Zeit vorwärts, aber sie behalten immer dieselbe feste Richtung und folgen demselben Leitstern. Ihren Urgrundsätzen getreu, bewegen sie sich ohne gewaltsame Sprünge vermittelst sanfter Uebergänge und mit einer sich immer gleichbleibenden Stetigkeit. So verstanden es die großen Englischen Staatsmänner, ein Pitt und ein Burke, wenn sie von der Reform der Repräsentation im Unterhause sprachen. Ihre Vorschläge über diesen Gegenstand trugen alle den angegebenen Charakter, und als später Anhänger der neueren Theorien es versuchten, die Vertretung der Grafschaften und der Städte auf die Grundlage der Arealgröße und der Bevölkerung des Landes zu begründen, konnten sich die echten Verfechter der alten Verfassung diesen Versuchen mit Macht widersetzen, ohne den Vorwurf der Inconsequenz auf sich zu laden.

So viel über das wahre und schöne Gepräge der historischen Verfassungen. Die oben bezeichneten, ihnen entgegengesetzten Constitutionen könnte man mit Recht, aber nicht zu ihrem Lobe, die philosophischen nennen. Solche Verfassungen sind in der Regel nur eine Entwickelung einiger allgemeinen Grundsätze, bei deren Aufstellung man von einer jeden National-Individualität und von allen Zeit- und Orts-Verhältnissen abstrahirt. Dergleichen Grundsätze scheinen auf alle Völker angewendet werden zu kön-

nen, gerade weil sie keinem angemessen sind. Sie sind wegen ihrer Allgemeinheit unbestimmt. Diese Unbestimmtheit hat heutzutage ihr Glück gemacht, weil man dieselbe für Reichhaltigkeit genommen hat, und sie sich dadurch biegsamer zeigen als die Thatsachen, die immer eine gewisse Sprödigkeit behalten. Verfassungen, die sich aus solchen Prämissen ergeben, sind im Grunde nichts Anderes als theoretische Systeme, die sich in die Praxis versteigen, oder, wenn man will, aus den luftigen höheren Regionen zu derselben unter einer falschen Gestalt herabsteigen. Verfassungen dieser Art, die mit einem Male auftreten und wie fremde Eroberer ein Volk überfallen, reißen es von seiner Vergangenheit los, wurzeln nur auf der Oberfläche der Gegenwart, und können die Zukunft weder vorbereiten noch begründen. Weit entfernt, die Ruhe eines Volks zu sichern, stören sie alle Verhältnisse, und an die Stelle einer gesetzmäßigen, fortschreitenden Bewegung setzen sie eine unruhige, wilde Beweglichkeit, die das Schiff des Staates hin und her treibt und es allen Stürmen Preis gibt. Solche papierne Constitutionen, die wie Pilze entstehen, vergehen freilich auch schnell, aber sie vergiften öfters ein ganzes Geschlecht, treiben immer wieder aus dem aufgelockerten Boden, und schwängern die politische Atmosphäre mit den verderblichsten Elementen. Die alten Formen, einmal verschwunden, können nicht wiederkehren; die neuen bewähren sich nicht als zweckmäßig; auch sie gehen schnell vor-

über. Das erste Experiment ist mißglückt, es werden andere versucht, aber auch sie entsprechen nicht den Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft; nur Eins bleibt zurück, eine nie befriedigte Sehnsucht nach einer nie zu erreichenden Vollkommenheit, welche stets neue Umwälzungen gebiert oder mit denselben droht.

Man wird gegen das über die Nachtheile und die Unzweckmäßigkeit einer solchen Verfassung Gesagte einwenden, daß die Französische Charte gerade ein solches nach allgemeinen Grundsätzen abgefaßtes und mit einem Male eingeführtes Grundgesetz sey, und daß demungeachtet sie heilsame Früchte getragen hat und noch trägt. Allein die Sache verhält sich anders. Dieses Grundgesetz ist, in seinen Haupt-Bestimmungen, eigentlich aus den Bedürfnissen, Wünschen, Ueberzeugungen, die durch eine dreißigjährige blutige Erfahrung in Frankreich gewurzelt hatten, hervorgegangen; es ist auf Thatsachen weit mehr als auf allgemeine Ideen gegründet. Gewisse Ideen hatten sich nämlich in Thatsachen verwandelt und verkörpert; diese hat der Gesetzgeber aufgenommen und ausgesprochen, und im Ganzen ist das Französische Grundgesetz eine Art von Sühne zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart, von Abfindung der alten mit der neuen Zeit; ein Versuch, das monarchische Princip mit repräsentativen Formen zu verschmelzen. Und doch ist diese Verfassung nichts weniger als frei von den Mängeln, Fehlern und Gebrechen, die improvi-

sirten Werken dieser Art immer ankleben; ihr fehlt die eigentliche Grundlage eines solchen Gebäudes, nämlich Municipal- und Communal-Ordnungen und Provinzial-Versammlungen, durch welche allein das Ganze Zusammenhang, Festigkeit und Einheit erhalten kann. Wenn man die gesetzgebende Gewalt, wie sie in Frankreich gestaltet ist, als das Herz des politischen Körpers betrachtet, so stehen solche Local-Gewalten wie die oben bezeichneten in demselben Verhältniß zu ihr, wie die Arterien und Venen zum Herzen stehen. Ohne diese würde der Umlauf des Bluts nicht Statt finden, und weder vom Mittelpunct nach den Extremitäten das Leben fließen, noch von den Extremitäten nach dem Mittelpuncte zurückkehren. Auch hat im Laufe der letzten zwölf Jahre die gesetzgebende Gewalt manche wesentlichen Bestimmungen des Grundgesetzes abändern oder neue hinzufügen müssen. Die Kammer der Deputirten, die anfänglich eine fünfjährige Dauer hatte, ist in eine siebenjährige verwandelt worden; früher wurde sie theilweise jährlich zum fünften Theile erneuert, jetzt wird sie es in ihrer Totalität; die Wahlbedingungen so wie die Wahlformen sind anders gestellt worden, um dem großen Eigenthum mehr politische Rechte einzuräumen. Die angeführten Gebrechen und mehrere andere, die schon ans Licht getreten sind oder noch treten werden, denen man theilweise abgeholfen hat oder noch abzuhelfen suchen wird, rühren alle von dem Umstande her, daß das Französische Grundgesetz gemacht,

vom Verfasser desselben mit einem Male eingeführt worden ist, und nicht allmählig aus den Bedürfnissen und den Verhältnissen des Volks sich entwickelt hat. Obgleich viel besser und verständiger, als die meisten Verfassungen welche diesem nachgeahmt und nachgemodelt wurden, trägt es doch an sich die Erbsünde aller solcher papiernen Constitutionen. Daher kommt es auch, daß, da es sich nicht aus dem Nationalcharakter des Volks und seiner ganzen Geschichte ergeben hat, es auf die den Franzosen eigenthümliche Beweglichkeit, leidenschaftliche Stimmung und reizbare Eitelkeit nicht berechnet, von ihnen noch nicht gehörig verstanden und gewürdigt worden ist. Das meiste darin, einem fremden Boden entnommen, kann sich schwerlich als dem Volke angemessen und zweckmäßig bewähren. Es ist eine Pflanze, die aus England nach Frankreich versetzt worden ist, und zwar ohne alle die Bedingungen, die im ersteren Lande ihren Keim erschufen, ihre Entfaltung beförderten, ihr Gedeihen herbeiführten, ihre Dauer sicherten, und sie den Einzelnen und der Gesammtheit gleich theuer und werth machen.

Die historischen Verfassungen sind selten oder nie niedergeschrieben, die anderen sind es in der Regel immer. So unbedeutend, wenn vom Wesen der Sache die Rede ist, dieser Umstand einem unbefangenen Auge erscheinen muß, so entscheidet er doch heutzutage über das Urtheil der Menge, und die Mehrzahl ist geneigt anzunehmen, daß es nur da wahre Constitutionen gibt, wo dieselben in einem vollständigen

Hauptgesetz enthalten sind. Allein Erfahrung und Geschichte zeigen, daß Verfassungen, die durch mehrere Geschlechter mit einem Volke verwebt und verwachsen sind, öfters um so lebendiger wirken, weil sie nicht niedergeschrieben wurden. Sie sind in einer Menge von wichtigen oder minder bedeutenden Thatsachen, die eine stete Wechselwirkung auf einander ausüben, gegründet und gewissermaßen verborgen; sie greifen durch alle Verhältnisse eines Volks, tragen und erhalten von ihnen einen eigenthümlichen Stempel. Wenn es gleich schwer fällt, sie in ihrer Totalität mit allen ihren Elementen aufzufassen und darzustellen, so ist es doch kein Uebelstand, daß man in die Geschichte und in alle Einzelnheiten des Lebens eines Volks eingehen muß, um seine Verfassung kennen zu lernen. Auf diese Art lernt man zugleich, die Wirkungen und die Ursachen auf einander zu beziehen, die Veranlassung der Formen mit ihrer Zweckmäßigkeit zusammenzuhalten, die Nachtheile und Vortheile einer jeden Einrichtung zu vergleichen. Es kostet zwar Mühe, das Ganze richtig zu umfassen, allein man gelangt wenigstens zu einer umsichtigen und gründlichen Prüfung desselben, und eine solche Kenntniß kann nicht von der Oberfläche geschöpft werden. Nichts hindert freilich, daß später eine solche Verfassung in Wort und Schrift aufgesetzt werde, und daß man ihr Dasein, das schon lange als Thatsache gewirkt hatte, in der Gestalt einer Norm aufstelle. Allein wähnen, daß die erste Bedingung des öffentlichen

Wohls eine geschriebene, vollständige, in Capitel eingetheilte und mit einer Menge von Paragraphen prangende Verfassung seyn, und gar das Bestehende gewaltsam stören, um ein solches Meisterwerk hervorzubringen, heißt das wahre Leben einem Scheinleben aufopfern, und das Fragment einer Theorie wie ein wunderthätiges Bild betrachten. Solche speculative Sätze, in der Form eines Gesetzes eingekleidet, greifen selten in das praktische Leben ein. Es wäre eben so irrig zu glauben, daß eine ungeschriebene Verfassung nicht existire, als zu wähnen, daß sie wirklich ins Leben tritt, sobald sie niedergeschrieben ist.

Eigentlich haben alle Verfassungen, sie mögen nun plötzlich entstanden seyn, oder allmählig sich gebildet haben, auf Thatsachen oder auf allgemeinen Sätzen beruhen, einen und denselben Zweck gehabt, nämlich, Formen aufzustellen und zu bestimmen, nach welchen alle Gewalten, die von der obersten Staats-Gewalt ausgehen und denen diese einen Theil ihrer Rechte und ihrer Pflichten überträgt, sich in festen, wohlberechneten, beschränkten Geleisen bewegen sollten, um auf der einen Seite die Irrthümer, welche der Gesetzgebung der Vernunft Abbruch thun, zu vermeiden, und auf der andern die Leidenschaften der Selbstsucht, die dem allgemeine Interesse entgegen sind, zu verhindern oder zu bezähmen. Ein solches Formenwesen, wenn es gut geräth, hat unstreitig seine großen Vorzüge, und kann zugleich der Macht der Regierung die wahre Richtung und das

richtige Maaß geben, ihre Kraft beleben und ihren Willen binden, ihre Thätigkeit beflügeln und begrenzen. Solche Formen, wenn sie dem begüterten, gebildeten Theil des Volks eine organische Stimme verleihen, um bei der Gesetzgebung vernommen zu werden, Beschwerden auszusprechen und Wünsche anzubringen, können für die Zweckmäßigkeit der Gesetze eine Bürgschaft mehr geben, indem sie dieselben einer vielseitigen Berathung unterwerfen, und dabei dem Gemeingeist Nahrung und Wirksamkeit anweisen. Auch können solche Formen, die den Gemeinden und den verschiedenen Ständen in Hinsicht ihrer eigenen Verwaltung gewisse Rechte einräumen, den Einzelnen die Mittel, sich für die höheren Staatsämter auszubilden, zur Hand geben, und der Regierung selbst Gelegenheit verschaffen, Diejenigen, die ihres Vertrauens würdig sind, kennen zu lernen. Allein man muß diese Vortheile nicht überschätzen, noch wähnen, daß dieselben, nach einem allgemeinen Maßstabe gemodelt oder geschnitzelt, allen Staaten und allen Völkern zu allen Zeiten zugewendet werden können. Die örtlichen und zeitigen Verhältnisse müssen über die Thunlichkeit den Ausschlag geben.

Noch weniger ist es der Wahrheit und der Erfahrung gemäß, zu glauben, daß es politische Formen gibt, die, wenn sie allgemein eingeführt wären, die Freiheit, die Sicherheit, den Wohlstand und die stete Vervollkommnung der Staaten ohnfehlbar herbeiführen würden, und die, allen Mißbräuchen vorbeu-

gend, den Staatsgewalten nicht erlauben würden, sich vom Staatszweck zu entfernen, oder gar gegen denselben zu handeln. Um ein Volk zu beglücken, bleiben die Einsicht, die Tüchtigkeit, die Grundsätze und die Moralität der Regierenden immer die Hauptsache. Der Geist der Regierung kann zwar öfters durch Formen belebt und gegen gewisse Mißgriffe geschützt werden; aber viel öfter gibt der Geist der Personen den Formen Bedeutung, belebt und beseelt Einrichtungen, die ohne ihn nur zu einem leeren Spiel geführt hätten. Eine oberste Gewalt muß es in einem jeden Staate immer geben; für dieselbe kann auf Erden keine Verantwortlichkeit Statt finden; sie kann von keiner andern abhangen; kein Zwang kann gegen sie angewendet werden; denn die Gewalt, die solches zu thun berechtigt seyn würde, wäre in der That selbst die oberste Gewalt. Beschränkt man sie durch Gesetze, wer wird dieselben gegen sie geltend machen, wenn sie selbst nicht gewissenhaft seyn sollte? Legt man die Gesetzgebung in die Hände der Gesammtheit, so kann die Mehrheit, den Leidenschaften, der Ungerechtigkeit, der Unvernunft huldigen, und eben so gut wie der Einzelne die Minderzahl unterdrücken. Theilt man die oberste Gewalt zwischen verschiedenen Elementen, so ist eine solche Theilung entweder nur anscheinend und irgend ein Element hat durch ein entschiedenes Uebergewicht in der That die Oberherrschaft, oder die Theilung benimmt wirklich dem Lebens-Princip des Staates Einheit und Kraft, und

lähmt es zum Guten wie zum Bösen. Die Individualität der Herrscher siegt also immer über die Formen; die Persönlichkeit bleibt immer das Wichtigste, denn sie ergänzt oder verbessert, belebt oder leitet dieselben, und diese Persönlichkeit hängt nicht von den Formen ab, sondern von den natürlichen Anlagen, der Erziehung, der Religiosität und der Stellung der Individuen. Man hat noch keine Constitution erfunden, vermöge welcher die Staats-Aemter immer nur den Edelsten, Kräftigsten, Einsichtsvollsten anvertraut worden wären; wo die Besseren, gegen jede Ausartung ihrer Tugend gesichert, immer den gerechten Erwartungen des Volks entsprochen hätten, und durch welche die Unwissenheit, die Kurzsichtigkeit, das Laster vom Ruder des Staats immer entfernt worden wäre. Es gehört zu den Widersprüchen des Zeitgeistes, daß in einem Jahrhundert, wo von der persönlichen Würde des Menschen, von den Vorzügen des Geistes und des Charakters, von den Fortschritten der allgemeinen Bildung so häufig gesprochen wird, man so viel Werth auf das Formenwesen legt, von ihm allein das Heil der Staaten hofft, gegen die Regierenden nur Mißtrauen hegt und offenbart, und dem todten Buchstaben der Constitutionen ein unbeschränktes Vertrauen schenkt.

Man hat öfters in Hinsicht der Constitutionen die Regierungen in zwei Classen eingetheilt, in solche, die auf Vertrauen beruhen, und in solche, die vom Mißtrauen in die intellectuellen und moralischen Ei-

genschaften der Regierungen eingegeben zu seyn scheinen. In wie fern bei den einen weit mehr von der Persönlichkeit der Herrscher als von den politischen Formen abhängt, und man bei den anderen das meiste durch strenge, zweckmäßige, bindende, politische Formen hat erzwingen und sichern wollen, kann die oben angegebene Eintheilung einige Bedeutung haben. Auch kann man allenfalls diesen Unterschied gelten lassen, wenn man von Thatsachen und nicht von Grundsätzen spricht, und nur den Hauptcharakter dieser oder jener Regierung angeben will; allein diese Unterscheidung hat ihre großen Mängel, und kann zur Aufhellung der Begriffe nicht beitragen, wenn man dieselbe als feste Demarcationslinie zwischen Dingen, die keine scharf bezeichnete Verschiedenheit zulassen, aufstellen will, und weniger von dem was da ist, als von dem was da seyn soll, die Rede ist.

Ursprünglich hat eine jede Herrschaft, wo sie nicht aus der Eroberung oder der Usurpation durch große überwiegende Kraft hervorging, dem persönlichen Vertrauen Alles zu verdanken gehabt. Man gab sich freiwillig der Leitung heroischer Naturen hin, die durch Tapferkeit oder durch Weisheit und Tugend sich ausgezeichnet hatten. Die Erfahrung belehrte indeß bald die Regierenden und die Regierten über die Nothwendigkeit gewisser Vorsichtsmaßregeln gegen den Mißbrauch der anvertrauten Gewalt. Auch da, wo die Regierten, sey es aus Gewohnheit, oder aus Liebe und Ehrfurcht, nicht daran dachten, dergleichen

Maßregeln zu wünschen oder zu fordern, fühlten sich die Herrscher selbst gedrungen, solche anzuordnen. Da sie die Last der Regierung immer mit Mehreren theilen, um nicht von ihr erdrückt zu werden, so werden sie veranlaßt Formen für den Geschäftsgang zu erfinden und zu bestimmen, um den Irrthümern und den Leidenschaften der Beamten vorzubeugen. Also schließt das Vertrauen die Vorsichtsmaßregeln nicht aus, und macht dieselben nicht überflüssig; so wie diese letzteren nie das Vertrauen ausschließen und dasselbe ersetzen können.

Das Vertrauen ist rein persönlich; es setzt gewisse Eigenschaften in den Regierenden so wie in den Regierten voraus; es hat Regierende gegeben, die kein Vertrauen verdienten, so wie es Regierte gab, die keines Vertrauens fähig waren. Es war eine schöne Zeit, wo die meisten Völker, so wie heute noch einige beglücktere, an die Tugend ihrer Beherrscher glaubten und mit kindlicher Ehrfurcht und Liebe ihnen anhingen; wo sie von ihnen viel Gutes erfahrend, noch immer das Beste hofften; wo das Wort, wenn der König es wüßte, den Weg zum Throne den Bedrückten und Unglücklichen einschlagen ließ; wo der Zugang zu demselben einem Jeden offen stand, und er selten unbefriedigt entlassen wurde; wo ein sich forterbendes, besonnenes aber herzliches Vertrauen in die Fürsten, alle Stände beseelte, weil man einen reinen guten Willen bei ihnen voraussetzte, troß mancher Irrthümer und Mißgriffe, die unvermeidlich bleiben werden, so

lange Menschen von anderen Menschen regiert seyn werden. Zum Theil hatten die Völker freilich auch traurige Erfahrungen über dieses Verhältniß gemacht, aber doch waren lange die Regierungen von der Mehrheit als ihre natürlichen Freunde und wirklichen Beschützer betrachtet worden; man fand es verdienstlich, sich ihnen anzuschließen, sie zu unterstützen, ihren Beschlüssen und Verfügungen seine Zustimmung zu geben; ihnen entgegen zu treten oder nur ihr Verfahren ohne Nachsicht zu beurtheilen, erschien als eine Verletzung der Pflicht und der kindlichen Liebe, die man ihnen schuldig war.

Mit einem Male wendete sich das Blatt. In Folge halber Ideen, von einer falschen, winzigen Aufklärung eingegeben, faßten die Menschen ein unbegrenztes Vertrauen zu sich selbst, und ein grenzenloses Mißtrauen gegen die Regierungen. Man urtheilte und handelte, als wären die Regierenden die natürlichen, geheimen oder offnen Feinde der Völker, die bewußt oder unbewußt, aus Unwissenheit oder Eigennutz, das Gemeinnützige verfehlen und das Schädliche, das Böse fördern. Man verkannte, daß in den monarchischen Staaten, die ganz besonders diese Stimmung traf, der Herrscher so hoch stehe und dermaßen Alles was ein Mensch wünschen kann, in sich vereinige, daß sein Interesse immer mit dem allgemeinen zusammenfällt; und auf der andern Seite vergaß man, daß, da die Beamten in allen Staaten selten fremde, vielmehr in der Regel immer einheimische

sind und aus der gebildetsten Classe genommen werden, ein Volk sich selbst den Stab bricht und sich der intellectuellen und moralischen Untüchtigkeit beschuldigt, wenn es die ganze Beamtenwelt verschreit und verachtet. So einfach und schlagend auch diese Bemerkung ist, so wurde es doch in manchen Ländern zur Sitte, zum Ton, und sogar zum Verdienst gerechnet, eine Opposition gegen die Regierung zu bilden, und Diejenigen, die aus Ueberzeugung, Pflicht und Grundsatz es mit ihr hielten, wurden verdächtig und öfters als niedrige Schmeichler, furchtsame Knechte, einsichts- und charakterlose Schwächlinge verleumdet und gebrandmarkt.

Allgemeines, grenzenloses, immer wiederkehrendes Mißtrauen in die Persönlichkeit der Menschen ist ein eben so verderbliches Extrem, als ein leichtsinniges, blindes, rücksichtsloses Vertrauen in dieselben. Im Staatsleben ist beides noch schädlicher als im Privatleben. Gut berechnete Formen, eine einsichtsvolle Anordnung des Geschäftsganges, von der obersten Gewalt eingeführt und festgehalten, sind eine große Wohlthat; aber zu weit müssen Vorsichtsmaßregeln sich nicht ausdehnen; irgendwo müssen sie aufhören, wo nicht, so vernichten sie den Staat, oder fallen selbst in Nichts zurück.

Ueber die Beurtheilungen der Englischen Verfassung.

Satz. Die repräsentativen Verfassungen der Monarchien sind Schöpfungen unserer Zeit. Sie sind die große Tendenz des Zeitalters; sie beruhen auf dem Vorbilde der Englischen Verfassung und müssen dieser nachgebildet werden.

Gegensatz Die repräsentativen Verfassungen gefährden immer das Wesen der Monarchie, und die Englische Verfassung, die den anderen neueren zum Vorbilde dient, verdient diesen Vorzug nicht.

Wenn man die Begriffe willkürlich erweitert oder verengt, die Fragepuncte, über welche die Meinungen sich theilen, als ausgemachte Sätze darstellt, die Meinungen in Grundsätze und diese in Axiome, die keines Beweises bedürfen, verwandelt, so macht man sich die Sache leicht, man spricht über Gegenstände ab, die eine fernere Erörterung fordern und kann die Kurzsichtigen durch apodiktische Behauptungen bethören, aber man säet Irrthümer statt Wahrheiten, und falsche Lehren können zu strafwürdigen Handlungen verleiten. Doch gehört dieses Verfahren zur Tagesordnung, wenn es die Lieblings-Ideen des Zeitalters gilt, und am Ende, wenn nicht eine nüchterne Prüfung und Beurtheilung die gangbaren politischen Begriffe berichtigte und die Theorien in ihr Geleise wieder zurückführte, so würde eine Art von Verjährung zu Gunsten des Irrthums gegen die Rechte der Wahrheit eintreten.

Das Wesen einer repräsentativen Verfassung in einer Monarchie besteht in der Vertretung aller Interessen neben dem Throne, der obersten Staatsgewalt unbeschadet. Diese Vertretung kann zwar unter sehr mannigfaltigen Formen Statt finden, aber sie existirt in der That allenthalben, wo Institutionen

bestehen, die den großen Eigenthümern die Befugniß ertheilen, über die wichtigen Angelegenheiten des Staats befragt zu werden, und die ihnen die Pflicht auflegen, ihre Fürsten zu berathen. Solche bietet auch das Mittelalter dar. Es ist lächerlich, in der neuern Geschichte, im Gegensatz zum Alterthum, drei Epochen zu unterscheiden, wie manche Schriftsteller es gethan haben, nämlich: das Feudal-Wesen, der Despotismus und die repräsentativen Verfassungen.

Das Feudal-Wesen in seiner Eigenthümlichkeit war usprünglich eine wirkliche Repräsentation des Grundbesitzes. In seiner Ausartung wurde es ein wirklicher Despotismus, oder eine Herrschaft der Willkür, welche die großen Grundeigenthümer, die den Adel bildeten, gegen den König und gegen das Volk ausübten. Die Oberherrschaft der Könige, die sich immer mehr gestaltete und die immer mehr Uebergewicht gewann, machte diesem Zustande ein Ende und steuerte dem Uebel. Es ist eben so ungerecht als falsch, diese Alleinherrschaft an sich einen Despotismus zu nennen, da sie in der Regel, die Freiheit schützend, belebend und zu gemeinnützigen Zwecken leitend, wohlthätig wirkte und heilsam erschien. Sie konnte freilich, wie eine jede politische Gewalt, in Willkür ausarten, und leider hat sie öfters diesen Charakter angenommen, aber er gehörte nicht zu ihrem Wesen, und war nichts weniger als von ihr unzertrennlich. Anstatt solche aus der Luft gegriffene, geschichtlichen Eintheilungen der neuern Zeit, wie

die oben bezeichneten, die in der Geschichte nicht gegründet sind, aufzustellen, würde man der Wahrheit näher treten, wenn man sagte, daß in der ganzen neuern Geschichte man nur verschiedene Phasen und Formen des repräsentativen Systems wahrnehme. Im Anfange derselben, Repräsentation des Grundbesitzes durch die Geistlichkeit und den Adel; dann Repräsentation des beweglichen und unbeweglichen Besitzes durch die drei Stände; endlich Repräsentation des ganzen Volks, nicht nach Classen und Ständen, sondern nach der Arealgröße und der Bevölkerung des Landes, oder nach festgesetzten Bedingungen des stattfindenden Vermögens, welche bald höher bald niedriger angesetzt wurden; letzteres das Lieblings-System der heutigen Zeit, so wenig es diesen Vorzug auch verdient.

Es erhellt aus dem oben Gesagten, daß repräsentative Verfassungen, im weitesten Sinne des Worts genommen, gar nicht Schöpfungen, noch weniger Eigenthümlichkeiten des jetzigen Zeitalters sind; vielmehr haben seit dem Umsturz des Römischen Reichs in allen Staaten Germanischen Ursprungs dergleichen Institutionen nach verschiedenen Formen mit einem größern oder kleinern Wirkungskreise bestanden. Allein das Eigenthümliche der Zeit in dieser Hinsicht besteht in der entschiedenen und ausschließlichen Vorliebe für eine repräsentative Verfassung, die aus zwei Kammern zusammengesetzt ist, erbliche und gewählte Vertreter der Nationalinteressen darbietend.

Diese Vorliebe, die immer mehr um sich gegriffen hat und in eine wahre Krankheit der Gesellschaft ausgeartet ist, entsteht aus der übertriebenen Bewunderung und falschen Beurtheilung der Englischen Constitution, die man glaubte auf alle Staaten anwenden zu können. Man sah England mächtig und reich, und schrieb diese Macht und diesen Reichthum einzig und allein seiner Verfassung zu; man suchte und glaubte die wesentlichen Vorzüge dieser Verfassung einzig und allein in der Zusammensetzung und den politischen Rechten der beiden Kammern zu finden; man wähnte endlich, daß diese Constitution, obgleich sie die Frucht der Zeit weit mehr als das Werk der Menschen war und sich rein aus historischen Wurzeln allmählig entwickelt hatte, auch in andere Länder ohne diese geschichtliche Grundlage verpflanzen und versetzen zu können. Ein dreifacher Irrthum, der, zu einer Art von politischem Glauben ausgebildet, zu gefährlichen Unternehmungen und mißglückten Versuchen geführt und verderbliche Wirkungen gehabt hat.

Die Macht von England, so wie die Vollkommenheit des gesellschaftlichen Verkehrs und des Mechanismus der producirenden Arbeit in diesem Lande, rührt von Ursachen her, die ganz unabhängig von der Verfassung gewirkt haben. Die insularische Lage von England bot dem Volke die Mittel, leicht fremde Märkte zu besuchen und selbst den anderen Völkern einen leicht zugänglichen Markt zu eröffnen. Die Größe des Markts und die Bedeutsamkeit der

Nachfragen aller Art beförderte die Production, so wie die Vermehrung aller Waaren, mit welchen Handel getrieben werden kann. Der sichere Absatz gab der Production einen raschern Umschwung und eine immer steigende Ausdehnung; bald bildeten sich aus dem Ueberschuß der Arbeit über die Production ansehnliche Capitalien, die, wieder auf die Vervielfältigung und die Vervollkommnung der Arbeit angewendet, in einer unendlichen und schnellen Progression die Quellen des Reichthums ergiebiger machten. Die besonnene Ausdauer, die unermüdliche Beharrlichkeit, die berechnende Klugheit, die rege Thätigkeit und der Erfindungsgeist, die den Nationalcharakter der Engländer auszeichnen, haben unstreitig, mit den Vortheilen der insularischen Lage verbunden, sehr viel zum Flor des Landes beigetragen. Es wäre eben so lächerlich als irrig, diese Individualitäten des National-Charakters allein der Verfassung zuzuschreiben. Unstreitig hat die Gesetzgebung durch die Verbürgung der Freiheit der Personen, durch die Sicherheit des Eigenthums, durch Wegräumung aller Fesseln, welche die Thätigkeit der Kräfte und die Anwendung der Capitalien hätten lähmen oder erschweren können, viel zur Bildung der Nation und zu ihrem materiellen Gedeihen beigetragen. Aber eine solche zweckmäßige, verständige, Alles beschützende Gesetzgebung kann nicht als eine ausschließliche Wohlthat und Folge einer gewissen repräsentativen Verfassung betrachtet werden, da die Sicherheit der Personen und der Sachen, so wie

die Freiheit der Gewerbsamkeit auch in Ländern, die eine ganz andere Verfassung hatten, die Völker beglückt und erfreut haben.

Weit mehr als die eigentliche politische Verfassung von England, haben andere Umstände und andere Einrichtungen auf das progressive Gedeihen des Staats Einfluß gehabt. Unter diesen letzteren verdienen die Formen der Verwaltung ganz besonders bemerkt zu werden.

Diese Formen sind die einfachsten und zweckmäßigsten von allen. Sie fordern nicht eine Welt von Beamten, wie in anderen Ländern, verursachen nicht langsame, schwerfällige, verwickelte Correspondenz zwischen den Behörden, führen leicht, wohlfeil und sicher zum Ziel. Das Wesen dieser Formen besteht darin, daß England sich selbst verwaltet und die Regierung größtentheils dieser Mühe überhebt. In allen Grafschaften werden die Friedensrichter, die so viel Processe schlichten oder verhindern, so wie die High-Sheriffs, welche die öffentliche Ordnung handhaben, nicht besoldet; sie führen ohne Gehalt ihr wichtiges Amt. Die Städte haben an ihrer Spitze Municipalitäten, die aus dem Magistrat und einem Gemeinde-Rath bestehen, welche in der Regel auch unentgeldlich das Gemeinwesen leiten. Die directen Abgaben werden in den Grafschaften von Mitgliedern der Gemeinden erhoben und in die Staats-Cassen abgegeben; die indirecten von einer, im Verhältniß zu anderen Staaten, geringen Anzahl von Beamten in den

Häfen des Königreichs, wo die Waaren ein- und auslaufen, eingezogen. Diese Einrichtungen machen es möglich, daß in der obersten Finanz-Behörde, dem Schatzkammer-Amt, welches eine jährliche Einnahme von weit mehr als dreihundert Millionen Thaler zu verwalten hat, so wenige Beamte angestellt sind.

Eine große Menge von Gegenständen, die in anderen Ländern wegen ihrer vielseitigen Verbindung mit dem Wohl des Ganzen von der Regierung unmittelbar behandelt, besorgt und gepflegt werden, sind in England freiwilligen Vereinen überlassen, deren Mitglieder ihre Zeit, ihre Kräfte, ihr Vermögen gemeinnützigen Zwecken widmen. Eine große Anzahl von Verhältnissen, die in anderen Ländern unmittelbar vom Staate bestimmt und geordnet werden, eine Menge von Dingen, über welche er gebietend oder verbietend entscheidet, sind in England ihrer natürlichen Entwickelung oder dem Interesse und der Einsicht der Einzelnen überlassen; und so verengt sich der Wirkungskreis der Regierung; ihre Rechte nehmen mit ihren Pflichten ab. Sie braucht weniger Kräfte, Personen und Formalitäten, um ihrer Bestimmung zu entsprechen, und gewinnt also an Zweckmäßigkeit, indem sie durch ihre Einfachheit alle anderen übertrifft.

Dieses System erstreckt sich sogar über die Erziehung und den Unterricht. Außer den beiden Universitäten von Oxford und Cambridge und einigen wenigen gelehrten Schulen, die ansehnlich dotirt sind und unter der unmittelbaren Aufsicht der Regierung

stehen, thut der Staat wenig für den Volksunterricht und die Specialbildung der verschiedenen Classen der Gesellschaft. Aber da das Bedürfniß eines zweckmäßigen Unterrichts allgemein gefühlt wird, und die Mittel, ihn zu bestreiten, auch allgemein verbreitet sind, so wird er in keinem Fach vernachläßiget, sondern mit Liebe und Erfolg gepflegt. Unstreitig unterscheidet sich also die Verwaltung von Groß-Britannien, in Hinsicht ihrer Gegenstände, so wie ihrer Form, von der Verwaltung in allen anderen Staaten von Europa, und diesem Unterschiede kann man mit Recht einen großen Theil der Vorzüge, deren sich England erfreut, zuschreiben. Diese Vortheile so wie die Formen, aus welchen sie hervorgehen, können nicht leicht nachgeahmt oder verpflanzt werden, weil sie von zwei Umständen abhängen, die England ganz eigenthümlich sind, nämlich die große Anzahl der vermögenden, unabhängigen Staatsbürger, die Muße genug besitzen, um sie den öffentlichen Geschäften zu widmen, und reich genug sind, um dieses unentgeldlich thun zu können; zweitens, der durch alle höheren Classen verbreitete Gemeingeist, der aus dieser Verwaltungsart hervorgeht, der mit der Bildung und dem Reichthum auf dieser glücklichen Insel Schritt hält und einen Jeden aus Pflicht, aus Genuß, aus wohlverstandenem Interesse antreibt, dem Gemeinwesen auf irgend eine Art Dienste zu leisten.

Verfehlt man schon die Wahrheit, wenn man die herrlichen Erscheinungen, die sich in England offen-

baren, aus der Verfassung allein ableiten will, statt sie auch den Formen der Verwaltung zuzuschreiben, so irrt man noch mehr, wenn man, den Begriff der Verfassung auf eine willkürliche Art beschränkend, dieselbe nur in den Gerechtsamen des Parlaments und in dessen Verhältniß zum Könige und zum Volke sehen will. Diese repräsentativen Formen sind ohne Zweifel ein Hauptbestandtheil der Englischen Verfassung, aber sie sind weit entfernt, allein ihr eigenthümliches Wesen auszumachen; sie sind weit mehr die Bedachung als die Grundlage des Gebäudes, weit mehr die Krone als die Wurzel des Ganzen. Könnte man sie abgesondert denken von den Municipal- und Communal-Verfassungen, die in den Grafschaften und in den Städten die eigentlichen Lebensquellen der gesellschaftlichen Bewegung sind und vortreffliche Pflanzschulen der Kenntnisse und der Geschäftsfertigkeit abgeben; überginge oder übersähe man die in alle Verhältnisse eingreifenden Gerichtsformen, die, obgleich gewiß nicht die bestmöglichen, doch den Engländern die angemessensten sind oder erscheinen; ließe man bei der Beurtheilung des Englischen Staats-Mechanismus außer Acht, daß auf der einen Seite eine unerschütterliche Anhänglichkeit an das Alterthümliche, Herkömmliche der Formen, auf der andern ein diese Formen belebender, thätiger Geist und ein kräftiger Charakter die Englische Nationalität bilden, so würde man das wahre Wesen der Englischen Verfassung verkennen, indem man Ursachen für Wirkungen und Wirkungen für Ursachen halten würde.

Ein anderer Irrthum, den man sehr oft begeht bei der Beurtheilung der Englischen Verfassung und ihrer etwanigen Anwendung auf andere Länder, betrifft den eigenthümlichen Charakter des Parlaments und dessen Verhältnisse zum König und zum Volke. Nicht darin besteht sein Wesen, daß es aus zwei Kammern zusammengesetzt ist, welche die gesetzgebende Gewalt mit dem Könige theilen, und es ist ein lächerlicher Wahn, zu glauben, daß, wenn man in anderen Staaten nur zwei Kammern einführt und ihnen die Rechte des Oberhauses und des Unterhauses ertheilt, Alles gethan ist. Die Art der Zusammensetzung der beiden Häuser bestimmt allein ihren wesentlichen Charakter und unterscheidet sie von allen Afterkammern, die man ihnen hat nachbilden wollen. Im Oberhause sitzen große, erbliche, vom Volke und vom Könige unabhängige, durch Reichthum und Geburt vermögende Repräsentanten, die, ohne dem Volke entfremdet zu seyn, doch ganz eigenthümliche Wahlverwandtschaften mit dem Throne haben, und eine eben so imponirende als selbstständige Masse bilden. Es ist eine wahre Aristokratie, wie sie in keinem andern Lande Statt findet noch Statt finden kann, eine Aristokratie, die alle gesellschaftlichen Potenzen in sich enthält und darbietet: die des Adels, des Vermögens und der Bildung. In einer solchen Aristokratie findet das Königthum seinen festesten Stützpunct und die Nation ein starkes Bollwerk ihrer Freiheiten. Gegen einen solchen Damm würden sich die wilden Bewegungen

des Volks eben so gut wie die Gewalt des Despotismus brechen.

Das Unterhaus besteht zwar aus gewählten Mitgliedern, allein diese Deputirten, theils vermöge ihrer Wahlbedingungen, theils durch den Einfluß, den die großen Familien auf die Wahlen mittelbar oder unmittelbar ausüben, ist auch eine Art von beweglicher Aristokratie, die nur in Vergleichung mit dem Oberhause, und nicht an sich, das demokratische Element der Verfassung genannt zu werden verdient. Durch diese sonderbare und, man kann sagen, in ihrer Art einzige Form der Repräsentation genießt England einen doppelten Vortheil und zeichnet sich durch einen doppelten Vorzug aus. Einmal gewinnt dadurch das Erhaltungs-Princip ein entschiedenes Uebergewicht über das bewegliche Neuerungs-Princip. Eine starke, durchgreifende Opposition gegen die Regierung kann sich nie in dem Englischen Oberhause ausbilden noch in demselben Wurzel fassen, sondern es ist der natürliche Sitz der Schutzkraft und Wehr der Regierung gegen Gesetz-Vorschläge des Unterhauses, welche das Königthum gefährden könnten und ein verfassungswidriger Eingriff in die Rechte der anderen politischen Gewalten seyn würden. Die königliche Macht und die Macht des Unterhauses bilden die zwei Schaalen der Staatswage. Vermöge seiner Bestandtheile bildet das Oberhaus die Zunge der Wage und kann sich nie, ohne seiner Natur wie seiner Bestimmung ungetreu zu werden, in eine der Schaalen versenken. Die Freiheit



und die politische Gewalt erscheinen dort nicht als sich wechselseitig anfeindende und bekämpfende Gegensätze, sondern sie machen ein eng verbundenes Ganzes aus. Die Freiheit bedarf des Schutzes der politischen Gewalt, sucht und findet ihn, und diese letztere betrachtet sich selbst als Mittel und die Freiheit als Zweck. Ohne die Freiheit könnte die politische Gewalt in Despotismus ausarten; ohne politische Gewalt der Regierung wäre die Freiheit, des Halt- und Stützpunctes ermangelnd und allen Gefahren bloß gestellt, bald verloren. Eine jede Kraft hat oder fordert ihr eigenes Maß; ein jedes Maß setzt eine Kraft voraus, auf welche es sich bezieht; so wie in der ethischen Welt die moralische Freiheit des Einzelnen nicht ohne das Gesetz, und das Gesetz nicht ohne die moralische Freiheit denkbar ist, so sind in der politischen Welt die wahre politische Freiheit und die rechtmäßige Gewalt der Regierung unzertrennlich.

Ganz verschieden, und man möchte sagen, ganz entgegengesetzter Natur, sind die neueren repräsentativen Verfassungen, die in mehreren Ländern, vermeintlich nach dem Muster der Englischen Verfassung, entstanden sind. Sie haben nur mit dem Urbilde, dessen sie sich rühmen, eine trügerische Aehnlichkeit; in den Formen zwar ihr nachgebildet, weichen sie im Wesentlichen ganz von ihr ab. Auch sie haben alle zwei Kammern, diese sind aber ganz anders gestaltet und zusammengesetzt, als die beiden Häuser des Parlaments, und können also auch nicht dieselben

Wirkungen hervorbringen. Wenn man sie aufmerksam betrachtet, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß die Verfasser und Gründer derselben nicht begriffen haben, was ein Oberhaus oder eine erste Kammer sey und seyn solle, nehmlich eine Schutz-Waffe gegen die Eingriffe der obersten Gewalt in die Freiheiten des Volks und gegen die Angriffe und Eroberungen, zu welchen, auf Kosten der obersten Gewalt, die zweite Kammer oder das Unterhaus sich immer neigt. Eben so wenig hat man eingesehen, wie eine erste Kammer beschaffen seyn müsse, um diesen Zweck zu erreichen und ihre Bestimmung zu erfüllen. In den kleinen Staaten, wo man in Hinsicht der Repräsentation die Eintheilung in zwei Kammern hat eintreten lassen, ist der eben gerügte Mißgriff eben so unangemessen als schädlich, denn es bedurfte gar nicht eines solchen Dammes wie der einer ersten Kammer, um die Gefahren, die aus dem Andrang der Wellen der Volksbewegung oder der Gewalt des Fürsten entstehen könnten, zu entfernen oder zu beherrschen. In allen kleinen Staaten wäre es hinreichend gewesen, eine Berathung des Fürsten mit den Angesehensten des Landes von Zeit zu Zeit anzuordnen. Aber die Lehren des Tages haben sie verführt, ihre wahren Bedürfnisse so wie ihre wahre Lage zu verkennen. Sie haben wollen dem Beispiele der mächtigen Staaten folgen, aber statt kräftiger, organischer Schöpfungen haben sie sich an Surrogate gehalten, die sich zu diesen wie kleine Musiv-

arbeiten zu großen Gemählden verhalten, oder wie ein schwaches Rohr zu einer Eiche.

In Frankreich, das in Hinsicht seiner Größe, seiner Bevölkerung, seines Reichthums mit England vollkommen sich messen kann, und dessen Charte unstreitig der Englischen Verfassung nachgebildet ist, ist diese Nachbildung doch auch theilweise mangelhaft, unvollständig und unglücklich ausgefallen, und es läßt sich dort deutlich erkennen, wie schwer und gewagt es ist, die Englische Verfassung irgendwo verpflanzen zu wollen, wenn man nicht zugleich alle Bedingungen, die ihr zum Grunde liegen, auf einen fremden Boden versetzen kann, und wenn man das Wesentliche derselben verfehlt. Die Verfassung von Frankreich unterscheidet sich von der Englischen in Hinsicht ihres Ursprunges, der Formen der Wahlen, der Bedingungen des Wahlrechts und der Wahlfähigkeit, aber vor allen Dingen in Hinsicht der Zusammensetzung der Pairskammer, dieses Hauptbestandtheils einer echten repräsentativen monarchischen Verfassung, des Schlußsteins des Gewölbes, welcher dem ganzen politischen Gebäude Haltung und Festigkeit gibt. Statt der großen erblichen Grundeigenthümer, die ihrem angebornen und unveräußerlichen Besitz, eben so wie ihrer angebornen Würde, ihre Unabhängigkeit vom Thron und vom Volke zu verdanken haben und die in England das Oberhaus bilden, welches aus gleichartigen verwandten, unzerstörbaren Elementen zusammengesetzt ist, besteht die Französische Pairskammer theils

aus

aus Männern, die kein Grundvermögen ja gar kein eigenes Vermögen haben, und von einem Gehalt leben; theils aus Solchen, die zwar wohlhabend sind, aber deren Vermögen von Natur bewelgich ist und, wie es mit ihnen angefangen hat, auch mit ihnen aufhören kann; endlich aus einer kleinen Anzahl von Solchen, die Alles das vereinigen, was die Englischen Pairs auszeichnet: Geburt aus einem alten adlichen Geschlechte, und einen großen Grundbesitz, der durch Majorate in der Familie fortleben wird. Eine auf diese Art gestaltete Pairskammer kann ihrer Bestimmung nicht entsprechen. Da die Elemente, aus welchen sie zusammengesetzt ist, in ihrer Mehrheit abhängiger, beweglicher Natur sind, so können sich in ihr keine eigenthümliche Maximen bilden, kein eigenthümlicher besonderer Gesichtspunct der Gesetzgebung festsetzen; ihre Meinungen und ihre Urtheile müssen häufig mit denen der zweiten Kammer, von welcher sie nicht wesentlich in ihren Bestandtheilen verschieden ist, zusammenfließen. Sie sollte eine vermittelnde Gewalt zwischen dem König und der Wahlkammer abgeben, den Thron und die Nationalfreiheiten zugleich beschützen; zu diesem hohen Beruf mußte sie unabhängig seyn, aber ihre Mitglieder haben Alles, was sie besitzen, von der Gnade und der Freigebigkeit des Königs oder erwarten Alles von ihm. Sie sollte die Verfassung gegen die Eingriffe der beiden anderen Gewalten schützen, und müßte sich also durch eine Art von Selbstständigkeit auszeichnen; aber vermöge ihrer Wahlverwandtschaft theils mit dem Hofe, theils mit der

Masse des Volks, hat sie selbst eine ihrer Bestimmung nicht entsprechende Unbeständigkeit, und wird häufig von der Ebbe und Fluth der Meinungen des Tages fortgerissen. Daher ist es gekommen, daß zum großen Nachtheil des politischen Mechanismus, die Opposition gegen die Regierung in der Pairskammer Wurzel gefaßt, und sie öfters Gesetzentwürfe, die von dem Throne ausgegangen, ja von der Mehrheit der zweiten Kammer angenommen worden waren, verworfen hat. Die Pairs haben durch ihre Beschlüsse der öffentlichen Meinung um so mehr zu schmeicheln gesucht, als sie in ihren verschlossenen Sitzungen nicht durch den Glanz ihrer Reden dieselbe für sich gewinnen konnten. Die Eitelkeit, die bei den Franzosen leicht Gehör findet, vermehrte das Uebel, das die falsche politische Stellung der Pairskammer schon veranlaßen mußte. Die gewaltsamen Mittel, welche die Regierung zweimal gebrauchte, um sich die Mehrheit der Stimmen zu verschaffen, waren vollends ärger als die Krankheit selbst; ihre natürliche und nothwendige Wirkung war, die Pairs in den Augen der Nation und in ihren eigenen zu erniedrigen, und sie immer mehr ihrer hohen Bestimmung zu entrücken.

Durch diese Fehler hat also die repräsentative monarchische Verfassung von Frankreich die wesentlichen Charaktere der Englischen Verfassung verfehlt und ihre Vortheile eingebüßt. Der Mechanismus der Uhr scheint in beiden derselbe zu seyn, wenn

man die Theile desselben oberflächlich betrachtet, allein in der erstern fehlt das Pendel, welches eine gleichmäßige Bewegung aller Räder herbeiführt und sichert. Das Lebensprincip findet man in beiden Organismen; aber in Frankreich vermißt man den regelmäßigen Schlag des Herzens, daher hier bald Stockungen, bald krampfhafte Zuckungen entstehen. Setzt man diesem Grundfehler hinzu, daß Frankreich kein Communal- und Municipal-Gemeinwesen besitzt; daß in demselben keine Provinzial-Verfassungen Statt finden, die den Gemeinsinn durch alle Arterien und Venen des politischen Körpers verbreiten; daß Alles von dem Mittelpuncte der Regierung ausgeht und Alle, aus Ehrsucht, sich nach der Hauptstadt und den beiden Kammern drängen, statt daß solche heilsame Institutionen, wie die obengenannten, als Ableiter der Thätigkeit und des Gährungs-Stoffes der Gemüther dienen sollten; bedenkt man, daß das Grundgesetz in Frankreich zu einer bestimmten Zeit als eine Art von Vertrag zwischen den alten und neuen Interessen gegeben worden und manches von dem Gift der Maximen der Revolution aufgenommen hat, dahingegen in England Alles sich allmählig aus den Begebenheiten, den Bedürfnissen, den Fortschritten der Nation entwickelte —: so wird man sich nicht wundern, daß die Britten in der Verfassung einen Stützpunct und eine Schutzwehr der Regierung sehen, welche ihre Kraft so wie ihre Einsicht vermehrt; daß die Opposition hier in den beiden Häu-

fern weniger auf die Personen als auf die Sachverhältnisse geht; daß es zwar Partheien gibt, welche die Gegenstände aus entgegengesetzten Gesichtspuncten betrachten, obgleich sie in den Grundsätzen zusammentreffen, aber keine Factionen, welche aus eigennützigen Absichten die Regierung hemmen, lähmen, zu zerstören trachten; daß man zwar die Irrthümer und die Mißgriffe der Minister freimüthig rügt, aber sie nicht in der Regel wie geheime Feinde der Nationalfreiheit betrachtet und behandelt. Eben so wenig wird man sich wundern, daß von dem allen in Frankreich grade das Gegentheil existirt. Verschiedene Ursachen müssen auch verschiedene Wirkungen hervorbringen.

Diese Erörterung beweiset hinlänglich, daß das Wesen und das Geheimniß der repräsentativen Constitutionen nicht in dem Dasein von zwei Kammern zu suchen und zu finden sey.

Aber auch in der Theilung der Souveränität muß man nicht ausschließlich das Charakteristische und Heilsame der repräsentativen Formen in der Monarchie sehen; ein sehr gemeiner Irrthum, zu welchem die Englische Verfassung die Veranlassung gegeben hat, indem man das zu allgemeinen Sätzen erheben wollte, was aus besonderen Verhältnissen entstanden war.

Die Souveränität, insofern sie in der gesetzgebenden Gewalt beruht, ist in England allerdings getheilt. Der allgemeine Wille oder das Gesetz geht aus der Zusammenwirkung des Willens des Königs, des Oberhauses und des Unterhauses hervor. Doch

ist die Souveränität so getheilt, daß die Macht der Krone, wie billig, ein entschiedenes Uebergewicht hat. Das Oberhaus und das Unterhaus theilen zwar mit dem Könige die Initiative der Gesetze, allein durch die Wahlverwandtschaften des Thrones mit der großen Aristokratie, durch den Einfluß, den diese auf die Wahl der Mitglieder des Unterhauses, die theilweise in ihren Händen ist, ausübt, und durch das Recht, das dem Könige im äußersten Fall immer verbleibt, seine Genehmigung den Gesetzvorschlägen zu verweigern, besitzt der Thron nicht allein kräftige Vertheidigungsmittel, sondern es geht auch von ihm eine bedeutende und starke Impulsivkraft aus. Daß die Theilung der souveränen Gewalt in England jedoch, neben manchen Nachtheilen und Gefahren, Vortheile darbietet, ist unbestreitbar; aber man muß nicht glauben, wie man es öfter gethan hat, daß repräsentative Formen nothwendig die Theilung der souveränen Gewalt mit sich bringen, und von ihr unzertrennlich sind. Im Gegentheil kann man mit Wahrheit behaupten, daß repräsentative Formen mit der Monarchie verbunden werden können, ohne die Theilung der Souveränität nothwendig zu veranlassen.

Die oberste Gewalt in einem jeden Staate besteht nicht allein darin, daß keine Gewalt höher steht, als sie selbst, daß es keine Gewalt gibt, von welcher sie Gebote oder Verbote anzunehmen hätte, oder von welcher sie zu irgend etwas gezwungen und über ihr Thun und Lassen zur Rechenschaft gezogen werden könnte;



sondern auch darin, daß es keinen Willen gebe, der außer ihr das auszusprechen befugt wäre, was als Gesetz den Willen aller Mitglieder des Staats binden soll. Die gesetzgebende Gewalt ist das Hauptelement der Souveränität: denn die Gesetze erheben sich über Alle, sollen Alles beherrschen und dem Staate den Impuls des Lebens geben, so wie sie die Thätigkeit eines Jeden bedingen und beschränken. Hätte Derjenige, der an der Spitze des Staats steht, nicht die gesetzgebende Gewalt ungetheilt, oder wenigstens getheilt, so würde er, so groß auch seine sonstige Gewalt zu seyn schiene, nur der Vollzieher oder der Vollstrecker des Willens Derjenigen seyn, welche ihm oder dem Ganzen Gesetze geben würden. Nur wenn er die gesetzgebende Gewalt in letzter Instanz allein besitzt, hat er wirklich die ganze Souveränität. Da wo sie so getheilt ist, wie in England, kann der König freilich dem Scheine nach nie in die Nothwendigkeit versetzt werden, einem Gesetze, mit welchem er nicht einverstanden wäre, seine Zustimmung zu geben. Entweder hat er es durch das Organ seiner Minister vorgeschlagen, oder er stellt einem Gesetze, welches aus dem Parlament hervor- und in beiden Häusern durchgegangen ist, und ihm nicht annehmbar erscheint, das Schild seines Veto entgegen und verweigert ihm die Genehmigung. Aber da das Unterhaus das Recht hat, die Einnahmen und die Ausgaben des Staats zu bestimmen, und es von Rechtswegen Herr des Geldes ist, so hat es immer in seiner Macht, die furchtbare Waffe der Verwer-

fung des Budgets zu gebrauchen, um gewisse Gesetzvorschläge durchzusetzen und die Zustimmung des Königs zu Gesetzen, die er eigentlich nicht wollen kann, zu erzwingen. Dieses ist mehr oder minder der Fall in allen Staaten, wo eine Theilung der gesetzgebenden Gewalt und ein Zusammenwirken mehrerer Willen zur Bildung des allgemeinen Willens Statt findet.

Was man durch eine solche Theilung bezweckt, kann man auch, der untheilbaren Einheit der Souveränität und der aus derselben sich ergebenden Kraft des Staates unbeschadet, durch andere einfachere Mittel bewirken. Denn, um der Sache auf den Grund zu gehen, was will, was soll man durch solche künstliche Combinationen wollen? Gewiß nicht, in das Räderwerk des Staates, der eine stete, ununterbrochene, gleichförmige Bewegung erfordert, einen Mechanismus anbringen, vermöge dessen man das bewegende Princip lähmen oder die Bewegung ganz hemmen kann; gewiß nicht, mehrere Kräfte gegen einander aufstellen, von welchen die eine defensiv, die andere offensiv zu verfahren bestimmt wäre, von welchen die erste auf Vertheidigung ihrer selbst beschränkt, die zweite auf Eroberungen angewiesen oder leicht zu solchen verführt werden könnte, oder wo beide abwechselnd beide Rollen spielen sollen: ein Zustand, der zwar die Vortheile eines Kampfes, aber zugleich alle Nachtheile eines geheimen oder offenen Krieges leicht mit sich bringen könnte, nämlich abwechsend Ueberspannung

und Abspannung des Staatsorganismus, und statt besonnener Ruhe die Gährung aller Leidenschaften. Endlich will man gewiß auch nicht durch verwickelte Einrichtungen und unzweckmäßige Theilung Gefahr laufen, da, wo ein schnelles, kräftiges, concentrirtes Handeln zum Heil des Staats nöthig wäre, ein langsames, unsicheres verwickeltes Verfahren herbeizuführen. Was will man denn eigentlich? Verschiedene Instanzen aufstellen, um eine gründliche, freisinnige, alle Verhältnisse berücksichtigende, vielseitige Berathung der Gesetze und der Staatseinrichtungen zu sichern und der Einseitigkeit, sie mag aus Uebereilung oder aus Mangel an Einsicht entstehen, vorzubeugen; man will den Leidenschaften, den Eingebungen der Selbstsucht allen Einfluß auf die Gesetzgebung nehmen, und dabei die Verwaltung und die Regierung auf eine Art theilen, die ihre Geschäfte erleichtert ohne die Einheit des Ganzen zu gefährden. Alle diese Zwecke kann man, ohne die Theilung der Souveränität nothwendig herbeizuführen, durch gutberechnete Institutionen erhalten.

Die Pflichten der obersten Gewalt erstrecken sich im Lande auf Alles, was mit der Sicherheit, der Freiheit und der Handhabung eines Rechtszustandes zusammenhängt. Ihre Befugnisse beruhen auf ihren Pflichten, und stehen mit ihnen im Verhältniß; je ausgedehnter die ersteren sind, um so größer die letzteren. Der Souverän hat immer einen Theil seiner Pflichten und also auch seiner Rechte Anderen übertragen,

und er würde seiner hohen Bestimmung und Stellung unmöglich genügen können, wenn er die riesenhafte Arbeit der Regierung und der Verwaltung nicht theilen und die verschiedenen Verrichtungen der obersten Staatsgewalt erprobten Männern anvertrauen wollte. Allein durch eine solche Uebertragung entledigt er sich nie seiner Pflichten, noch entäußert er seine Rechte. Er allein ernennt, mittelbar oder unmittelbar, seine Diener; er unterwirft sie einer strengen Aufsicht und einer zweckmäßigen Controlle; er bleibt immer Herr, sie abzusetzen, zu versetzen, ihnen das aufgelegte Geschäft abzunehmen, ihrer Amtsthätigkeit bestimmte Formen vorzuschreiben, und in höchster Instanz verbleibt ihm immer die Entscheidung aller Angelegenheiten des Staats. Die allgemeinen Normen und Gesetze gehen von ihm aus. Nur die Anwendung derselben auf einzelne Fälle überläßt er den von ihm gewählten Organen. Auf diese Art sind alle Staatsgewalten Ausflüsse der obersten Gewalt. Alle Zweige der Verwaltung und der Regierung gehen von einem Mittelpunct aus, und vereinigen sich wieder in demselben. So überträgt der König die Rechtspflege Richtern, die zwar von ihm ernannt, aber in ihrem wichtigen Amte von ihm unabhängig sind. Er gibt ihnen die Normen ihres Verhaltens und schreibt ihnen die Formen ihres Verfahrens vor. Er stellt die Gesetze auf, nach welchen sie den Spruch thun sollen, aber er spricht selbst nicht Recht und enthält sich alles Einwirkens und Eingreifens, sogar alles Einflusses auf

die Justiz; und doch wird Recht in seinem Namen gesprochen, und die königliche Gewalt wird immer vom Volke als die erste Quelle alles Rechts betrachtet, die Handhabung einer schnellen, unpartheiischen, strengen Justiz für ihre erste Pflicht gehalten. So überträgt auch der König die mannigfaltigen Theile der Verwaltung des Staats-Vermögens, die obere Leitung der Nationalthätigkeit und die verschiedenen Regierungs-Gegenstände bestimmten Behörden, die er ihren besonderen Zwecken gemäß gestaltet, denen er einen bestimmten Wirkungskreis in gesetzmäßigen Schranken anweiset, und die er in der vorgezeichneten Bahn zugleich in Bewegung setzt und festhält. Eben so können in einer Monarchie Institutionen gebildet werden, durch welche der König eine Berathung der Gesetze, so wie das Recht Vorschläge zu thun, frei gewählten Repräsentanten der verschiedenen Stände überträgt, damit die Gesetze mit den wirklichen Bedürfnissen des ganzen Staats und der einzelnen Provinzen in Einklang gebracht werden. So treten die Gesetze erst dann verbindend auf, wenn sie aus den verschiedenen Gesichtspuncten des Ganzen und der Theile des Staats, der allgemeinen Grundsätze und der Localitäten, der Theorie und der Praxis, besprochen, beurtheilt und vielseitig beleuchtet worden sind.

Durch solche Institutionen wird die Recht- und Zweckmäßigkeit der Gesetze möglichst gesichert, den Irrthümern, den Mißgriffen, den Leidenschaften, die so oft Gesetze eingegeben haben, vorgebeugt; den

Besseren der Nation ein kräftiges, vollwichtiges Organ gegeben; aber die Einheit der obersten Gewalt, die, nachdem sie alle zu beachtenden Stimmen über die wichtigsten Gegenstände gehört und vernommen hat, das Gesetz macht und ausspricht, bleibt ungetheilt und ungeschwächt. Vermöge dieser repräsentativen Formen wird den erwählten Repräsentanten aller Interessen, eine heilsame Einwirkung in die Gesetzgebung eingeräumt, ohne daß die gesetzgebende Gewalt, die immer die Hauptgewalt im Staatsleben ist, zersplittert wird. Der allgemein bindende Wille ruht dann immer allein in der Person des Monarchen, aber dieser Wille geht aus einer freien, umsichtigen, alle Interessen berücksichtigenden und ausgleichenden Berathung hervor. Er umgibt sich mit Licht und Wahrheit. Bevor er die Handlungen Aller unwiderruflich bestimmt, bestimmt er sich selbst nach den Einsichten der Einsichtsvollsten, und bevor er herrschend auftritt, huldigt er der Herrschaft der Vernunft und des Staatsinteresse. Eine solche geläuterte, gründliche, vielseitige Begutachtung aller Gegenstände der Gesetzgebung kann für den Ausspruch der National-Meinuug gelten, und hat in ihrem Wesen, so wie in der Form ihrer Entstehung, eine innere, moralische, imponirende Gewalt, welche nothwendig in den Augen des souveränen Gesetzgebers ein großes und in den meisten Fällen ein entscheidendes Gewicht haben wird.

Gedruckt bei A. Petsch.

Neue Bücher,

welche im Verlage von Duncker und Humblot erschienen sind.

Graphische Darstellungen
zur ältesten Geschichte und Geographie von Aethiopien und Aegypten.

gr. 8. Mit einem Atlas von 9 Blättern in Royal-Folio. 4 Rthlr.

Dieses Werk des Herrn Generals Rühle von Lilienstern bildet auch die erste Lieferung eines größern Unternehmens unter dem Titel:

„Universalhistorischer Atlas, oder anschauliche Darstellung der gesammten Weltgeschichte nach wissenschaftlicher Entwickelung, von den frühesten Sagen bis auf die gegenwärtige Zeit; in Charten, Tabellen und anderen graphischen Constructionen, durch einen ausführlichen Text erläutert;"

von welchem bald mehrere Lieferungen folgen werden. Den Inhalt der hier angezeigten gibt der erste Titel an. Während in Italien, Frankreich, England und Deutschland die Alterthumsforscher mit Erklärung und Entzifferung der Aegyptischen Denkmäler beschäftigt sind, welche in diesen Ländern zusammengebracht worden — durch deren Kenntniß und die in unseren Tagen endlich möglich gemachte Entzifferung der Hieroglyphen die Kunde des Alterthums zum Theil eine neue Gestalt gewinnt — gibt dieses Werk die Ausbeute dieser Studien, indem es allen Denjenigen, welche sich dafür interessiren, eine Uebersicht der angesammelten Kenntnisse gewährt und ihnen zeigt, wie weit der Vorhang gelüftet ist, welcher noch die Chronologie der ältesten Zeit Aegyptens verhüllte. Was demnach, unter Anderen, von Thom. Young, den Gebrüdern Champollion, W. v. Humboldt, Spohn,

Seiffahrt u. s. w. auf diesem Gebiete geschehen, ist hier zusammengetragen und gewürdigt, und das Erheblichste davon in den Charten, Tabellen und hieroglyphischen Darstellungen zur Anschauung gebracht. Folgendes ist die genauere Angabe des Inhalts:

1) Historisch-geographische Skizze von Aethiopien; mit 5 kleinen Charten.
2) Ueber Pharaonen-Namen in Hieroglyphen-Schrift; mit 117 Darstellungen auf 2 Blättern.
3) Zur Chronologie der Pharaonen-Zeit; mit 3 Zeitströmen und 10 tabellarischen Darstellungen.
4) Ueber die primitive Bevölkerung Aegyptens und die Wechselberührung der Aegypter mit anderen Völkern; mit 1 Charte.
5) Ueber die Hyksos; mit 1 Zeittafel.
6) Zur Geographie der Pharaonen-Zeit; mit 5 kleinen Charten.

In der Vorrede erörtert der Herr Verfasser die Ansichten über die Behandlung der Geschichte, und entwickelt den Plan seines historischen Atlasses. Herr Hofrath Heeren, dem bisher in Hinsicht der Verarbeitung der Resultate aller Forschungen über Aegypten (Werke, Bd. 14.) in Deutschland am meisten verdankt wurde, ist auch der Erste gewesen, welcher nach Erscheinung des obigen Werks (Göttinger Anzeigen 1827, Nr. 131), Bericht darüber erstattet hat.

K. A. Menzel,

Geschichte unserer Zeit,

seit dem Tode Friedrich's II.

2 Bände. 8. 1824. 25. geh. Preis: 4⅓ Rthlr.

Dieses Werk umfaßt die inhaltreiche und verhängnißvolle Zeit, welche die lebende Generation an sich vorübergehen sah, deren Ereignisse Jedem in Fragmenten noch mehr oder weniger gegenwärtig sind, und die hier als ein Ganzes vor uns tritt. Von überraschender Wirkung wird Vielen

das einzeln Erlebte in dem Zusammenhange seyn, worin es hier als berichtigte, von allem Zusatz der Partheisucht gereinigte Thatsache erscheint.

„Der durch seine Geschichte der Deutschen hinreichend bekannte Verf.“ sagt die Hallische Lit. Zeit. (1824. Ergänz. Bl. 140.) „vereinigt Einsicht und Charakter, um die inhaltschwere Geschichte unsrer Zeit mit Glück zu erzählen, und darum gewährt das Lesen seines Werkes hohen Genuß.“ Ferner urtheilt über dieses Werk die Leipz. Lit. Zeit. (1823. No. 328.). „Es treten in dem vorliegenden Werke durchgehends als werthvolle Eigenschaften des Verf. hervor: seine würdevolle freimüthige Behandlung eines Stoffes, der unseren Zeiten so nahe liegt; sein unverhohlen ausgesprochenes politisches Urtheil über alle wichtige Personen und Ereignisse, ohne aus ängstlicher Zurückhaltung oder Besorgniß seine Ueberzeugung zu verbergen; und die gleichmäßig gehaltene, edle, männliche, gediegene Form der Darstellung.“

Wie einstimmig über das Verdienst des Werks geurtheilt worden, bezeugen ferner die Beurtheilungen im Lit. Conversationsblatt 1824. No. 146, im Morgenblatt (1824. Literat. Bl. 20 und 1825. No. 16), und viele andere Recensionen, so daß es uns zu wahrer Freude gereichen darf, ein Werk gefördert zu haben, welches als eine Bereicherung der historischen Litteratur anzusehen ist *).

---

*) Die Geschichte unserer Zeit von Menzel, bildet zugleich die Fortsetzung und den Schluß (oder den 11ten und 12ten Band) von Beckers Weltgeschichte. Von der fünften Ausgabe dieses Werks, der ersten vollständigen, durchgängig verbesserten, in größerm Format und zu einem wohlfeileren Preise veranstalteten, sind im J. 1827 die letzten Bände erschienen. Das ganze Werk besteht in dieser Gestalt aus 12 Bänden. Nämlich: Bd. 1 — 3. Alte Geschichte. Bd. 4. 5. Mittlere Geschichte. Bd. 6 — 10. Neuere Geschichte, bis zum Ausbruch der Französischen Revolution. Bd. 11. 12. Die Geschichte unsrer Zeit, von Menzel. Es sind davon zwei Ausgaben gemacht worden; nämlich:

Ausgabe in Octav, auf gutem weißen Druckpap. . 15 Rthlr.
Ausgabe in groß Octav, auf feinem Papier . . 18 Rthlr.

Fr. Schöll,

Geschichte der griechischen profanen Litteratur,

von der frühesten mythischen Zeit bis zur Einnahme Constantinopels durch die Türken.

Nach der zweiten Auflage aus dem Französischen übersetzt,

mit Berichtigungen und Zusätzen des Verfassers und des Uebersetzers,

von **Franz Schwarze,**

Prorector am Gymnasium zu Prenzlau.

3 Bände. Royal-Octav.

Das Original dieses Werks ist in Deutschland durch die Recensionen von Passow (in den Jahrbüchern für Philologie), in der Jenaischen Lit. Zeit. u. s. w. auf eine Weise bekannt geworden, daß die Verdienstlichkeit einer Uebertragung desselben außer Zweifel steht, um so mehr, als auch erkannt worden ist, daß ein Werk über die Griechische Litteratur, in dieser Form und Behandlung, in Deutscher Sprache, fehle, und daß ein solches, als Handbuch für den Unterricht, so wie für das eigene Studium Derer, die auf classische Bildung Anspruch machen, sehr erwünscht seyn würde. Da die Uebertragung unter Theilnahme des Herrn Verfassers geschieht, und mit Allem bereichert wird, was die Fortschritte des philologischen Studiums und Rücksicht auf die Wünsche der Kritiker forderten, so wird dieselbe als eine verbesserte Ausgabe des Originals gelten können. Durch ein großes Format und zweckmäßige typographische Einrichtung werden wir es möglich machen, den Umfang des Originals von 8 Bänden, ohne Aufopferung von irgend etwas Wesentlichem, über die Hälfte zu ermäßigen, und auch in dieser Hinsicht dem Bedürfniß des Deutschen Publicums zu genügen und die Anschaffung zu erleichtern suchen. Der erste Band erscheint zur Oster-Messe 1828. Vorläufig nehmen alle solide Buchhandlungen Bestellungen darauf an.

Arkona,

Ein Heldengedicht in zwanzig Gesängen,

von Fr. Furchau.

gr. 8. geheftet 2 Thlr. 10 Sgr.

Der Gegenstand dieses Heldengedichts — der Vorzeit Rügens entnommen — wird gewiß als ein glücklicher erkannt werden, da das Land selbst und dessen Naturschönheiten, so wie die Momente seiner Geschichte wo es aus einem durch mancherlei Eigenthümlichkeiten merkwürdigen Heidenthum zum Christenthum überging, schon an sich reichen Stoff für die dichterische und epische Behandlung darzubieten scheinen. Der Zauber des Vaterländischen, Heldenthümlichen, Malerischen, Dichterischen vereinigen sich also, um die Aufmerksamkeit auf dieses Product zu lenken. — Die vorangeschickte Einleitung wird auch die mit der Geschichte und den Localitäten Rügens weniger Vertrauten mit dem Gegenstande befreunden und sie auf den gehörigen Standpunct stellen. Eine Ansicht von Arkona und eine Charte der Insel Rügen mit alten und neuen Ortsbenennungen gehören zu den äußeren Zierden, dieses auch typographisch mit Sorgfalt ausgestatteten Werks.

Memoiren

des Grafen Alexander von T—.

Aus der Französischen Handschrift übersetzt.

3 Bände. geh. 6 Rthlr.

Diese Memoiren eines französischen Weltmannes (des Grafen A. von Tilly) sind nicht bloß wegen der Persönlichkeit und den Schicksalen des Verf., der als Page der Königinn Maria Antoinette und in der bewegten Zeit vor der Französischen Revolution, seine Laufbahn eröffnete, sondern auch in Beziehung auf Menschen und Begebenheiten, die er beobachten konnte, empfohlen worden. Unter andern sagt die Zeit. f. d. eleg. Welt. 1825. No. 191.: „Es ge-

währt gewiß eine höchst anziehende Geistesbeschäftigung, eine originelle menschliche Individualität in ihrem eigenthümlichen Seyn und Leben treu abgeschildert zu sehen. Der Verfasser schildert sich und sein Leben mit viel Geist, Scharfblick, feiner Combinationsgabe, aber freilich auch, wenigstens zum Theil, mit der Frivolität des gebildeten Franzosen seiner Zeit. Diese ist nämlich der Anfang der Französischen Revolution und die Periode unmittelbar vor derselben, wo schon leise Regungen jener ewig denkwürdigen Erschütterung im Gebiete der Europäischen Menschheit sich wahrnehmen ließen. Diese Periode aber gibt dem Buche noch ein besonderes Interesse, denn man findet hier viel Anziehendes mitgetheilt über den Hof von Versailles, den König, die Königinn und andere Personen, die damals die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zogen. Die Darstellung selbst zeichnet sich durch Feinheit und Anmuth aus, und verräth überall den Mann von ungewöhnlicher Geistesbildung. Da er hier viel von seinen Jugendabenteuern spricht, so hat dieser Theil auch das Interesse eines oft recht unterhaltenden Romans."

Alles für seine Königinn,

oder

der Priester und der Garde du Corps.

Vom Verfasser der „Heer- und Querstraßen."

Aus dem Englischen übersetzt von Theodor Hell.

8. geh. 1 Rthlr. 10 Sgr.

Die in den ersten drei Bänden der „Heer- und Querstraßen" enthaltenen Erzählungen, welche das gesellige Leben höherer und niederer Stände in Frankreich in verschiedenen Zeiten, und in verschiedenen durch Localfarben sehr individuell bezeichneten Provinzen (wie die Vendée, die Normandie, die Pyrennäen) so charakteristisch darstellen, haben allgemein angezogen. Von dem vorliegenden Werke sagt die Leipz. Lit. Zeit. 1828. Nr. 62. „Das ganze Gemählde gehört zu den vorzüglichsten, welche die historische Romanen-Literatur aufzuweisen hat, man mag nun auf Fabel, oder Charaktere, oder Situationen Rücksicht nehmen."

Neue Romane von Cooper,
in deutscher Uebersetzung.

Die Prairie. 3 Bände. 8. geh. 3½ Rthlr.

Red Rover; übersetzt von G. Friedenberg. 3 Bde. 8. geh. 3½ Rthlr.

Der steigende Beifall, mit welchem Coopers Romane in Deutschland gelesen werden, macht, daß jeder neu erscheinende mit Begierde ergriffen wird. „Was wir auch an der Prairie auszusetzen haben", sagt das Literaturblatt zum Morgenblatt 1827. Nr. 68. „unbestreitbar bleibt ihm der Vorzug seiner unübertrefflich wahren und originellen Naturgemählde, und wo so Vieles zu loben ist, sehen wir gern über einiges Tadelnswerthe hinweg, zumal in einem Gebiete der Romanenwelt, in welchem man froh seyn kann, unter hundert Wechselbälgen und Nachahmungen nur eine originelle Schönheit zu finden." Die Scene der Prairie, worin Personen aus dem Letzten der Mohikans wieder auftreten, ist in dem Gebiet der Vereinigten Staaten jenseits des Missisippi, in öden Steppen (die eben den Namen Prairie führen), welche hier zum erstenmal dem schöpferischen Talent eines Dichters ein Feld dargeboten haben. Wie reizend Cooper es durch seine Einbildungskraft zu beleben weiß, indem er den Contrast einfacher Naturmenschen und ihrer Sitten mit denen einer cultivirten Welt benutzt, um Situationen zu gestalten, gehet aus obigem Urtheil hervor.

Den Red Rover könnte man ein Seegemählde nennen, denn größtentheils ist das Meer der Schauplatz, auf dem der Verf. den Leser verweilen läßt und auf welchem er ihn mit Vorliebe zurückzuhalten scheint. Die genaue Kenntniß des Seewesens verräth sich stets. Die Stille des Oceans, die Wuth der Orkane, welche diese Stille unterbrechen, und dann die Tiefen des Gemüths und die Abgründe der Leidenschaften in Denen, die er auf diesem Elemente zusammenführt und deren Individualität er mit dem ihm eigenen Talent zu schildern weiß, bieten die abwechselnden Situationen, mit welchen Cooper den Leser fesselt und oft hinreißt.

Ferner ist kürzlich daselbst erschienen:

Gedanken, Ansichten und Bemerkungen über die Unbill und Noth, und die Klagen unserer Zeit; in national- und staatswirthschaftlicher Hinsicht. Von einem unpartheyischen Freunde der Wahrheit 8. geh. 22½ Sgr.

Hoffmann (E. T. A.) die Elixire des Teufels. Nachgelassene Papiere des Bruders Medardus, eines Kapuziners. Zweite Auflage. 8. geh. 2 Rthlr.

Kruse (Fr.) Fragen über mehrere für das höhere Alterthum wichtige Verhältnisse im heutigen Griechenland, beantwortet von einem Philhellenen (G. Müller), und aus den Alten commentirt. Nebst der Beschreibung einer Reise durch Morea nach Athen. gr. 8. Mit 2 Charten. geh. 1 Rthlr.

Lautier (G. A.) praktisch-theoretisches System des Grundbasses der Musik und Philosophie; als erste Abtheilung eines Grundrisses des Systems der Tonwissenschaft. gr. 8. 25 Sgr.

Leo (Heinr.) Vorlesungen über die Geschichte des Jüdischen Staates; gehalten auf der Universität zu Berlin. gr. 8. 1 Rthlr. 10 Sgr.

Michelet (L.) die Ethik des Aristoteles in ihrem Verhältnisse zum System der Moral. gr. 8. 10 Sgr.

Mollard-Lefevre, über die Unfehlbarkeit der Römischen Kirche. Ein Brief, aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet. 8. 10 Sgr.

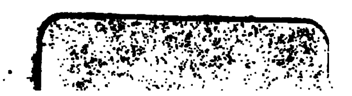
Nordeck (C. Baron von) Bacchus. Ein Epos. 1ster Band. gr. 12. 1 Rthlr. 15 Sgr.

Schoell (Fr.) Entwurf eines historischen Gemäldes von Europa, seit dem Anfange der Französischen Revolution bis zum Pariser Frieden von 1815. Aus dem Franz. übersetzt; mit Berichtigungen und Zusätzen des Verfassers und des Uebersetzers, von Ed. Cottel. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 20 Sgr.

Theremin (Fr.) Predigten. Band 4. gr. 8. geh. 1⅓ Rthlr.
Vom 1sten und 2ten Band ist eine zweite Auflage erschienen. Jeder Band ist einzeln zu haben, à 1 Rthlr. 10 Sgr.

Wäre es nicht Zeit, dem Unwesen der Afrikanischen Raubstaaten endlich ein Ziel zu setzen? Ein Wort zur Beherzigung an alle hierbei interessirte Europäische Staaten. 8. geh. 10 Sgr.

Wilken (Fr.) Geschichte der Königl. Bibliothek zu Berlin. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 10 Sgr



Ferner ist kürzlich daselbst erschienen:

Gedanken, Ansichten und Bemerkungen über die Unbill und Noth, und die Klagen unserer Zeit; in national- und staatswirthschaftlicher Hinsicht. Von einem unpartheyischen Freunde der Wahrheit 8. geh. 22½ Sgr.

Hoffmann (E. T. A.) die Elixire des Teufels. Nachgelassene Papiere des Bruders Medardus, eines Kapuziners. Zweite Auflage. 8. geh. 2 Rthlr.

Kruse (Fr.) Fragen über mehrere für das höhere Alterthum wichtige Verhältnisse im heutigen Griechenland, beantwortet von einem Philhellenen (G. Müller), und aus den Alten commentirt. Nebst der Beschreibung einer Reise durch Morea nach Athen. gr. 8. Mit 2 Charten. geh. 1 Rthlr.

Lautier (G. A.) praktisch-theoretisches System des Grundbasses der Musik und Philosophie; als erste Abtheilung eines Grundrisses des Systems der Tonwissenschaft. gr. 8. 25 Sgr.

Leo (Heinr.) Vorlesungen über die Geschichte des Jüdischen Staates; gehalten auf der Universität zu Berlin. gr. 8. 1 Rthlr. 10 Sgr.

Michelet (L.) die Ethik des Aristoteles in ihrem Verhältnisse zum System der Moral. gr. 8. 10 Sgr.

Mollard-Lefevre, über die Unfehlbarkeit der Römischen Kirche. Ein Brief, aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet. 8. 10 Sgr.

Nordeck (C. Baron von) Bacchus. Ein Epos. 1ster Band. gr. 12. 1 Rthlr. 15 Sgr.

Schoell (Fr.) Entwurf eines historischen Gemäldes von Europa, seit dem Anfange der Französischen Revolution bis zum Pariser Frieden von 1815. Aus dem Franz. übersetzt; mit Berichtigungen und Zusätzen des Verfassers und des Uebersetzers, von Ed. Cottel. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 20 Sgr.

Theremin (Fr.) Predigten. Band 4. gr. 8. geh. 1⅓ Rthlr.
Vom 1sten und 2ten Band ist eine zweite Auflage erschienen. Jeder Band ist einzeln zu haben, à 1 Rthlr. 10 Sgr.

Wäre es nicht Zeit, dem Unwesen der Afrikanischen Raubstaaten endlich ein Ziel zu setzen? Ein Wort zur Beherzigung an alle hierbei interessirte Europäische Staaten. 8. geh. 10 Sgr.

Wilken (Fr.) Geschichte der Königl. Bibliothek zu Berlin. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 10 Sgr

[illegible]

[illegible]

